

R.G.BINDING

GESAMMELTES
WERK



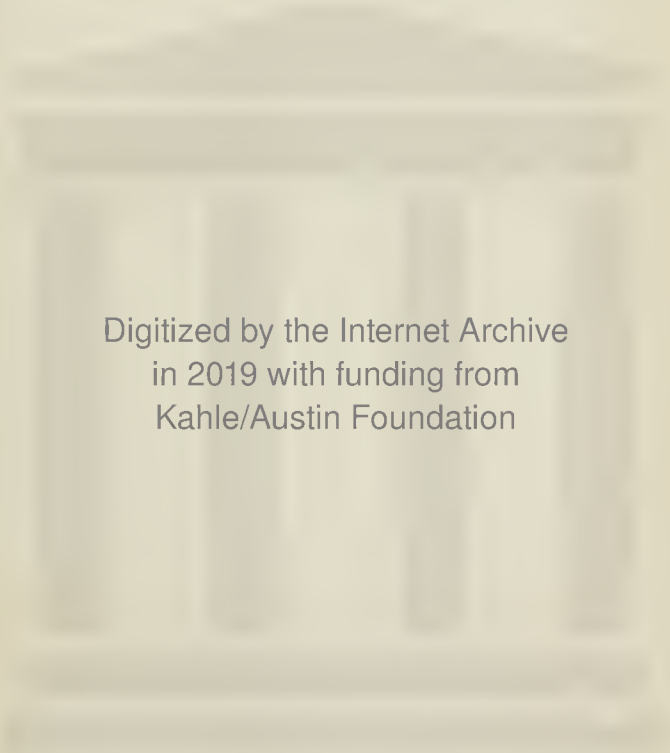
NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

See of
y ✓

✓



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation



RUDOLF G. BINDING
GESAMMELTES WERK

RUDOLF G. BINDING

NOVELLEN
UND LEGENDEN

RÜTTEN & LOENING VERLAG
FRANKFURT A. M.

PT 2603. I 59 1927 Bd. 1

Alle Rechte vorbehalten / Copyright 1927 by Rütten
& Loening Verlag, Frankfurt a. M. / Druck der
Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig / Einband-
entwurf von Walter Tiemann

NOVELLEN

DIE WAFFENBRÜDER

Es ist noch nicht lange her, daß in einer Stadt im Westen unseres Landes, wie keine schönere gleich einer lächelnden Frau ihre Füße in den Wellen eines raschfließenden Stromes badet und ihr Antlitz in seinem Spiegel betrachtet, sich die Geschichte zutrug die ich hier erzählen will. Obzwar sie sich recht eigentlich im Herzen jener Stadt abgespielt hat und es Blut dabei gab und Tränen, so hat sie davon wohl kaum etwas gespürt; und wenn sie etwas von ihr bemerkte, so hat sie es im Herzen bewahrt, treu und verschwiegen, wie es gut war und notwendig; denn sie ist — auch hierin den Frauen gleichend — minder schwatzhaft als minder schöne. Jetzt aber da — nach kaum zwanzig Jahren — niemand mehr übrig ist dem die Erzählung dieser Begebenheiten einen Schmerz erneuern könnte und die Geschichte schon dem unermeßlichen Meere der Vergessenheit zurollt, das, gnädig und grausam, die Schicksale der Menschen in sich aufnimmt, scheint es an der Zeit sie diesem Ende zu entreißen. Denn selbst der letzte und gewichtigste, wenn auch stumme Zeuge, welcher ihren Ausgang gesehen hat, ist gefallen, da ich jüngst eines Abends vor den Trümmern des Hauses stand in welchem sie zum Anstrag kam.

Es war das Haus, in dem zu unserer Studentenzeit unser Fechtmeister wohnte und seinen Fechtboden hielt; nicht der von der Universitätsbehörde angestellte, bei

dem man die herkömmlichen Gänge unter Geklirr und Getrappel erlernte, sondern einer der die feine Kunst auf eigene Hand übte und lehrte, und ein sonderlicher vor andern, wie die Bibel sagen würde. Noch waren die Arbeiter, um ihres Tages Mühen zu enden, am Werk die letzte Mauer niederzureißen: aus dem weißen Schutt ragten einige Dielen des knorrigen, abgetretenen Fußbodens, auf dem wir bei unseren jugendlichen Ausfällen gestanden hatten. Als die Mauer mit den hilflosen leeren Fensteröffnungen kraftlos fiel und eine Wolke gelblichen feinen Staubes mir die formlosen, in sich zusammengesunkenen Trümmer verhüllte, wurde ich seltsam angerührt; wie von einem leisen Zauber. Ich ging nach Hause fast wie geleitet; und er bannte mich, die Schattenschleier festzuhalten die er in der wachsenden Dämmerung um mich heraufzog.

Dies aber war es was ich ergriff.

Im Kriege gegen Frankreich fochten auf deutscher Seite in einem jener Reiterregimenter, denen die langatmigen Attacken von Mars-la-Tour und Vionville zu reiten beschieden waren, zwei junge Männer Seite an Seite, welche die gemeinsame Mühsal des Krieges in einer engeren Kameradschaft aneinanderschloß als es die Verkettung, die ihr späteres Leben verband, je vermocht hätte. Es war Daniel Roux, trotz seines französischen Namens ein guter Deutscher und seines Zeichens Fechtmeister, und Thomas Woller, in Friedenszeiten wohlbestellter Waffen- und Messerschmied.

Daniel, der seinem Namen und seiner Herkunft als für seinen eigenen Wert ganz unwesentlichen Dingen

nicht nachzugehen für gut befand, stammte wohl aus einem eingewanderten Geschlecht, war aber aus den Grenzlanden gebürtig; wenigstens besagte das sein Taufschein, der auf einen kleinen Ort im Badischen lautete. Aber nie hat ihn jemand von seiner Heimat, von Vater oder Mutter oder irgendeiner Familienbeziehung reden hören, und selbst die entfernten Vettern, die ein jeder hat, gab es für Daniel Roux in keinem Teil der bewohnten Erde. Das erwähnte Taufzeugnis, welches er notgedrungen gegen die ihm gänzlich überflüssig und neugierig erscheinenden Fragen der Behörden als einzigen Beleg seines Daseins mit sich führte, pflegte er, wenn er es wirklich einmal vorlegen mußte, nach Möglichkeit zu entkräften, indem er darüber so obenhin die Bemerkung fallen ließ, Wasser und Pfaffen gebe es überall auf der Welt; als ob er gefürchtet hätte daß das fatale Papier ihm irgendeine Art Erkenntlichkeit oder Anhänglichkeit gegen den darin namhaft gemachten Ort auferlege. Solche Empfindungen fanden nämlich nicht den kleinsten Raum in seinem Herzen, welches wie das eines Vogels war der, einmal flügge geworden, nicht wieder an das Nest zurückdenkt in dem er ausgebrütet wurde.

Wenn Daniel Roux eine erkleckliche Anzahl von Jahrhunderten eher auf die Welt gekommen wäre, so würde er unfehlbar ein fahrender Ritter geworden sein; und ein solcher von der feinen Art, wie es vielleicht einer seiner Vorfahren im ritterfrohen Frankreich gewesen war. Denn woher er diesen Hang hatte, den keinerlei Anschauung aus Büchern oder bildlicher Darstellung geboren und keinerlei Vorbild oder Anlei-

tung großgezogen haben konnte, ist ihm selbst immerdar dunkel geblieben. Doch waren es keine aus der Zeit fallenden Träume von mittelalterlichen Waffenfahrten und Turnieren die ihn beseelten, und ebensowenig zog es ihn, die Waffenführung als ein Handwerk zu erlernen das seinen Mann nährt. Ein künstlerischer, ja fast virtuoser Geist war vielmehr in ihm mächtig: denn das Waffenspiel betrachtete er wie eine Kunst, der man sich ergeben könne gleich irgendeiner andern; und es war die blanke Klinge, besonders aber die des krummen Reitersäbels, welche er zu seinem Instrument machte, das er spielen lernen wollte wie ein Meister. Ihr brachte er alle seine jugendliche Neigung entgegen, und ein feingeschmiedetes Stück, das er mit natürlichem Gefühl bald von anderen handwerksmäßigen zu unterscheiden vermochte, konnte er ebenso verliebt, verträumt und in einer Art Ehrfurcht betrachten, wie etwa ein großer Violinspieler eine aus den kunstfertigen Händen der Stradivari oder Amati hervorgegangene Geige.

So erlernte Daniel Roux die Fechtkunst; und dies da wo sie in deutschen Landen ihre gehegte Zuflucht und Pflege hatte, also bei den studentischen Fechtmeistern besonders des Südens und Westens. Da aber Daniel, wie jeder wirkliche Künstler, sozusagen ein geborner Meister war, so konnten ihm seine Lehrer, denen er als Gehilfe seine Dienste anbot, bald nichts mehr beibringen, denn er führte seine Klinge nicht anders als Michelangelo seinen Meißel, Rembrandt seinen Stichel oder Paganini seinen Bogen; und so erwog er schon in seinem Innern den Gedanken, auszuwandern, um in andern Ländern ebenbürtige Rivalen

zu suchen die er hier nicht mehr traf, als ihn die Pflicht, im Heere zu dienen, auf einige Jahre an die wenig geachtete Heimat band. Wie er dabei in das preußische Reiterregiment kam, in dem er später gegen Frankreich zu Felde zog, ist nicht klar; aber Daniel, dem die Heimatlosigkeit des Künstlers im Blute lag, kümmerte diese Frage ganz und gar nicht und es war ihm genug, irgendwo den Flamberg nach Herzenslust schwingen zu können, was er denn auch weidlich tat, wenschon der Reitersäbel ungefüger war als die fein ausbalancierten Klingen die er zu schlagen pflegte.

Von der ritterlich-fahrenden Art des Fechtmeisters war die Thomas Wollers, des Waffenschmieds, weit genug verschieden. Denn er, der einem alten Solinger Geschlecht mit einem ebenso alten Handwerk entstammte, war vor dem Kriege schon seßhaft in jener Stadt, die im Eingang dieser Geschichte genau genug beschrieben wurde. Dorthin hatte ihn wegen seiner Kunstfertigkeit, die feinsten chirurgischen Messer und absonderlichsten Instrumente zu schmieden die auch heutzutage noch der Kunst der Hand vorbehalten sind, ein berühmter Arzt der Universität berufen, dem er trefflich in die Hände zu arbeiten wußte. Die Studenten aber holten sich bei ihm die scharfen Klingen für ihre Messuren und seltenen ernsthafteren Waffengänge; denn sie mußten immer vom Besten haben, und Thomas Woller stand in dem Ruf, daß er auf Verlangen selbst eine Klinge nach toledanischer oder damaszener Art hätte schmieden können, wenn sie's hätten bezahlen mögen.

Wenn vergangene Zeiten aus Daniel Roux einen fahrenden Ritter gemacht hätten, so wäre Thomas Woller nun und nimmer etwas anderes geworden, als er war. Denn er liebte sein Handwerk nicht nur als sein eigenes, sondern auch als das seiner Vorfahren und betrieb es in einer besonderen vornehmen Art und Führung, wie nur solche pflegen die einen überkommenen Ruf zu hüten haben; und so hätte er sich für einen Stümper gehalten, wenn er nicht alle die sorgfältig bewahrten Kunstgriffe und Schmiedegeheimnisse gekannt und anzuwenden gewußt hätte wie die Besten seines Namens. Als der Feldzug begann, konnte er seine Werkstatt wohlbestellt einem graubärtigen Gesellen überantworten und brauchte nicht zu fürchten daß der Krieg sein Handwerk ohne Arbeit lassen würde.

Es war auf dem Kasernenhof ihres Regiments in X, daß sich Daniel Roux und Thomas Woller das erste mal von Angesicht zu Angesicht erblickten. Dort standen sie unter der Menge der anderen die der Mobilmachungsbefehl zur gleichen Stunde auf dem Platz versammelt hatte, geduldig und ungeduldig zugleich darauf wartend daß sie zu den einzelnen Schwadronen überwiesen und eingekleidet würden. Eine kecke Julionne überblitzte wohlgefällig den Haufen der mannhaften Streiter, als ob sie sich die hübschesten hätte hervorsuchen wollen, und auch die Leute blitzten sich aus hellen Augen an, gegenseitig sich musternd und Kameradschaft suchend.

Aus einiger Entfernung trafen sich auch die Blicke von Daniel Roux und Thomas Woller und bei den

wiederholentlichen Begegnungen und kurzen Ruhepausen, die sie ihren Augen auf ihren Wanderungen durch das sich nur wenig verschiebende Getreibe der übrigen wechselweise gestatteten, fanden die beiden Männer jenes selbstverständliche Gefallen aneinander das sich in unwillkürlichem Vergleichen und Ausuchen alsbald für den schmucksten Burschen in einer Menge entscheidet.

Und als solcher mußte jeder der beiden dem andern erscheinen. Denn obgleich sie eigentlich nicht besser oder tenrer gekleidet waren als die meisten des Trupps, so schienen sie es doch, indem sie als Leute die etwas auf sich hielten, mit einiger Sorgfalt nur solche Kleidungsstücke für sich ausgewählt hatten, die zu ihrem Wesen paßten und ihrer Größe angemessen waren. Diese Geringfügigkeit unterschied sie für ihr eigenes Auge alsbald hinreichend von den andern in ihrer unaachtsameren und daher so oft unkleidsamen Ausstaffierung. Und überdies schienen sie anders auf ihren Füßen zu stehen, anders in die Sonne zu blicken, anders Haupt und Nacken zu tragen wie die Masse der übrigen; als ob zwei Hochgebirgstannen unter einen Haufen braver Fichten geraten seien, die im Sandboden um ihr Wachstum kämpfend groß geworden waren.

Daniel und Thomas beobachteten den gesprächsuchenden Kameraden gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, die jedoch nicht darin ihren Grund hatte daß sie sich etwas Besseres dünkten als jene, sondern vielmehr das Zeichen einer nachdenklichen und selbstgenügsamen Überlegenheit über die unruhigen, fragelustigen und antwortbedürftigen Jünglinge war, die

sich bald zu kleinen schwarzen summenden Inseln auf dem sonnenbestrahlten Pflaster zusammenzogen, um so die langen Stunden des Wartens besser zu überstehen. Auf diese Weise kam es, daß zwischen Roux und Woller sich eine Art Fahrwasser auftat, das die ausgebreiteten Massen der Männer zuvor gesperrt hatten, nur hin und wieder für die Augen einen Durchblick offen lassend. In ihrer kühleren und wenig mitteilbaren Haltung sahen sich Daniel und Thomas plötzlich, wenn auch unabsichtlich, von den anderen gemieden und standen eine ganze Weile dergestalt isoliert in der gesprächigen Inselwelt, jeder trotzig den kleinen Platz behauptend den ihnen ihre kleinen sauberen Koffer bezeichneten, die sie vor sich aufgepflanzt hatten.

Es dauerte denn nicht gar zu lange daß Thomas Woller zwischen den nun gefestigten Inseln auf Daniel Roux lossteuerte als ob er unbewußt einer leise treibenden Strömung folge; wobei er indes, um den ursprünglichen Verankerungsplatz und somit alle Selbständigkeit nicht voreilig aufzugeben, seinen Koffer auf den vier rundköpfigen Steinen des Hofes beließ die er bedeckte. Jedoch empfing ihn Daniel nicht so, daß er sich auf das Gepäckstück hätte zurückziehen müssen; vielmehr fand er es ganz natürlich daß sie zueinander strebten, und für richtig daß einer damit den Anfang mache. Als Thomas an Daniel herantrat, hatte dieser gerade das einfache Behältnis seiner Habseligkeiten geöffnet und suchte mit einer gewissen Zärtlichkeit einen geeigneten Platz für ein schweres Rasiermesser das er, in der Höhlung eines kurzen Streich-

niemens geborgen, wie solche zum Schärfen und täglichen Herrichten der Messerklinge gebräuchlich sind, aus der Innentasche seines Rocks gezogen hatte. Irgendwie wollte er ihm später schon in die Sattelpacktasche verhelfen.

„Die Franzen werden uns wohl nicht jeden Tag Zeit lassen, uns das Giebfeld abzuputzen“, sagte Thomas halb belustigt, als er den Eifer Daniels sah.

„Man kann aber doch seinem Feind und vielleicht seinem Schöpfer nicht wie ein Räuber gegenüberreten“, meinte Daniel noch über den offenen Koffer gebeugt; „und dann: man soll eine gute Klinge niemals im Stich lassen.“

Thomas konnte noch nichts davon wissen daß in der Tat Daniel lieber dem schönsten Mädchen mit einem rauen Kinn unter die Augen gekommen, als unrasiert zu einem Waffengang ausgezogen wäre; denn das ging ihm geradenwegs gegen Gefühl und Ehre. Aber wenn Thomas die etwas wunderliche Achtung Daniels vor seinem Feind und seinem Schöpfer vorläufig nicht verstand und daher die ersten Worte des Fechtmeisters fast überhörte, so gefiel ihm dessen Hochachtung vor einer guten Klinge um so besser. Und so war er plötzlich darauf neugierig geworden, die Bekanntschaft dieses Rasiermessers zu machen, von dem der vor ihm beschäftigte Mann wie von einem guten verlässlichen Kameraden gesprochen hatte, der wert war daß man ihn niemals verlasse. Also sagte er: „Darf ich die Klinge einmal sehn? Ich verstehe mich etwas darauf.“

Daniel richtete sich auf und reichte ihm wortlos und mit einem leisen Stolz, daß er damit vielleicht an einen

Kenner gekommen der ihn nach Gebühr bewundern werde, den gepriesenen Schatz hin. Thomas nahm das Messer aus seinem Behältnis, schlug die Klinge mit geübter Hand auf und lächelte leicht, als sein prüfender Blick auf dem Heft eingedrückt einen kleinen gespreizt daherschreitenden Hahn gewahrte, der ihm nicht nur die sofortige Gewißheit gab daß das Messer aus seiner Werkstatt stamme sondern daß es eine von ihm selbst geprüfte Klinge sei. Ja, er hatte sie wohl gelegentlich mit eigener Hand als eine Art Meisterstück geschmiedet, wie er es aus unbezwinglicher Neigung und Hochachtung vor der feinen, gefühlvollen Arbeit der Hand gegenüber der der Maschinen hin und wieder noch zu fertigen sich übte. Denn nur auf solche Messer und Waffen, die nach seiner Ansicht dieses ehrwürdige Zeichen in Ehren zu tragen verdienten, pflegte er den Hahn zu schlagen, uraltem Brauch getreu der ihm von seinen Vorfahren überliefert war. „Wer einen Woller schwingt, ist wohlbewahrt“, hieß ein alter Spruch aus den Zeiten als die Solinger Schwertfeger ihren Ruf über die Grenzen deutschen Ritter- und Kriegerthums hinaus verbreiteten und die Solinger Beschauzeichen nicht geringer geachtet wurden als der berühmte Wolf von Passau und die besten spanischen und morgenländischen Marken.

In diesem Augenblicke aber begrüßte Thomas das wohlbekannte Zeichen auf der Daniel gehörigen Klinge stillvergnügt und folgerichtig als eine innere erfreuliche Beziehung und bedeutsame Verknüpfung seiner Person mit der Daniels, die ihm recht zu geben schien daß er ihm auf den ersten Blick gefallen und den ersten

Schritt zu einer Annäherung getan hatte. Indessen behielt er seine Beobachtung und seine Empfindung für sich und hätte auch gar keine Zeit gehabt sie zu äußern, da Daniel ihm rasch seinen Schatz wieder aus der Hand nahm und in seinem Köfferehen barg, welches er eilig zuschlug und verschloß.

Denn, wie es nach langem Warten immer ist, daß das erwartete Ereignis unversehens vor einem steht, so stand es in diesem Moment in Gestalt des Regimentschreibers und eines Offiziers vor dem Schwarm der noch redenden und nun beinahe erschrockenen jungen Leute. Daniel hatte ihr Nahen bemerkt und sich in Positur setzen können, wie man damals noch sehr militärisch sagte; Thomas aber traf ihr Erscheinen so unvorbereitet daß er nicht einmal die kurze Entfernung bis zu seinem verlassenen Habsal zurücklegen konnte und dergestalt, als ob er Daniel Roux und dessen Koffer zugehörte, neben diesen beiden die Befehle des Geschicks erwartete. Dieses sprach aus dem Munde des Schreibers, der bei der Begebenheit für die aufhorchenden Mannschaften entschieden die gewichtigere Persönlichkeit war, während der Offizier bei jedem Namen den jener ausrief nur dessen Träger, wenn er sich vortretend zu ihm bekannte, rasch und scharf ansah, als ob er prüfen müsse, ob der Name auch wirklich auf den damit Angetanen passe wie ein militärisches Bekleidungsstück.

Thomas und Daniel spannten unwillkürlich jeder fast mehr auf den Namen des andern den sie auf diesem Wege erfahren sollten als auf den eigenen; und während der verlesende Regimentsschreiber hierbei all-

mählich mehr in die Tiefen des Abo hinabtauchte und von den kleinen Inseln, die sich gebildet hatten, immer mehr abbröckelte, kümmerte es die beiden weniger, welchem der vier großen Haufen, die den Zuwachs zu den einzelnen Schwadronen darstellten, jeder zufließen würde, als vielmehr, ob sie beide dem nämlichen einverleibt würden und damit ihre innere Zugehörigkeit gleichsam vom Schicksal bestätigt werden sollte.

Es fügte sich in der That so, und Daniel und Thomas, schlank und hochgewachsen wie sie waren, würden nach den damaligen Rangierungsgrundsätzen buchstäblich Seite an Seite gefochten haben, wenn man nicht Roux, der ein feiner Reiter mit einer leichten Hand war, ein schwieriges und empfindliches Pferd anvertrant hätte, das im zweiten Glied ging, während Thomas im ersten ritt.

So hielt denn Daniel bei der ersten Aufstellung des Regiments hinter Thomas und bildete mit ihm eine Rotte; und dadurch kam ihm wie von selbst schon die Empfindung, als könne er über der vor ihm reitenden, ihm wohlgefälligen Gestalt Wollers, wenn nicht eine schützende Hand, so doch eine abwehrende Klinge halten, sobald er nur sein Pferd herandrängte. Woller dagegen fühlte sich in dem Schutze den er hinter sich wußte wohlgeborgen und freute sich, seinerseits nöthigenfalls mit seinem Leibe seinen Hintermann decken zu dürfen. Und so bildete sich, im Verlauf der Marsch-tage schon und ehe noch das Regiment mit dem Feind in Berührung gekommen war, eine uneingestandene Waffenbrüderschaft zwischen den beiden, nicht gefor-

dert und nicht bewußt gewährt, sondern stillschweigend geübt und in der Folge treu gehalten, nicht anders und nicht schlechter als wenn sie sich eine solche geschworen und nach altertümlichem Brauch zur Bekräftigung ihres Bündnisses ihr Blut getrunken hätten.

Der Führer der Schwadron, ein kleiner beleibter Rittmeister mit dünnen Beinchen und fast zu zierlichen Füßchen, der einen guten Blick für seine Leute hatte, fand bald heraus, daß zwischen Roux und Woller eine förderliche Übereinstimmung bestand die ihre Tatkraft und ihre Gewandtheit in allen Verrichtungen wechselseitig erhöhte; und er machte sich das zunutze, indem er sie gewissermaßen als eine unzerlegbare Einheit betrachtete, die man vernünftigerweise nicht in Brüche legen dürfe. Wenn es also für Daniel eine Patrouille zu reiten oder eine Vedette zu stellen gab, so war auch Thomas dazu befehligt, ja beinahe selbstverständlich mitgemeint. Die Waffenbrüder selbst aber fühlten sich in ihrer Einmütigkeit ganz und gar als zwei auswechselbare Größen, von denen die eine jederzeit für die andere eintreten könne oder sogar kraft innerer Notwendigkeit eintreten müsse. Dies bis zum Verhängnisvollen. Denn als die Schwadron eines Morgens aus einer Ortsunterkunft ausrückte und der Wachtmeister die Vollzähligkeit seiner Schar durch ein rasches Verlesen der Namensliste aus seinem roten Buch, das er wie ein Symbol unter dem Waffenrock auf dem Herzen trug, nachprüfen wollte, beantwortete das Aufrufen von Roux kein anderer als Woller mit einem vernehmlichen „Hier“. Denn Daniel, der gerade noch mit

einem hübschen Franzosenkind zum Abschied herum-scharmutzierte, hatte sich aus diesem triftigen Grunde verspätet und konnte also nicht antworten. Thomas wußte nicht, daß Daniel nicht auf seinem Platz hinter ihm hielt, da er sich nicht umgeschaut und ihn kurz zuvor noch beim Verlassen des Gehöfts gesehen hatte, in dem sie zur Nacht untergebracht gewesen waren. Als der Wachtmeister den Namen des Fehlenden ein zweites Mal wiederholte, fühlte sich Thomas berufen, für ihn zu antworten als sein verantwortliches zweites Selbst, und meldete sich ohne Arg und in aller Treuherzigkeit zur Stelle. Der gestrenge Unterbefehlshaber sträubte sich in seinem Waffenglanze wie ein Trut-hahn in seinem Gefieder, besann sich auf seine besten Flüche und rauschte in gewichtigem Galopp auf den nichts Böses ahnenden Woller zu, den er in seinem die ganze Gegenwart vergessenden Zorn totzustechen wünschte, welche Drohung er, da Woller dabei ganz ruhig blieb, dahin steigerte daß er ihn acht Tage einzusperren versprach. Erst das Erscheinen des Rittmeisters, der hinter seinem Bäuchlein herreitend wie ein Friedensengel dahergeschaukelt kam, rettete Thomas vor einer im Felde entehrenden Strafe. Denn als dieser ihn zur Rede setzte und Woller ihm erwiderte, er habe geglaubt daß es ihm gelte, verstand er ihn und freute sich seiner beiden aneinandergewachsenen Reiter.

Es ist sicher daß, wenn der Tod nach einem gefragt hätte, der andere ebenso für den Gerufenen eingetreten wäre wie bei dieser Gelegenheit. Aber es schien fast, als ob die Waffenbrüder für ihn zu viel seien, da er

darauf hätte verzichten müssen sie einzeln zu holen. Denn selbst an dem Tage, an dem auch ihr Regiment eingesetzt wurde um Tod und Ehre ohne Sieg, als nur noch zusammenhanglose Trümmer seiner Schwadronen aus der entsetzlichen Wolke zurückflatterten, die Rauch und Blut, Schweiß und schwärzendes Pulver, Granatsplitter und pfeifende Geschosse, Ächzen und erstickte Schreie in den langgezogenen Säulen der unter Tausenden von Pferdehufen aufsteigenden staubenden Erde der Felder zum Himmel emportrug wie einen einzigen braunroten Brand, trug sie das Schicksal gemeinsam herans. Die langgezogene Attacke des Regiments erstarb fast an der zu weiten Entfernung, von der es durch tiefe Äcker, die den Pferden den Atem nahmen, auf die feindlichen Schwadronen anzureiten hatte. Die erschöpften französischen Batterien auf einem niedrigen Hügelzunge wurden kaum noch von diesen gedeckt; die geschlossene Front der Angreifer lockerte und lichtete sich, und die galoppierenden Pferde, obgleich sie das Beste gaben, schienen fast stillzustehen: da schob sich Daniel mit einem plötzlichen Vorstoß in die Lücke die sich neben Thomas auftat, wild und schön, nicht anders als der Kriegsgott neben seinem Liebling Hektor erschien in den trojanischen Gefilden. Seite an Seite preschten die Waffenbrüder in ein halb aufgegebenes, in Staub und Dampf kaum sichtbares Geschütz.

Daniels Pferd stürzte über ein Rad, so daß der Fechtmeister mit erhobenem Säbel kopfüber aus dem Sattel fiel. Mann und Pferd, im Sturz weit voneinander getrennt, erhoben sich indessen nach wenigen Augen-

blicken unverletzt und Daniel ergriff das Tier wieder. Nur die Klinge seines Säbels war im Fall zwischen den Speichen kurz über dem Gefäß abgebrochen, das er noch sinnlos und schwankend in der Faust hielt.

So fand ihn Thomas, der nach kurzem nutzlosen Handgemenge mit einem Häuflein von hilflos bei den Geschützen stehenden Kanonieren Umschau nach ihm hielt; und da sie im Rücken den sammelnden Ruf ihrer Trompeten aufschrillaen hörten, hielt er vom Sattel aus Daniels Pferd, um ihn aufsitzen zu machen und gemeinsam mit ihm zurückzureiten. Aber Daniel war anderen Sinnes. „Man kann doch nicht ohne Säbel in der Welt herumreiten“, rief er dem wartenden Gefährten ärgerlich zu und warf den Korb verächtlich dahin wo er die Klinge vermutete die ihn so schmachvoll im Stich gelassen hatte. Thomas wußte von den seltsam ritterlichen Grundsätzen Daniels schon genug, um zu erkennen daß er ihn nicht leichten Kaufs waffenlos von der Stelle kriegen würde. Er sah sich also, ebenso wie Daniel, nach etwas um, das einem Reitersäbel ähnlich war, denn die geraden schlechten Bewehrungen der gefallenen französischen Kanoniere betrachtete Daniel nur mit Mißbilligung. Weiter rückwärts hätten sie freilich genug preußische Reitersäbel aufgefunden; aber daran dachten sie nicht, sondern langsam und niedergeschlagen, mit den Augen umher suchend, gingen sie schrittweise zurück wie zwei Müde; Thomas im Sattel, Daniel zu Fuße, sein Pferd am langen Zügel führend.

Thomas sprang ab; er hatte an der Erde eine schön geschwungene Klinge bemerkt, die einem vornehmen

französischen Reiteroffizier aus der getroffenen Hand entfallen sein mochte, und als er sie aufhob, sah er alsbald, daß er selbst mit seiner besten Kunst keine bessere hätte aus dem Fener ziehen können. Und wie er den starken Stahl, auf einen Feldstein angestemmt, prüfend zum Kreise bog, erwiderte er seine Kraft mit einer gleichen, scheinbar unwiderstehlich wachsenden und schnellte kraftvoll in die schnurgerade Linie seiner Schneide zurück. Wohlgefällig bemerkte Thomas die ihm bekannte Erscheinung und reichte den Säbel befriedigt seinem Waffenbruder.

„Da, nimm“, sagte er; „dieser wird dich nicht verraten.“ — Daniel empfing die Klinge aus der Hand des Freundes beinahe wie etwas Heiliges, und kaum hatte er gefühlt, wie ihr ausgeglichenes Gewicht in seiner Rechten lag, als er in den Sattel sprang, ein paar lustige Luftstöße tat, dann aber fast betroffen die Waffe in die breite Scheide seines alten Säbels barg, als ob er sich darüber schäme, sie zu einer Spielerei mißbraucht zu haben. Darauf setzten sie ihre Pferde, die neue Kraft gesammelt hatten, in Galopp zur Suche nach den Resten ihrer Schwadron; und in ihr Schweigen klirrte mit hellem Ton die erbeutete Klinge in ihrem zu weiten Behältnis.

Am folgenden Morgen mußte Daniel den Besitz seiner neuen Waffe gegen den Wachtmeister verfechten, der nach dem schweren Tag genug Säbel von Schwerverwundeten übrig hatte, um zu vermeiden daß sich seine Reiter mit Waffen begnügen müßten die nicht der preussischen Vorschrift entsprachen und also ganz und gar unbrauchbar waren. Aber der kurze Rittmeister

dachte anders; er betrachtete die Klinge von oben bis unten und dann seinen Reiter von oben bis unten und schien zu meinen daß sie einander wert seien. Und er gab sie ihm ruhig zurück; denn er hatte ein Gefühl für Zusammengehörigkeiten. Nur die sichere Bettung seines neuen Schatzes in der nicht dafür gebauten Scheide machte Daniel noch einige unruhige Stunden; aber Thomas wußte Rat und zog mit kundiger Hand die beiden Späne, welche die Klinge in ihrem Behältnis federnd festhalten, ein wenig enger an; und sie klirrte nicht mehr eigenwillig darin herum und brauchte sich ihres Platzes an des Fechtmeisters Seite nicht zu schämen.

Aber, als ob sie von Stund an einer anderen Bestimmung vorbehalten bleiben sollte: Daniel hat sie in keinem Gefecht mehr auf das Haupt eines Franzmannes geschwungen. Denn seine Schwadron kam nicht mehr an den Feind, und die ferneren Kriegserlebnisse der Freunde waren die ihrer Truppe, deren Geschichte jedermann kennt oder nachlesen mag wenn er sie nicht kennt.

Der Friede war gemacht, und Thomas zog heim; aber mit ihm in stillschweigendem Einverständnis ließ sich Daniel von der lächelnden Stadt an dem raschfließenden Strom aufnehmen, in der er seine Kunst ebenso üben konnte wie in irgendeiner andern, wo es Studenten gab; und seine Kostbarkeiten, die erbeutete Waffe ohne Koppelriemen unter dem Arm, und das Rasiermesser mit dem schreitenden Hahn in der Rocktasche, nahmen ebendahin ihren Einzug

Thomas Woller war die Fortdauer ihrer Waffenbrüderschaft ebenso selbstverständlich wie Daniel Ronx, und jeder hielt sich gebunden, die guten und bösen Stunden des Friedens so miteinander zu teilen wie die Gefahren des Krieges. Und so hätte Thomas keine Sorgen zu haben brauchen daß einmal der mächtige Wandertrieb bei Daniel die Oberhand über jene erringen könnte. Es war deshalb nicht aus diesem Grunde daß er ihn bestimmte, einen eigenen Fechtboden einzurichten und sich selbst als Meister aufzutun.

Daniel mietete also, beinahe gehorsam und etwas in Angst wie er sich selbst ausnehmen würde, ein paar hohe leere Zimmer mit vergitterten Fenstern in einem altertünnlichen schmucklosen Hause, das halb in die Stadtmauer eingebaut war und für menschliche Wohnungen nicht mehr benutzt wurde; denn es sollte schon damals mitsamt der Mauer, deren Teil es geworden, niedergerissen werden und so fand sich, trotzdem es sozusagen um nichts zu haben war, niemand der hinein wollte, um vielleicht am nächsten Tage wieder hinaus zu müssen. Auch Daniel bezog es unter dieser Gefahr, die ihm indes in seiner Leichtbeweglichkeit nichts ausmachte: aber das alte Haus überdauerte sie beinahe zwanzig Jahr, wie die meisten Dinge die dem Untergang geweiht sind daraus die Berechtigung zu schöpfen scheinen, erst recht langlebig sich aufzuführen.

Als Daniel die Einrichtung seines Fechtsaals durch Befestigung seines Beutesäbels in gehöriger Höhe an der schönsten Wand beendet und einen anderen Raum durch Niederlegung seines Rasiermessers auf der Fen-

sterbank als Schlafkammer gekennzeichnet hatte, übernahm der hänsliche Thomas, dem diese Ausstattung unzulänglich schien, das übrige. Daniel sträubte sich nicht dagegen daß eine kleine Wohnlichkeit aus des Waffenschmieds Haus in das seine verbracht wurde; denn er hatte die unbefangene Empfindung, daß jeder für den anderen leiste was er könne, und Bitte und Dank waren bei ihnen unförderliche Überanstrengungen. Nur als Thomas auch eine Anzahl von Waffen aller Art, Rapiere, Schläger und Säbel in allen Formen, und dazu noch Fechthauben und Kettenbinden aus seiner Werkstatt auf dem neuen Fechtboden unterbringen ließ, redete Daniel drein und sagte, er werde diese Dinge nicht ohne Entgelt annehmen, denn sie gehörten zu seinem Geschäft. Da lachte Thomas und erwiderte, vom Geschäft verstehe Daniel nichts und werde nie etwas davon verstehen; und wenns denn durchaus vergolten sein müsse, so könne er ja dereinst seinen Sohn in der Fechtkunst unterweisen; dafür, so habe er sich vorgenommen, werde er ihn ganz sicherlich nicht entgelten. Indes sagte er das nur so und dachte gar nicht daran, eine Frau zu nehmen, geschweige denn daß er einen Sohn aufzuwcisen vermocht hätte.

Allein es schien als ob Thomas mit diesen beiden Bemerkungen den Teufel oder, wenn man will, zwei Teufel an die Wand gemalt hätte; denn nicht nur daß Daniel es wirklich zeit seines Lebens nicht zu einem der Größe seiner Kunst und seines Rufs angemessenen Erwerb brachte — was nicht zu verwundern war, da es ihm im Grunde gleichgültig schien ob man ihn be-

zähle, und unangenehm wenn man ihn bezahlte: es vergingen auch keine vier Wochen, da war Thomas Woller verliebt wie ein Schüler und, nach weiteren sieben Tagen, zu heiraten entschlossen wie ein Mann.

Thomas ging, um seinem Waffenbruder diese unangenehme Verschiebung seines Innern mitzuteilen. Worauf Daniel sich alsbald, mit leichten Schritten auf seinem Fechtboden auf und nieder gehend, rasierte wie für seinen besten Feind, sich sorgfältig ankleidete und, nachdem er mit diesen Prozeduren fertig war, zu Thomas sagte: „Ich werde also für dich freien gehen.“ Thomas schien dieses Vorgehen zwar etwas rasch, da er selbst noch gar nicht mit dem Mädchen darüber gesprochen sondern nur, wie Daniel wisse, beim Waldfest der Bürgervereinigung mit ihr allein die ganze Nacht getanzt habe. Da er indessen sehr für Deutlichkeit war, schien es nichts zu verschlagen, wenn Daniel für ihn bei dem Mädchen eine Botschaft ausrichtete welche in dieser Beziehung nichts zu wünschen ließ.

Gertrud Lenz, welcher Thomas' Gedanken und Daniels Gang galten, war nicht eingeboren in dieser Stadt, sondern vor einigen Jahren zur Unterstützung ihres um vieles älteren Bruders zugezogen, der ein wenig stromaufwärts, wo die Weinberge schon begannen, für die Stadt die Posthalterei betrieb. Mit dieser war von alters her eine große Weinwirtschaft verbunden gewesen, wo man den besten Landwein der ganzen Gegend bekam und frische Fische aus dem Fluß dazu. Daher die Studentenschaft ihre abendlichen Ausflüge oft und gern „in den Lenz“ richtete wie sie den Ort nach seinem Besitzer nannten, wobei denn der Name und die Vor-

stellung auch etwas tat um ihn angenehm zu machen. Doch hatte Lenz, der Bruder, schon seit geraumer Zeit wegen Krankheit die Wirtschaft pachtweise abgeben müssen und am Ende wäre die Posthalterei dem nämlichen Schicksal nicht entronnen oder ihm gar entzogen worden, wenn er nicht in der Person seiner tapfern und klugen jungen Schwester sich rechtzeitig einen brauchbaren Stellvertreter herangezogen hätte. Und da der ganze Betrieb gut im Gang war, brachte sie es auch fertig, ihn ohne den Bruder fortzusetzen den ein sich steigerndes Atemleiden fast das ganze Jahr hoch hinauf in die Berge trieb. Aber wenn er ab und zu auf einige Wochen ins Tal kam um nach dem Rechten zu sehen, konnte er ihm immer wieder alsbald den Rücken kehren, denn Gertrud wirtschaftete mit einer unverbrauchten Kraft darauflos daß dem Bruder, so oft ers ansah, erst recht der Atem ausging; und wenn sie wohl manchmal auch eine Anordnung traf und einen Befehl gab über den er den Kopf geschüttelt hätte, so merkten doch die Postkutscher, Knechte und Stalleute, daß kommandiert wurde und die Zügel in festen Händen seien; und in dieser Gewißheit fühlten sie sich am wohlsten. Da Gertrud so mit genügender Selbstherrlichkeit nach unten auftrat um sich Achtung zu verschaffen, nach oben aber wohlweislich alles im Namen ihres Bruders zu vertreten wußte, ließ man sie gewähren. Denn Lenz war ein geachteter Mann, den man ungern verloren hätte.

Zu dieser kleinen Herrscherin machte sich nun Daniel mit der Botschaft seines Freundes auf und fand sie, wie

sie gerade gefolgt von ihrem Wagenmeister und ihrem ersten Stallaufseher ihr Reich befuhr, das mit den mancherlei weiten Höfen, langen Ställen, Scheunen und Wagenunterständen ein umfangreiches Gebiet darstellte. Da sie ihre Reise bei dem Erscheinen Daniels in dem breiten Torweg nicht zu unterbrechen für gut befand, bat sie ihn, drüben in den platanenbeschatteten Garten der Weinwirtschaft zu treten und eine kurze Weile auf sie zu warten; denn sie hatte sein etwas feierliches Auftreten in so früher Vormittagsstunde sogleich auf sich bezogen.

So saß denn Daniel vor einem Viertel Roten in dem jetzt ganz stillen Garten und setzte sich in Gedanken die schönste Rede für seinen Schützling zusammen. Die Bienen summten unaufhörlich ihre eintönige vergessenmachende Weise über seinem Kopf, und durch das Laubdach blinkten dreieckige schwankende Sonnenlichter in sein Glas, neckten ihn mit ihrem Farbentanz und störten ihn im Memorieren. Und je mehr er sich sagte, daß er für Thomas sprechen wolle wie für sich selbst, desto schlimmer wurde es und die deutsche Sprache schien ihm eine recht stachlige und unzulängliche Erfindung zu sein. Seine Sendung die er in so gutem Glauben übernommen, kam ihm auf einmal verfrüht, schief, unhöflich, lächerlich und was nicht alles vor, und das erstemal in seinem Leben dachte er an so etwas wie einen Rückzug.

Da trat auch schon Gertrud in den Platanengang und setzte sich freimütig an den schmalen Tisch ihm gegenüber, was Daniel für einen Angriff beengend nahe fand; denn es war sehr viel näher als die Länge eines ordent-

lichen Ausfalls. Aber da das Mädchen ihn offen und aufmerksam ansah, faßte er sich und brachte seinen Auftrag mit Worten die ihm gerade kamen so warm und ursprünglich vor, wie er es mit wohlgesetzten gar nicht vermocht hätte. Da merkte Gertrud freilich daß die Werbung ernst war und die Worte gingen ihr süß ein. Denn auf jenem Waldfest hatte alle Welt von den beiden Freunden als zwei wackeren jungen Männern gesprochen auf die man stolz sein dürfte, und jedermann wußte daß sie den Tag von Vionville mitgemacht hatten. Wenn ihr also an sich schon ein Antrag von solcher Seite schmeichelhaft erscheinen durfte, so kam er ihr auch keineswegs unerwartet wie Thomas wähnte. Denn sie hätte kein helläugiges Weib sein müssen, um nicht nach einer Sommernacht voll langer Tänze, vieler Blicke und scheinbar gleichgültiger Reden zu wissen, wohin eines Mannes Gedanken gingen; und zudem hatte sie ein wenig an ihrem eigenen Herzen, das nicht unbewegt geblieben war, ermessen können, wie es in dem von Thomas aussah.

Aber ihr Herz war das einer Frau; mit all dem wunderbaren Sich-ergeben-Wollen und all dem wunderbaren Sich-weigern-Müssen. Das sprach zu ihr in diesem Augenblick. Und von einem süßen Stolz durchströmt fühlte sie in sich das Verlangen erstehen, erst diese ernstschmeichelnden Worte der Liebe auch aus dem Munde desjenigen der sie ihr bot als ein unterwürfiges Geständnis wiederholt zu hören, ehe sie sich ihnen ergab.

„Ja, ja!“ sagte sie seufzend nach einer kleinen Weile der Nachdenklichkeit. „Es wird wohl wieder so sein daß der ‚junge Lenz‘ einem der Herrlein den Kopf ver-

dreht hat; wenn er es ernsthaft meinte, käme er wohl selbst und sagte es mir. Aber so weiß er wohl noch nicht wie's mit ihm steht, da er einen andern vorschickt der für ihn sprechen muß.“

Gertrud durfte freilich solche Reden führen; denn seit sie in der Posthalterei eingezogen, war sie der Grund manches Liebesschmerzes unter den jungen Studenten geworden, bei denen sie zur Unterscheidung von ihrem Bruder „der junge Lenz“ genannt wurde, was sie sich gern gefallen ließ. Daniel aber erblickte in ihren Worten ein fast beleidigendes Mißverstehen seiner Entsendung, mit welcher die Freunde gerade ihre Achtung, Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit hatten dartun wollen. Er war schon bereit, dieser Abwehr einen scharfen Hieb folgen zu lassen, als er sich besann und schwieg; wodurch denn Gertrud Zeit gewann, sich ihrerseits ein kleines Mehr zu leisten indem sie sagte: „Und dann kann man sich doch sagen daß man mich nicht in einer Nacht gewinnt. Und: guten Tag, Herr Roux.“

Sie war aufgestanden, knickte und schritt, sehr zufrieden mit sich, eilig dem Eingang ihres Hofes zu, als ob sie nur aufgehalten worden wäre und nun allerhand Wichtiges nachholen müsse.

Daniel hätte sich kaum viel aus ihren Worten gemacht wenn sie ihm gegolten hätten; nun sie aber Thomas angingen, legte er ihnen mehr und vielleicht zuviel Gewicht bei und sie blieben wach in seinem Gedächtnis als ein leiser trübender Hauch auf dem Ehrenschild seines Waffenbruders, den selbst er nicht davor zu schützen vermocht hatte. Er war also ein wenig überrascht, als Thomas auf seinen Bericht vom Ausgang

seiner Botschaft nicht allzusehr betroffen war, sondern sogar irgendeine Hoffnung darin zu ersehen schien. Denn er umwarb von nun an den hochgemuten jungen Lenz wie einen schönen Preis, den man durch Ausdauer endlich zu gewinnen hofft.

Gertruds Betragen schien freilich der Auffassung Daniels recht zu geben, daß sie mit Thomas nur ein Spiel treibe. Sie nahm zwar seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen, mit denen er sie auszuzeichnen wußte, nicht ungern entgegen; aber offenbar nur als etwas das sie möglichst lang genießen und nach allen Richtungen erproben wolle, um gleichsam die Ausdehnung ihrer Herrschaft bis an die äußersten Grenzen kennenzulernen. Da sie sah, wie in einem großen Betrieb alles nach ihrem Pfeifchen tanzte, hätte sie sich etwas zu vergeben geglaubt, würde sie sich jetzt, blind ihrem Herzen folgend, beim ersten Ansturm unterworfen haben; nur ein Stärkerer als sie sollte sie gewinnen. So setzte sie Thomas einen wohlbedachten Widerstand entgegen und eine heimliche Freude erfüllte sie, wenn er sich nicht abschrecken ließ sondern die Stürme erneute, wobei Daniel, so gut er konnte, die Leitern hielt.

Übrigens hatte sie auch einen mehr äußerlichen Grund, den Bewerbungen Thomas' nicht gleich Raum zu geben. Denn sie wünschte ihr Jawort, das er ja doch einmal erhalten würde, nicht hinter dem Rücken ihres Bruders zu geben und wäre sich fahnenflüchtig vorgekommen, wenn sie die Herrschaft, in der er sie eingesetzt, geräumt und im Stich gelassen hätte ohne daß er diese in aller Form wieder von ihren Schultern genommen.

Dies aber stand in Bälde zu erwarten, da an dem bevorstehenden Fest der Weinlese Lenz, der ältere, wie üblich von seinen Bergen herunterkommen wollte, diesmal aber sein Anwesen nicht von neuem zu verlassen, sondern wieder selbst zu leiten gesonnen war. Ihrer Obwaltung entsetzt, glaubte sie dann Thomas freier gegenüberzustehn und wollte sich erst einmal ansehen, wie sich die ganze Sache in solchem Licht ausnehme.

Die Weinlese kam und mit ihr ein großes abendliches Fest von Bürgern und Studenten, Winzern und Gutsheern der Umgegend, dazwischen Frauen und Mädchen jedes Standes, mit Tanz und Trachten im „Lenz“. Unter dem Platanendach der beiden weiten Terrassen, in die man die sanfte Flußböschung geebnet hatte, drängten sich an den langen Tischen die Menschen Seite an Seite und ein ewig beweglicher jugendlicher Strom ergoß sich aus dem geöffneten Hansflur und flutete zugleich in entgegengesetzter Richtung in ihn zurück; denn durch ihn gelangte man zu dem großen Tanzboden, wo unaufhörlich ein lustiger Wirbel kreiste, dessen Zufluß und Abfluß unveränderlich zuseinschien.

Auch Gertrud Lenz hatte ein wohlbewahrtes prächtiges Kostüm ihrer Heimat an und Thomas Woller tanzte mit ihr sooft sie wollte, worauf sie dann beide gemeinsam zu dem Tisch unter den Platanen zurückkehrten, an dem Gertruds Bruder eine Art Oberherrschaft führte. Daniel war wie immer mit ihm erschienen und ließ kein Mädchen aus, das ihm einen Tanz wert schien.

Die Nacht sank tiefer herab; die Reihen unter den Bäumen lichteten sich und die älteren Leute gingen

nach Haus. Als Thomas und Gertrud einmal wieder von einem Tanz zurückkehrten, fanden sie ihren Tisch leer und setzten sich allein in das Dunkel, da die Windlichter schon weggetragen waren. Ein noch vollbesetzter Tisch in der Nachbarschaft, an dem kecke Reden und Späße junger Winzer und ihrer Mädchen gingen, störte sie kaum und Thomas, der die Tore von Gertruds Herzen an jenem Abend wanken gefühlt hatte, glaubte die Gelegenheit wahrnehmen zu sollen, das Äußerste einzusetzen sie sich zu öffnen. Und er schüttete ihr sein Herz aus, ehrlich und gerade, mannhaft und rückhaltlos; bis zu dem Gelöbniß, falls sie sein würde, alles für sie zu tun und zu wagen was eine Frau von einem Mann verlangen könne.

Freude schwellte ihre Brust, als sie ihn so reden hörte; aber sie raufte in Gedanken gern ein wenig mit denen die sie liebte, weil das ihrer Kraft guttat. Also sagte sie: „Was soll ich einem darauf antworten, der noch nicht einmal ein rechter Mann ist!“ Und sie schlenkerte mit den Füßen nachlässig unter der Bank hin und her daß es seharrete.

„Wie das?“ fragte er und das Blut schoß ihm zu Kopf.

„Je nun,“ erwiderte sie und wollte ihm weh tun, „würdest doch nicht einmal, wie wohl jeder der Burschen da drüben am Tisch, die mit ihren Mädeln sitzen, für einen Kuß und auch noch für was mehr bei mir einsteigen.“ Aber sie wußte dabei wohl, daß keiner, auch der kühnste nicht, es gewagt hätte ihr auf diese oder jene Weise nahe zu kommen; sie hätte ihm übel heimgeleuchtet.

Da sie nun Thomas starr emporfahren sah, da schlenkerte sie freilich nicht mehr und hätte gern ihre Worte ungesagt gemacht. Sie sah ihn sich entfernen und wollte ihn mit einem lieben Wort zurückrufen, aber bestürzt über sich selbst fand sie es nicht. Thomas aber ging, und wenn er auch fühlte daß all das nicht ernsthaft gemeint war, so schmerzte es ihn doch gerade um deswillen nach dem tiefen Ernst seiner Rede um so mehr. Am Eingang des Hauses lief er Daniel in die Hände, dem er in kurzen Worten sagte, was geschehen war, und darauf verließ er das Fest.

Von einer nie gefühlten Angst war Gertrud an ihren Platz gebannt, als Daniel vor sie trat und sie einigemal von Kopf bis zu Fuß mit seinen Blicken ans ernstfunkelnden Augen bestrich. Er hatte wohl scharfe Worte für sie im Herzen, wie damals als er für Thomas seine erste Werbung vorbrachte. Aber wie damals steckte er sie wieder ein wie ein gutes Schwert, das man nicht auf Weiber züekt. Starken Schrittes ging er nach dem Fluß hinunter und starrte abgewandt von dem Getriebe des Festes in die Nacht. Etwas mußte geschehen, das fühlte er, und wenn Thomas das Mädchen das er liebte nicht strafen wollte, was Daniel wohl begriff, so war er es ihrer gemeinsamen Ehre schuldig und sein Handeln so gut wie das des Freundes.

In der Ferne, weit hinter der Stadt die er stromab am andern Ufer mit den Blicken suchte, flammte ab und zu ein düsterrotes Wetterleuchten auf, so daß ihre Türme in plötzlicher Sehärfe dicht vor seinen Augen standen, und dann erleuchteten sich auch seine Gedanken in einer ungewissen Glut wie Wetterleuchten; aber wenn

er sie, eben noch klar gesehn, ergreifen wollte, wurde es wieder dunkel in ihm und er kam zu keinem Entschluß.

Als er sich wieder umwandte, war Gertrud verschwunden. Heiß vor Liebe und Scham war sie um das große Wirtsgebäude herum über den Posthalterei Hof nach ihrem Zimmer gelaufen, das über eine hölzerne überdachte Außentreppe hinweg mit zwei oder drei andern Gemächern, die sie für sich zu einer kleinen ungangbaren Festung umgewandelt hatte, zu erreichen war, mit seinen Fenstern aber nicht nach den Höfen, sondern nach der Bergwand zu schaute. Diese war hier steil nach den Außenwänden der Gebäude abgestochen und ließ nur in der Tiefe Raum für einen starken rauschenden Bach, der zwischen der abgedämmten Mauer und dem Hang eingezwängt dem Fluß zueilte. Dort hatte der Bach in früheren Zeiten ein Mühlrad getrieben, und der Radkasten stand noch, war aber jetzt in doppelter Weise anders nutzbar gemacht worden, indem sein Inneres für allerhand Stangen und Ruder, Netze und Bootshaken zum Aufenthalt diente die für das Befischen des Stromes Verwendung fanden, wogegen das Dach, nun mit einem niedrigen Geländer versehen, vor den Fenstern des Fräuleins einen geräumigen Altan abgab, den sie durch eine in ihren Schlafrum führende Thür betrat.

Von drunten spritzte ihr der weiße Fall des Mühlbachs Kühlung zu, und von drüben atmete sie die nahe Bergwand mit ihrer Frische an. Aber das war es nicht was Gertrud suchte. Sie trat in den Raum zurück, streifte

Rock und Mieder, das brokatene Häubchen und die Schnallenschuhe hastig und heftig von sich, als müßte sie sich von etwas befreien, und setzte sich mit gesenkter Stirn auf den Rand ihres Bettes. Licht wagte sie nicht zu machen, als ob sie sich davor schämen müsse. Und so saß sie und klagte ihr Herz an daß es nicht lauter gesprochen, und klagte ihre Sinne an daß sie in Stumpfheit erloschen, und klagte ihren Hochmut an, der vor den Fall käme. In einer tauben Verzweiflung tränenlos mit geschlossenen Augen, schwankend vor Mutlosigkeit, stützte sie sich mit beiden Händen auf das Polster und verharrte so eine lange Zeit. Das Rauschen des Gießbachs bemächtigte sich ihrer Sinne und am Ende gingen alle ihre Gedanken in ein mächtiges leeres Rauschen auf, betäubend, grausam, nichtsachtend, wühlend in einem gefühllosen steinernen Bett.

Unterdessen hatte Daniel, der sie in dem Tanzsaal und auf der Platanenterrasse nicht mehr sah, halb unbewußt, als ob er dem Gegenstand seiner Gedanken näher sein müsse, seinen Weg jenen Bergsturz hinauf genommen der, wie ihm wohlbekannt war, ihren Gemächern gegenüber lag. Es war ihm nicht klar was ihm diese Nähe nutzen solle; aber er suchte sie. Wie er nun auf dem rasch ansteigenden schmalen Zickzackpfade in Höhe ihrer Fenster gekommen und von dem hölzernen Wandeldach nur durch den tiefen, kaum einige Meter breiten Einschnitt des Mühlbachs getrennt war, mußte er an die Worte gedenken, die sie zu Thomas gesagt hatte, „würdest doch nicht einmal um einen Kuß bei mir einsteigen“, — und ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihn, klar und daher unter all den wirren,

die ihn bestürmten, innerlich eifrig ergriffen: diese Worte an ihr Lügen zu strafen und ihr Tausende von Küssen gewaltsam zu rauben, zum ewigen Gemahnen daß man nicht leichtfertig einen Mann zur Erfüllung dieses Wagnisses herausfordern dürfe. So, fuhr es ihm durch den Sinn, werde er seinen Waffenbruder rächen und zugleich der hochmütigen Schönen eine Lektion erteilen die sie zeit ihres Lebens nicht vergessen würde.

In seinem noch nicht gemeisterten Zorn schien ihm plötzlich sein unbewußtes Heraufwandeln zu dieser Stelle eine Bedeutung zu gewinnen, wie wenn er dadurch diesem Gedanken hätte entgegenkommen sollen. Und er gab sich ihm um so mehr, gleichsam unbesorgt hin, als er sich durch die Unmöglichkeit der Ausführung offenbar geschützt sah; denn der schmale Abgrund war immerhin zu breit, um ihn ohne einen kräftigen Anlauf zu überspringen, und der Pfad gewährte ihm kaum einen Schritt Raum. Wie er aber die Vorstellung weiter spielte und dabei prüfend in die Tiefesah, gewahrte er unten aus dem Fischereischuppen hervorragend eine Anzahl Stangen, wie solche zum Stoßen der Kähne auf dem tiefen Fluß verwendet wurden.

Und das Überspringen der Kluft begann ihn als körperliches Wagnis zu reizen. Er lief den Pfad hinab und hatte sich bald mit einem leichten schwippigen Bootshaken versehen, mit welchem er auf seinen Platz zurückkehrte. Noch kaum entschlossen, stieß er das eiserne hakige Ende in halber Höhe des Hanges in den Grund: da trug er ihn in leichtem Schwung wie einen Jäger über den Bach auf die hölzerne Plattform, die ihm aus dem Dunkel entgegenkam.

Durchrauscht von der Einförmigkeit ihrer Gedanken hatte Gertrud den federnden Aufschlag vor ihren Fenstern als einen fremden Ton wohl gehört, aber erschien ihr nur eine Verwirklichung dessen woran sie soeben gedacht. Das Herz schlug ihr bis an die Kehle, ohne Angst, denn die kannte sie nicht, aber doch voller Zagen. Und unter dem zur Seite geschlagenen Vorhang sah sie durch die offene Altantüre die hohe Gestalt eines Mannes in das Dunkel des Raums treten.

Alle ihre Vorstellungen waren bei Thomas, all ihre Reue hatte nur ihm gegolten, alle ihre Gefühle schienen zu ihm hin zu fliehen. Nur er konnte es, durfte es wagen, bei ihr einzudringen, nur er sie strafen, nur er ihr verzeihen. Auf Gnade und Ungnade sich dem zu ergeben den sie herausgefordert, das war alles was sie noch wünschte. Und langsam und demüthig schritt sie auf die Gestalt zu, die sie im Rahmen der Thür zu erkennen glaubte.

Wortlos stand Daniel, jetzt, wo das Nichtmehrzurückkönnen ihn vorwärts trieb, nur darauf bedacht, sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen und die Rache für seinen Freund an ihren Lippen zu nehmen. Er fühlte ihre Nähe und mit raschem Griff wollte er sich ihrer versichern. Gertrud, nicht darauf vorbereitet Gewalt zu finden, entzog sich seiner Hand. Als Daniel aber ungestüm nachdrängte, widersetzte sie sich; denn einem Angreifer gedachte sie sich nicht zu unterwerfen.

Und ein schweigender Kampf begann. Nur einmal, fast gehaucht, halb frageud, halb drohend, kam es von ihrem Munde: „Thomas?!“ Da aber Daniel nicht antwortete, sollte Thomas erfahren, daß sie sich keinem

füge, der sich nicht zu erkennen gab. Sie wußte wohl daß eine Frau die sich wehrt nicht leicht zu überwinden ist, und während sie freiwillig alles gegeben hätte, nicht das Leiseste sollte der Eindringling ihr abtrotzen können.

In der That wäre wohl die Kraft jedes Mannes am Ende an dem beharrlichen Widerstand des starken Mädchens erlahmt und er hätte den Rückzug antreten müssen den sie ihm anwies. Aber Daniels Ausdauer und Gewandtheit war in seiner Kunst gestählt, und schließlich, nach langem heißen Sträuben, ging ihr in seinen unablässigen Angriffen der Atem aus. Ohne ihr Schmerz zu bereiten, zwang er ihr die Hände auf den Rücken und beugte ihr Rumpf und Kopf über sie nach rückwärts. Er setzte seinen Mund auf den ihren und begann seine Rache.

Aber: o Wunder! In diesem Augenblick der Not erstand ihr ein unerwarteter Bundesgenosse. Die Natur, welche das Weib zu ihrem Liebling erkoren und jede seiner Niederlagen in einen Triumph zu verkehren weiß, mischte sich in den Kampf. Und Daniel fühlte, wie Gertrud, kaum merklich zuerst und verstohlen, die Küsse zu erwidern begann mit denen er sie bedeckte. Er löste, wie erschrocken, seine Hände von den ihren und ließ sie frei. Sie aber wahrte ihren Vorteil. Zwei Arme schlangen sich um seinen Hals, ein klopfendes Herz schlug an seiner Brust und ein heißer Atem verströmte sich mit dem seinen. Die Jugend sang und loderte in ihrem Leib und ergriff auch die Kraft des Mannes. Sie zog ihn zu sich nieder, zwanglos und doch mit zwingender Gewalt, und über beiden schlugen Wogen und Flammen zusammen.

Gertrud lag noch in einem ruhig atmenden Gefühl der Beglückung und beinahe des Stolzes daß sie für den Schmerz hatte büßen dürfen den sie dem Geliebten zugefügt hatte, als Daniel sie verließ. Er fand die Türe ihres Zimmers unverschlossen und ein erster dämmernder Schein der Frühe zeigte ihm den Abstieg nach dem Hof. Der Hund drunten an der Schwelle bellte nicht nach dem der aus den Gemächern seiner Herrin kam. Ruhig lag der weite Hof, nur von den Ställen rasselten gedämpft die Ketten. Durch die offene Einfahrt gewann er die verlassene Straße und wandelte langsam den Fluß hinab der Stadt zu. Ein strahlender Morgen erhob sich über ihr und grüßte sie wie eine Geliebte. Aber sein Gruß galt nicht auch ihm. Er wußte nicht, ob es Morgen um ihn war oder Nacht, und von seinen Gedanken umhüllt wie von einer Wolke schritt er dahin. Da kamen ihm im Wallen entlegener Empfindungen jene Worte in den Sinn, die Gertrud einst zu ihm gesagt hatte: „Und dann kann man sich doch sagen daß man mich nicht in einer Nacht gewinnt.“

„Was für ein seltsames Wesen ist doch der Mensch,“ sagte Daniel, „was für ein seltsames Wesen!“

Er ging in sein Haus, legte sich nieder und gab sich dem Schlaf wie einer Zuflucht.

Gegen Abend machte Daniel sich auf, um Thomas sein Erlebnis zu berichten. Als er bei ihm eintrat, fand er dort Gertruds Bruder, der eine Botschaft von ihr an den Waffenschmied zu bestellen hatte. Sie stammte aber nicht von heute (denn Gertrud hatte ihn an dem

Tage noch nicht gesehn); vielmehr hatte sie schon vor dem Feste mit ihm von Thomas' Werbung gesprochen und ihre Neigung zu diesem dem Bruder nicht vor-
enthalten. Mit aller Absichtlichkeit hatte sie auch deswegen Thomas am verflossenen Abend zu ihrem Tisch unter den Bäumen gezogen und ihn damit öffentlich vor den Leuten ausgezeichnet. Sie war glücklich zu bemerken daß er auch ihrem Bruder gefiel, und ihre herausfordernden Reden waren nur ihrem Übermut darüber und ihrer Rauflust entsprungen denen sie die Zügel ließ; fühlte sie sich doch im Besitz des Geliebten sicher und glaubte sie doch, sich jederzeit Einhalt tun zu können wenn sie's zu weit triebe. Da war nun Lenz, um seiner Schwester Antwort auf die Frage zu bringen, die Thomas einst durch Daniel Roux an sie hatte stellen lassen, wenn er diese Antwort noch als solche annehmen wolle; denn sie liebe ihn, wenn sie es auch in einem noch kindlichen Stolz nicht übers Herz bringen könne solches mit Worten zu sagen, und werde ihm in sein Haus folgen sobald er wolle, da sie frei sei und die von ihrem Bruder übernommenen Pflichten in seine Hände zurückgegeben habe.

Die Liebe hatte Thomas die spottenden Worte Gertruds, die sich in der Morgensonne ganz anders ausnahmen als unter der ernsten Schwüle der Platanen am gestrigen Abend, schon halb verzeihen lassen und er ergriff die Botschaft mit beiden Händen. Der erste Zeuge seiner Freude war Daniel, dem wohl dabei eine Ahnung anging, wem die Liebkosungen gegolten hatten die ihm zugefallen waren. Aber im Angesicht seines Glücks konnte er nicht die Worte finden, dem

Freunde zu sagen was vorgefallen war; das Herz wollte ihm brechen.

Und er schwieg.

Das Geheimnis schien sich selbst bewahren zu wollen. Denn als Thomas, dem Gertrud nach den Ereignissen jener Nacht demütig und unterwürfig entgegenkam, derselben mit keinem Wort Erwähnung tat, da erstaunte sie, dankbar und stolz; und eine stille Bewunderung für seine Art ergriff sie. Sooft auch später im Verlauf der Zeit Gertrud absichtlich oder unabsichtlich an die Beleidigung die sie ihm damals angetan und an die Sühne die sie gefunden heranstreifte, immer wehrte er ihr mit einem feinen Wort oder einem stummen Blick, als ob das alles etwas Heiliges sei das man wohl im stillen Dämmer der Erinnerung hüten aber nicht ans Licht der Gegenwart ziehen dürfe. So wuchs ihre Bewunderung schließlich zu einer Scheu, und sie vermied es, davon zu sprechen.

Thomas führte Gertrud heim sobald die Hochzeit zu bestellen war; aber sein hochfahrendes Wesen hatte der junge Lenz dort draußen gelassen wo er einst die Herrschaft geführt hatte. Eine Hingebung ohnegleichen brachte sie Thomas dar, und als das Daniel gewahrte, merkte er wohl was sein Werk daran war und dankte es in Schweigen dem sie verbündenden Geschick daß es ihn zu einer seltsamen Niederlage an die Stelle seines Waffenbruders hatte treten lassen.

So war es und blieb es zwischen den beiden Freunden als Daniel eines Abends gegen die Dämmerung in die Werkstatt des Waffenschmiedes trat und etwas

verwundert sah, wie Thomas gerade die letzte Hand an eine kunstvoll geschmiedete Klinge legte die er offenbar tagsüber in eifriger Arbeit gefertigt hatte. Sie glich jener von Vionville auf ein Haar, die Thomas oft von ihrem Platz genommen und prüfend und sinnend in der Hand gehalten hatte wenn er Daniels Fechtboden besuchte; und Daniel sah, wie er das Federn des Stahls und seine Schärfe erprobte wie damals die seines Säbels auf dem Schlachtfelde. Als aber Thomas alles beendet, schlug er den schreitenden Hahn der Woller nahe an das glühende Heft.

Da schaute ihn Daniel fragend an und Thomas sagte mit leuchtenden Augen: „Nicht wahr, wissen möchtest du, für wen der Säbel ist dem ich den Hahn mitgebe? Nun, für keinen andern als für meinen Sohn, den du lehren sollst, nach unserem Abkommen, ihn in Ehren zu führen und für seine Ehre wenns not tut. Und hier ist er!“ Er verschwand durch eine Tür in der Tiefe der Werkstatt und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem nackten zappelnden Etwas wieder, das er auf der flachen Hand trug und lachend und behutsam auf den noch warmen kleinen Amboss setzte, dessen er sich bedient hatte. Da griff das Wichtlein hilfesuchend um sich und faßte den Finger des Waffenschmieds wie einen Schwertknauf.

„Sieh,“ sagte Thomas, „er ist noch keine Woche alt und schon schlank und gestreckt wie ein Stablblatt. Der ganze Lenz lacht aus seinem Gesicht; aber die geraden Glieder, sagt Gertrud, habe er von mir, obgleich ich nicht einsehe warum er die nicht ebenso von seiner Mutter erhalten haben soll, da die ihren doch auch

nicht krumm sind. Ich zeige ihn dir aber, Daniel, weil ich wünschte daß du ihn von seinen ersten Tagen an kennen möchtest und er von seinen ersten Tagen vertraut mit dir würde. Denn vielleicht wird es sein daß du über seine Jugend wirst wachen müssen. Die Woller sind ein kurzlebig Geschlecht.“

Seine Stimme war allmählich in einen zarten Ernst verglitten, den selbst Daniel noch nicht an ihm kannte. Als Woller ihm schweigend die Hand hinstreckte wie zu einem Gelöbniß, gab er es ihm wortlos.

Im zwölften Jahre seines Glücks starb Thomas Woller zu der Zeit als die Sicheln in den Feldern rauschten, wie hingemäht. Gertrud hegte sein Andenken wie ein Kleinod und ihr Knabe half ihr dabei. Da er aber gerade seine ersten Rittergeschichten las, sagte er zu ihr, sie solle sich nicht grämen, er werde von nun ab für sie und ihre Ehre eintreten und das, wenn er erst ein Schwert schwingen könne, mit diesem in der Hand. Da nahm seine Mutter, obwohl sie ein Lächeln im Innern hatte und ihm gleich einem Kinde über das Haar strich, seine Worte wie die eines Mannes auf und antwortete ihm freundlich daß sie seine Ritterdienste allezeit gern annehme. Der junge Woller war glücklich über dies geheime Amt und eine fast schwärmerische Verehrung, die er als Knabe für sie trug, wandelte sich in eine männliche Ergebenheit und wachsame Liebe, wie er zum Jüngling heranwuchs.

Der junge Hermann Woller wurde aber der geradeste und aufrechtste Bursch den man finden konnte, beides, an Leib und Gemüt; dafür sorgte Daniel Roux

treulich. Er hatte wie ein Symbol seiner Patenschaft, die er damals vor dem nackten Kinde auf dem Amboß nach seiner Art übernommen, jenen Säbel aus der Werkstatt des Freundes erhalten der den Hahn trug als ein spätes Meisterstück des Klingenschmieds. Der hing nun, sorglich gehütet, gekreuzt mit der Waffe von Vionville, die wie seine Schwester aussah, auf der Wand seines Fechtbodens. Ungezählte Male mußte der Fechtmeister dem forschenden Knaben die Geschichte der beiden Säbel erzählen; und wenn er sie dann von ihrem Ort herunternahm, um sie ihm zu zeigen, sagte der Junge oft begierig: „Der mit dem Hahn ist meiner.“ Dann nickte Daniel.

Als ob ihm der Hang im Blute säße, verbrachte aber Hermann alles was er an freien Stunden sich stehlen konnte, auf dem Fechtboden Daniels. Dann folgte er mit blitzenden Augen den Waffengängen, die des Fechtmeisters Schüler mit ihm zu bestehen hatten, und freute sich der Schläge, die um sein unbedecktes Haupt hagelten, das wie mit einem unsichtbaren Gewölbe umschützt schien; denn Daniel vermochte jeden Hieb von seinem Leib abzuwehren soweit er gerade wollte. Des Nachts aber lag der Junge oft genug wach und focht die Gänge im Geiste nach, als ob ihn das alles verzweifelt viel anginge. Später, als er selbst Schläger und Säbel zu führen lernte, war es, als ob in seiner Gestalt und in seinen Bewegungen Daniel selbst wieder jung geworden wäre. Er stand dem Meister gegenüber bald seinen Mann, und wer die beiden gesehen hat, wenn sie sich mit den Waffen in der Hand entgegentraten, der gestand daß er nie zwei schönere Mannsgestalten hat bewundern dürfen.

Es waren kaum zwei Jahre seit dem Tode Thomas Wollers ins Land gegangen, als Daniel eine Frau nahm. Er mußte, weil es ihm schlecht ging. Denn Daniel war nun einmal nicht zu bewegen, wohlverdientes Geld von den Studenten einzuziehen, die er alle für arme Teufel hielt; und wenn ihn Gertrud in bester Absicht dazu anhielt, pflegte er, als ob er noch Mitleid mit jedem habe, der ihm etwas schuldig war, zu sagen: „Wenn er doch kein Geld hat, wovon soll er dann bezahlen?“ womit er sein Gewissen beschwichtigte und sich ein für alle Male der fatalen Verpflichtung entzog dort nach Geld zu fragen wo er vermeinte daß keines sei. Da legte sich nun Frau Gertrud ins Mittel und wollte ihm, wie früher Woller getan, aus ererbtem und erworbenem Überfluß helfen wenns not tat. Aber da sich Daniel mit der ernsthaftesten Miene solche Hilfe verbat und dies damit begründete daß sie nicht Thomas Woller sei, so verfiel sie auf einen andern Ausweg und verschaffte ihm eine Frau; denn sie sah wohl, daß Daniel sein gutes Auskommen haben würde, wenn ihm jemand zur Seite stünde der die Sache anders anfaßte wie er und dafür sorgte daß seinem Beutel das zufließ was ihm zukam. Das ließ sich Daniel denn gefallen, da er ihr darin mehr traute als sich selbst und meinte, ein Mann wie er werde unter allen Mädchen für sich die dümmste Wahl treffen. Sein ganzes Herz an eine Frau zu hängen, hätte er nie vermocht; die eine Hälfte gehörte ja doch seiner Klinge, und er war es zufrieden, wenn man ihm die andere mit einer Frau besetzte die sich damit begnügte. Und wenn mans recht besah, konnte sich wohl jede Frau daran genügen lassen,

wenn sie auch nur den geringsten Theil von Daniels heldenhaftem Herzen besaß.

So zog denn Maria, eine Stiefschwester Gertruds, in das altertümliche Haus an der Stadtmauer ein und Daniel hielt sie in Ehren, wie es seiner ritterlichen Art anstand. Maria aber war wohl seiner wert und wurde ihm der beste Kamerad den er außer Thomas Woller je besessen, wobei sie übrigens eigennützig genug war, so viel von seinem Herzen an sich zu reißen wie sie Daniels Klinge nur immer abzustreiten vermochte; also daß Daniel manchmal ein wenig selbst an sich irre wurde und sich einen verliebten Esel schalt. Sie war wohl nicht besser und nicht schlechter als die meisten Frauen, wenn sie an den rechten Platz kommen; dort aber verstand sie sich durchzusetzen. Daniel gewahrte bald zu seinem Erstaunen, wie sich die Vermögensverhältnisse seiner Schuldner ganz allgemein besserten seit Maria im Haus war, so daß sie ganz ordentlich und regelmäßig dafür zahlten wenn er sie an seiner Kunst ein wenig emporblicken ließ wie an einem hohen Turm. Er mochte wohl nicht wissen daß sie mit der Frau Meisterin manchmal einen ernsteren Gang auszufechten hatten als gegen seine Überlegenheit.

Maria hatte Daniels Vertrauen. Und weil sie es besaß — aus keinem andern Grunde — erzählte er ihr im Verlauf der Zeit seine Freundschaft mit Thomas Woller und wie es kam daß er in jener Nacht die Sühne von Gertrud für seinen Waffenbruder nahm. Er vertraute ihr das aber nicht als etwas das er ihr bisher absichtlich vorenthalten, sondern so wie ein Kamerad dem andern etwas erzählt auf den er sich ver-

lassen kann. Und Daniel konnte sich auf Maria verlassen; denn sie war ganz und gar keine Plaudertasche und wollte ganz und gar nicht zerstören was Daniels Verschwiegenheit und Gertruds Irrthum Gutes gewirkt hatten.

Frau Maria war nicht wenig stolz, als Daniel so aus freien Stücken ihr sein Geheimnis preisgab, küßte ihn herzlich und freute sich der Fortschritte, die sie in der Eroberung seines Herzens im Verborgenen gemacht hatte. Aber sie war ein wenig eitel und liebte es, ihre Tugenden ins rechte Licht zu rücken und sie etwas schillern zu lassen; nicht eben mehr als andere Frauen, aber gerade so viel, um ein Unheil anzurichten, wenn der Teufel dabei seine Hand im Spiel hat. Und es prickelte und juckte sie seit der Zeit, ihrer Stiefschwester so bei Gelegenheit mit einem kleinen Wort zu versetzen daß sie ein Geheimnis von ihr wisse; gerade nur so, um sie fühlen zu lassen, wie sie ihr für das sorgliche Verschweigen desselben Dank und ein kleines Vollmaß von Bewunderung zu zollen habe. Maria suchte diese Gelegenheit nicht und fühlte sich groß darin; aber sie wahrte sich das Wort für sie, wenn sie kommen würde, wie einen kleinen Dolch, den man nur einmal zu benutzen gedenkt.

Und diese Gelegenheit kam; nach Jahren, doch sie kam. —

Es war da ein junges Mädchen in der Stadt, nicht eben leichtfertig aber leichten Sinns und ein törichtes hübsches Ding, dessen sich die beiden Frauen, da es Waise war und bei einem mürrischen alten Vormund

wenig Umgang hatte, wechselweise annahmen; und wegen seiner munteren und gefälligen Art sahen sie es gern bei sich. Dieses Mädchen hatte sich ohne Besinnen einem der Gesellen aus des Waffenschmieds Werkstatt, die für den Sohn weitergeführt worden war, versprochen und Gertrud übernahm es, um den Leuten zu ihrem Glück zu verhelfen, ihm die Aussteuer und die Hochzeit zu bestellen. Diese war schon angesetzt, als das Mädchen sich von einem anderen betören ließ, worauf der Mann das Verlöbniß aufkündigte und Frau Gertrud um ihres Gesellen willen der Ungetreuen ihr Haus verbot, nicht ohne Ärger und Verdruß darüber daß sie ihre Güte schlecht gelohnt und sie selbst nun als ihre Beschützerin in das Gerede der Leute gebracht habe.

Als am nächsten Tage, an einem Sonntag, Maria zu einer gewohnten Stunde mit einer häuslichen Arbeit sich still zu ihr setzte, ließ Gertrud ihrem Unmutscharfe Worte und verurteilte das Betragen des Mädchens hart. Maria beurteilte die Leichtsinnige um so viel milder, als ihr weniger Unannehmlichkeiten aus ihrem Fehler erwuchsen, und sagte, ohne aufzublicken, sehr ruhig: „Sie ist vielleicht nicht so schlecht wie du meinst; und jedenfalls hättest du doch am wenigsten recht, ihr es vorzuwerfen.“

Gertrud sah sie sprachlos an. Nach einer Weile fragte sie, bebend in einer unbestimmten Vorahnung von etwas Furchtbarem, leise: „Wie meinst du das?“ Und Maria antwortete, ohne ihren Blick zu erheben: „Nun, deine Hochzeit war doch auch so gut wie bestellt, als — als du dich Daniel ergabst.“

„Wer wagt das zu sagen?“ rief Gertrud aufspringend; doch sie mußte sich rückwärts an die Wand halten, denn sie begann zu zittern und zu schwanken.

„Daniel sagt es,“ antwortete Maria, „Daniel lügt nicht.“

„Ich weiß daß Daniel nicht lügt. — Aber er lügt; er lügt. — Diesmal lügt er — Daniel der nicht lügt, lügt. — Einer der nicht lügt, schändet mich; Thomas schändet er, den ich geliebt!“ — Die Größe der Schmach schien ihr bei jedem Wort zu wachsen, lawinenhaft auf sie zuzustürzen. Unfähig noch einen Gedanken zu fassen, begann sie sinnlos, wortlos zu klagen; klagte wie ein wundes Tier; lange, elend, zum Herzbrechen.

Maria wagte nicht, sie zu beschwichtigen, noch sie anzurühren. Endlich sagte sie zagend, fast hoffnungslos: „Nur Daniel weiß es wohl und ich.“ Ihre Stimme gab Gertrud das Denken auf Augenblicke zurück, wie ein Reiz in einer Ohnmacht:

„Ist es darum weniger eine Lüge? Ist es darum weniger ein Schimpf? — Mich, ihn, sich in einen unlöslichen, kotigen Schimpf verschändet!!“ Und sie schrie auf wie unter Martern.

Betroffen stand Maria, unentschlossen, hilflos. Dann ging sie verzagend, den Sohn zu suchen und zu seiner Mutter zu senden. Gertrud blieb schluchzend allein. Sie dachte nicht daran, wie wohl Daniel, der wahrhafte Daniel, der sichere Daniel mit den gewogenen Worten dazu käme, solches von ihr zu sagen; sie sah nur ihren Schimpf; ein Tönen war in ihren Ohren, und es war ihr Schimpf der darin tönte; eine rohe Hand hielt ihr Herz gepackt, und es war ihr Schimpf der an ihm riß.

Sie wollte Thomas' Namen rufen, als ob er ihr beistehen könnte in ihrer Not, aber sie vermochte es nicht vor Schluchzen. Sie mußte ein Wesen haben, das sie hörte in ihrem wortlosen Jammer, an das sie sich klammern konnte, das sie anflehen konnte, stumm und in Tränen. So schleppte sie sich herum und auch hinunter in die leere Werkstatt, als werde sie dort jemand finden. Vor Thomas' kleinem Amboß fiel sie nieder, umschlang das fühllose Eisen mit ihren Armen und klagte Daniel an wie vor einem Richterstuhl.

So fand der Sohn seine Mutter. Sie erhob sich rasch, ging ihm entgegen und faßte seine beiden Hände. Dann erzählte sie, ohne Stocken, und während sie sprach, wunderte sie sich, wie sie so schamlos sei vor ihm die Worte Marias wiederholen zu können. „Höre,“ sagte sie am Ende; „als du ein Knabe warst, gelobtest du, meine Ehre zu schützen in Not. Nun du ein Mann bist, wirst du nicht anders denken. Geh, stelle ihn auf sein Wort. Fordere Rechenschaft, wie dein Vater sie für mich gefordert hätte und für sich.“ Und sie küßte ihn auf die Stirn die er ihr niederneigte. Sie fühlte ihre Ehre sicher in seinen Händen und verließ ihn, als ob sie ihm einen alltäglichen Auftrag erteilt hätte.

Hermann bebte vor Erregung. In seinem heiteren jugendlichen Rittertum hatte er sich wohl immer hochgemut als Beschützer seiner Mutter gefühlt; was er aber tun würde, wenn sie in Gefahr käme, darüber hatte er nie nachgedacht. Daß jemand ihr zu nahe treten könne, lag so außerhalb aller Vorstellbarkeit für ihn daß das alles ihn jetzt zu früh, zu grell, zu grausam traf. Allein gelassen mit einer fremdartigen Ver-

antwortlichkeit konnte er in einem über alle Ziele hinauschießenden Gefühl dafür nur den einen Gedanken fassen, seiner Mutter eine Genugtuung ohnegleichen zu verschaffen wie keine Königin sie vollständiger hätte erwarten dürfen. Noch wußte er nicht wie; aber das würde sich finden.

Unterdessen war Frau Maria, schwer beunruhigt, nach Hause geeilt, um bei Daniel Schutz zu suchen gegen alles was da kommen würde. Als sie bei ihm eintrat, war er auf seinem Fechtboden, wie gewöhnlich Sonntag nachmittags, damit beschäftigt, einige Ordnung in die Wirrnisse zu bringen welche die Woche in die Bestände seiner Waffen und Fechtzeuge zu tragen pflegte; und als letztes hatte er gerade die beiden Staatsstücke die er besaß, den Säbel von Vionville und den Hermann Wollers, von der Wand genommen, andächtig und zärtlich betrachtet und blank gewischt und sie wieder im Kreuz an ihren Ort gehangen. Wie er nun den Bericht Marias nachdenklich, die Hände auf dem Rücken in dem Raum umherschreitend, entgegennahm ohne ein Wort oder nur einen Blick des Vorwurfs für sie die immer wieder ihre Eitelkeit und Unbedachtsamkeit anklagte, da merkte sie daß er selbst für sie und ihre Worte einzustehen gedenke und sie vertreten müsse als seine eigenen. Eine Bangigkeit ergriff sie, das Herz wurde ihr schwer, und sie sank nieder in stillem Weinen. Da befahl er ihr hineinzugehen in ihr Zimmer und nicht eher wieder hervorzukommen, als bis er sie rufe; denn er habe mit sich zu reden — oder mit einem andern. Da ging Maria Roux.

Der Fechtmeister aber schritt noch einige Male auf und nieder, dann holte er sein geliebtes Messer mit dem schreitenden Hahn der Woller aus seiner Kammer hervor und fand es nötig sich, wieder eifrig auf dem Fechtboden hin und her wandelnd, nochmals zu rasieren, obgleich er diesem Bedürfnis an dem Tage schon einmal in der Frühe entsprochen hatte, bevor die andern Bürger zur Kirche gingen.

Wie er so wandelte, trat Hermann Woller ein. „Ich habe dich erwartet“, sagte Daniel ruhig. „Gleich.“ — Und er tat die letzten Striche, klappte das Messer zu und trug es an seine Stelle. Dann trat er mit offener Stirn vor Hermann, wie einer der froh ist, eine alte Schuld demjenigen entgegenbringen zu dürfen der sie nach langer Zeit heimzufordern kommt.

„Ist es wahr?“ war das einzige, was Hermann hervorbringen konnte, hoffend und fürchtend, fast wie eine Beschwörung. Aber Daniel antwortete nicht; er wollte den der für seiner Mutter Ehre eintrat, nicht dadurch entkräften daß er ihm den Boden, auf dem er stand, unter den Füßen wegzog. Wie er beharrlich schwieg, ihn bald anblickend, bald in die Abendsonne hinausschauend, welche die offenen Fenster mit einem flackernden Feuer füllte und die Waffen ringsum an den Wänden lüstern umstrich, da verstand ihn Hermann, und es war, als ob er stolz dabei wäre auf seines Meisters Art.

„Recht hast du,“ rief er aus; „Rede mußst du mir stehn, obs wahr ist oder Lüge! Wirst du?“

Daniel drehte sich nach ihm um, nickte leicht und sagte: „Ich will. — Was forderst du?“

Hermann sprang auf ihn zu; irgend etwas hieß ihn, dem Verleumder seiner Mutter an die Kehle zu fahren und ihn zu drosseln solange noch Atem in ihm war. Aber der Vorsatz verflog wie ein Schatten der über seine Seele huschte; er hielt inne und sah sich um, als suche er nach einem Ausweg. Da fiel sein Blick auf die beiden gekreuzten scharfen Waffen an der kahlen Mauer, auf denen die Sonne wie in einer geheimen Lust in einem tänzelnden Glanz spielte.

Und wie eine ungeheure Offenbarung ging es in ihm auf. Er riß die beiden Säbel, jeden Griff mit einer Hand packend, von ihrem Platz und hielt sie Daniel hin. „Wähle“, rief er, und die Klingen zitterten ein wenig in seinen Händen.

„Sie sind gleich“, sagte Daniel; und als ihm Hermann einen der Säbel hinreichte, ergriff er ihn. Ehe sie wußten was sie taten, standen sich die Männer in Fechtabstand gegenüber, als gelte es einen ihrer alltäglichen Waffengänge. Die Sonne selbst, die gleich einem Schiedsrichter mit forschenden Blicken gerade durch das Fenster sah, verteilte Licht und Schatten zwischen ihnen und sie erhoben gleichzeitig die gesenkten Waffen.

Und ein unerhörter Kampf begann. Größer schienen die Gegner, gewaltiger die Ausfälle, ausholender die Hiebe; und nie waren sich Meister und Schüler ähnlicher als heute. Pfeifend mit feinem, fast weichem Tönen fuhren die Klingen aufeinander und Funken tropften sprühend von ihnen ab. Aber während Hermann ungestümer, kühner und erbitterter angriff als es sein Gegner ihm je zugetraut hätte, wehrte dieser

ausschließlich die schnellenden Hiebe ab, und wenn er sie manchmal erwiderte so tat er es nur halb, zu seiner Verteidigung. Keiner wußte wohin dieser Zweikampf führen würde; aber jeder fühlte wohl, daß er blutig enden müsse. Daniel deckte sich nach allem seinem Können; aber eine gewisse Lauheit, eine leichte Nachsicht, als wäre er sie schuldig, beherrschte unmerklich alle seine Bewegungen. Wohl mochte er hoffen, die Kraft des jugendlichen Angreifers werde sich brechen an seiner Ausdauer und seiner Erfahrung; da schlug ihm Hermann mit einer kurzen Terz von unvorhersehbarer Gewalt die Abwehr und die rechte Halsschlagader zugleich durch.

Daniel taumelte nicht; er brach in sich zusammen wie ein Turm, und ein Blick der Genugtuung traf den erschrockenen Sieger, der die Waffe fallen ließ und auf ihn zutrat. Er reichte ihm, fast lächelnd, die Hand und dann wurde es dunkel um ihn. Hermann eilte hinein, um Maria zu Hilfe zu rufen; dann rannte er nach dem Arzt. Als sie nach wenigen Minuten zurückkamen, lebte Daniel wohl noch, aber es war zu spät. Das Leben floh wie der sinkende Tag; als der letzte Strahl der Sonne von den Fensterbänken seines Fechtbodens herabglitt, starb Daniel Roux.

Da ging Hermann still aus dem Haus und suchte den Weg zu dem seiner Mutter. Die aus den Bergen und nachbarlichen Ausflugsorten heimkehrenden Menschenwogen umfluteten ihn; er sah sie nicht. Ein paar Freunde redeten ihn an; er hörte sie nicht. Aber wenn er auch in Ernst versunken war, so trug er doch das

Haupt hoch und frei und schritt rasch aus, wie einer der etwas Rechtes getan hat.

So betrat er seiner Mutter Haus. Jede seiner Bewegungen schien verändert, gefestigter, männlicher, und er wunderte sich selbst darüber wie fremd ihm sein eigener Schritt von den großen steinernen Fliesen des Hausflurs zurückhallte. Als er Frau Gertrud nicht in ihren Zimmern fand, ging er die Treppe wieder hinunter und durch den hallenden Gang nach einem kleinen Hof, in dessen Mitte als einziger Baum eine ihn fast ganz überwölbende Linde stand. Dort saß seine Mutter unter dem regungslosen Laubdach in der Dämmerung. Sie hörte seinen Schritt auf den Steinen und sah seine Gestalt in dem Gang, vom Licht zweier großer altertümlicher Laternen umflossen die den Flur schon erhellten, auf sich zukommen, schlank, stark und aufrecht.

Da fuhr sie auf: „Daniel!“ schrie sie, „Daniel!“ und sah ihrem Sohn starr entgegen, als ob sie von einer Erscheinung besessen wäre.

„Was ists mit Daniel?“ fragte er und stand wie gebannt, „ich komme gerade von ihm — und es geht ihm nicht gut.“

Sie achtete nicht auf seine Worte. „Herr, mein Gott!“ jammerte sie leise, „Herr, mein Gott! Du bists — und ich glaubte Daniel vor mir zu sehen, wie er einst vor mich trat — mit funkelnden schrecklichen Augen — unter den Platanen in der Nacht, bevor — —“ und sie verstummte. Denn ein furchtbares Verstehen breitete sich in ihr aus; wie ein eisiger Strom durchschob es ihr Inneres und wimmernd, von kalten Schauern gerüttelt, brach sie zusammen.

Dem Sohn graute. Er bettete sie angekleidet auf ihr Lager und saß bei ihr, bis die dunkle Nacht kam und sie leise, fast wie unter ihrem Schutz, fragte: „Was hast du — ihm getan?“

„Ich habe nicht mehr getan, als deine Ehre an ihm gerächt“, antwortete er.

Sie richtete sich auf. „Du — an ihm!“ schrie sie verzweifelt, da sie ihn verstand: „Du — an ihm! — an ihm!“ und sie schlug zurück und wurde starr wie eine Tote. Nach langer Zeit befahl sie leise und fest: „Laß mich allein.“

Da verließ er sie in Ehrfurcht.

In der Nacht hat sie sich ertränkt, dort wo der Fluß schnell fließt und schwarz; sie war schon kalt, als die Wasser sie aufnahmen.

Es waren wohl viele, welche die Leichen von Gertrud und Daniel zu den Stätten ihrer Ruhe geleiteten, und von den vielen ahnten wohl manche verborgene Verknüpfungen. Aber — einmal wenigstens! — fühlten Menschen etwas von einem Austrag, zu düster und zu groß als daß sie in seine Tiefen hätten hineinleuchten oder mit irdischem Aburteilen ihn hätten verkleinern dürfen. Den wenigen die später fragten setzte man das Bollwerk der Unergründbarkeit entgegen.

ANGELUCIA

Wie die Loire, der Strom der Touraine, den sie täglich von den Fenstern ihres Schlosses sah, hell und sonnenfroh, aber auch stolz und eigenwillig, so war die junge Gräfin von Nevers. Der Fluß weiß sich freizuhalten von der Knechtschaft der Schifffahrt; denn nahe unter dem blausilbernen Spiegel zieht er, überall zerstreut, seine gelben Sandbänke dahin, die jeden Kiel hemmen der seine Furchen in die selbstbewußte Flut graben wollte. Auch die junge Gräfin von Nevers hat ihre Sandbänke unter der lachenden Oberfläche; auch sie will frei durch ihr Land ziehen und setzt einen geheimen Widerstand an ihre Freiheit. Mit dem Falken als dem Wahrzeichen ihres freien Adels auf der Faust streift sie auf brandrotem Pferd durch das jagdbare Land, und wenn sie auch im Trupp mit den Jägern und Edeln von den Schlössern ringsum hinausreitet, so weiß sie doch, trotz ihrer siebzehn Jahre, nicht wie ein Mann aussieht. Denn wenn sie ihre Augen erhebt so ist es zu dem grünen Geäst einer Kastanie oder zu einem funkelnden Stern am Abendhimmel, und wenn ihre Blicke auf etwas ruhen so sind es die grünen Ufer, die beschaulichen Flecken, die ihren Platz behaupten wie sie, und die Berge der Loire, in deren blauender Ferne sie sich mit dem Strom zugleich zu verlieren scheint. Außer der Sonne hat ihr noch niemand ins Antlitz lachen dürfen, außer dem Wind noch

keiner ihre Wangen gestreichelt, außer dem Wasser des Stroms, das frohlockend an ihr emporspritzt wenn sie ihn durchreitet, keiner ihren Leib geliebkost.

Deshalb erschrak die junge Gräfin von Nerves — das erstemal in ihrem Leben — als ihr eines Tages ihre Mutter, die verwitwete Herrin von Schloß und Land, welche aus Flandern gebürtig war und die Loire und deren Ähnlichkeit mit ihrer Tochter nicht verstand, die Mitteilung machte, der Graf von Blois habe um ihre Hand angehalten und werde in ritterlicher Weise gefolgt von seinen Edeln sich ihr Jawort holen. Sie erschrak: denn sie wußte daß ihre Mutter, die nach der gemessenen Art ihrer Landsleute nichts angriff was sie nicht durchzuführen gedachte, dieser Werbung nicht einmal Erwähnung getan haben würde, wenn ihr die Annahme des Antrags nicht als etwas Unabweisbares erschienen wäre über das sie mit einer Tochter, zu jung um klug zu sein, keine Worte machen werde; und sie wußte auch daß der Graf von Blois der mächtigste Herr der Touraine war, stark und unbeugsam, wie sein Schloß über der Loire; sein Werbezug würde nicht wie das Geleit eines Ritters auf dem Heimweg von der Jagd sein, für das man sich mit einem Lachen und abgewandtem Haupt bedanken konnte.

Der Schreck fuhr dem Fräulein in die Glieder wie ein Blitz aus dem heitern Himmel ihrer Freiheit, so daß sie von dem brandroten Hengst der nach dem offenen Burgtor und der Sonne wieherte wieder herabglitt und von Jagen und Reiten nichts wissen wollte

an diesem Tage. Klopfenden Herzens rannte sie vielmehr die breiten flachgewendelten Stufen des runden Schloßturms hinauf und erst als sie den Schlüssel zum Turmgemach droben in der Hand hielt, fand ihre Erregung eine Antwort.

„Hier mag er in ritterlicher Weise vor mir erscheinen,“ rief sie, „wenn er es vermag“; und die Tür fiel ins Schloß daß der Mörtel niederrieselte.

Die Mutter hielt Einsamkeit, Nachdenken und Hunger für ihre besten Bundesgenossen und Parlamentäre und ließ sie.

Als indessen am folgenden Tage der Graf von Blois mit einem adeligen Gefolge von Freunden und Rittern in dem Schloß einzog und das Fräulein noch kein Verlangen gezeigt hatte, ihren befestigten Schlupfwinkel zu verlassen, vermochte die Gräfin von Nevers dem verwunderten Freier nichts Besseres als jenes Wort ihrer Tochter zu bestellen, daß er ihr in dem Turmgemach auf ritterliche Art nahen und seine Werbung anbringen solle. Denn sie wollte selbst mit der Wahrheit in dieser Sache nichts verschütten oder unterbinden und hoffte daß der Graf von Blois über den kapriziösen Empfang, den ihm seine Braut bereitete, nicht das Ziel seiner Fahrt vergessen werde.

Der Graf besann sich; und da er an Umkehr nicht dachte solange er noch eine Turmtreppe vor sich sah, ließ er die Pferde in die Stallungen ziehen, seine Gefolgschaft die weiten Flügel des Schlosses belegen, welche für sie bereitstanden, und überdachte die Botschaft die ihm geworden war. Er begriff leicht, daß er eine keineswegs ritterliche Figur abgeben würde,

wenn er droben vor dem verschlossenen Turmgemach stehen und seine Werbung dem Fräulein durch das Schlüsselloch vorbringen müsse; also sann er auf einen Ausweg, der sie zwingen würde ihm zu öffnen und ihn anzuhören, und wenn das nicht, ihm doch wenigstens einen ritterlichen Rückzug sicherte.

Am andern Morgen erschrak die junge Gräfin das zweitemal in ihrem Leben, aber grausamer als das erstemal. Denn hinan zu ihr auf dröhnenden hölzernen Bohlen ritt der Graf von Blois in voller Rüstung die Schräge der Turmtreppe. Über Nacht hatte er die Stufen herausreißen und starke nach der Treppenspindel sich verjüngende Bohlen zwischen diese und die Mauer stemmen lassen, welche die Stiege in eine fortlaufende Rampe verwandelten.

Das Fräulein schrie, als sie die donnernden Huftritte in den Gewölben hallen hörte. Es war genug der Gewalt; und der Graf von Blois fand das Turmgemach offen. Aber in eine Ecke gedrückt, mit allen Zeichen des Entsetzens stand die junge Gräfin von Nevers, und ihre Augen starrten ihn an daß es ihn seiner Tat graute und er seine Werbung vergaß. Hier, das sah er wohl, hatte er einem Kinde zu nahe getan. Er glitt aus dem Sattel, drückte das Pferd ein wenig zurück und wandte es dann zum langsamen Abstieg. Er, der zur Eroberung eines stolzen Weibes hinaufgeritten war, schlich wie ein Mädchenschänder davon.

Als das Fräulein droben schrie, wehrender und schriller als die Turinschwalben wenn man in ihr Nest stößt, hob drunten im Schloßhof ein Ritter seine Augen

zur Höhe des Gemachs empor der diesen Schrei in seiner Schrecklichkeit verstand und in seinem Herzen bereit war, eine Lanze für die bedrängte Dame zu brechen wenn er sie auch nie zuvor gesehn. Er gehörte nicht zu dem prunkhaften Gefolge des Herzogs von Blois und die Länder der Loire waren ihm eine schöne Fremde. Ein flandrischer Graf war er und Sohn wohl eines jener Roberte von Flandern die schon Jahrzehnte in wilden Erbzwistigkeiten ihre und ihres Landes Kräfte in Unwürde vergeudeteten. Der Taten seines Hauses war dieser junge Ritter satt und schämte sich um ihrer willen ein wenig seines Namens, zu dem er sich erst dann wieder zu bekennen gelobt hatte, wenn Taten andrer Art als man sie zu jener Zeit von den Grafen von Flandern zu hören gewöhnt war, ihm auch einen andern Klang gegeben haben würden. Aber es ist wohl sein Geschick gewesen, daß er sich seines Namens schämen sollte bis an sein Ende. Denn dieses erschien der Welt als ein schimpfliches, obwohl nie ein Besserer die goldenen Sporen trug. Und so hat sie seinen Namen, in frommer Absicht und indem sie seinen Wunsch gleichsam verstand und vollstreckte, in den Strom der Vergessenheit versenkt, so daß sein Träger auch dieser Geschichte deren Held er ist ein Namenloser sein wird.

Auf der linken Schulter aufgeheftet trug der flandrische Graf das rote Kreuz des heiligen Krieges; denn er war nur zur Rast auf dem Schlosse von Nevers und sein Ziel war der Hafen von Aigues-Mortes am Mittelmeer, wo er sich mit den französischen Rittern zur Ausfahrt nach dem Land einzuschiffen gedachte in

welchem sein Gott hatte sterben wollen. Er freilich hatte das Kreuz nicht so sehr im Eifer für die Sache des Heilands und sein eigenes Seelenheil genommen, als im Drang und Hang nach ritterlichen Taten; und wenn er etwas von dem Paradies des Jenseits erhoffte, so war es daß er dort sein gutes Roß wiederfinden würde, ohne das ihm die Glückseligkeit ein unvollkommen Ding schien.

Dieses sein Pferd aber, bei dem er zum Auszug bereit im Hof stand, rieb gerade seine Nase traulich an seiner linken Schulter und dem roten Kreuz, als der Ritter seinen Handschuh ausziehen und dem von seinem Werberitt niedersteigenden Grafen von Blois vor die Füße werfen wollte. Da gemahnte ihn das Pferd an das Kreuz welches er trug, und er ward inne daß ihm dieser Weg, Genugthuung für die Ehre einer Dame zu fordern, nicht offenstehe. Denn um jenes Kreuzzugs willen waren Turniere und alle ritterliche Fehde, seit Jahresfrist schon, von dem großen Innocenz in allen christlichen Landen untersagt und aufgehoben, und der Papst Honorius, der ihm nach seinem plötzlichen Tode mitten in den Betreibungen des Zuges gefolgt war, erkannte die Weisheit dieses Verbotes für den heiligen Zweck zu wohl, um ihm nicht mit allen seinen Machtmitteln Geltung zu verschaffen.

So ließ denn der namenlose Graf den von Blois unangefochten, jedoch auch ungegrüßt aus dem Schloß von Nevers ziehen; aber in seinem jungen Herzen bekümmerte ihn das Schicksal des unbekannten Fräuleins und es schien ihm nicht wohlgetan, davonzureiten. Der Troßknecht saß schon kurzbeinig und marsch-

bereit im Sattel des breitrückigen Packpferdes, auf dem er seinem Herrn folgte; um den Sattelkranz hingen die schweren Stücke der Rüstung und auf der Faust hielt er den Jagdfalken des Grafen, dem es eine schlechte Rittersitte gedünkt hätte, den adeligen Vogel daheim zu lassen. Nun gebot er dem Buben, alles wieder abzuschirren und abzuzäumen zu längerer Rast.

Einige Tage später fand sich die junge Gräfin von Nevers auf dem Wege nach Norden und verließ das Land der Touraine, als ob es ihr niemals lieb gewesen wäre.

Sie gleicht nicht mehr der freien Loire, die ihren Willen behält, und sie verliert sich nicht mehr mit dem Strom zugleich in der blauenden Ferne. Sie hebt ihre Augen nicht mehr zu den blühenden Kastanien der Wälder oder zur Sonne empor und wirft ihren Nacken nicht mehr jauchzend zurück auf dem brandroten Hengst. In sich gebeugt sitzt sie seitlich in dem bequemen Sattel eines weißen Zelters und ihr Schoß ist ihre Aussicht. Sie läßt es sich gefallen daß der wiegende Gang des Tieres, Schritt für Schritt, sie einschläfert zu halbem Schlummer und halber Teilnahlosigkeit. Nicht einmal die Zügel führt sie in den Händen sondern läßt ihr Pferd an langem Bande leiten von dem schweigenden Grafen ohne Namen, der an ihrer rechten Seite reitet und zu dem sie nicht ein einziges Mal das Haupt wendet; denn das Diadem seines Stolzes und seiner Unbefangenheit ist ihm entrissen.

Hinter den beiden, in gemessenem Abstand, folgt ihrer Herrin auf zweirädrigem Karren eine Wäscherin der Herrschaft von Nevers mit Kleidern und westfäli-

schem Leinenzeug; und sie ist es, die Tränen vergießt, als man den Lauf der Loire verläßt; als ob es in der ganzen Welt keine andern Flüsse gebe in deren Wasser man Linnen spülen, auf deren Steinen man es klopfen und an deren Ufern man es bleichen könne. Was freut es sie, ihrer Herrin fortab Zofendienste leisten zu dürfen? Was ist ihr die Welt ohne die Loire? Und neben dem Karren reitet der kurze Troßknecht des Grafen und muß vor ihrer Trauer so schweigsam sein wie sein Herr neben der jungen Gräfin, obwohl er diese Pflicht dem hübschen Mädchen gegenüber nicht übernommen hat.

Das Fräulein hatte ihrer Mutter am Abend des Tages, als man sie aus dem Turngemach willenlos in ihre gewohnten Zimmergeführt, einen Brief geschrieben. Denn sie fürchtete sich vor ihrer eigenen Stimme, als ob noch etwas von den Schrecken ihres Schreies darin sein müsse. Sie hatte die alte Gräfin gebeten ihr einen Ort in einem adeligen Kloster zu bestimmen, fern von Nevers und der Touraine, deren Männer sie ekelten und deren Sprache sie nicht mehr ertragen könne. Die Gräfin, die sich schuldig fühlte das Herz ihrer Tochter nicht zu kennen, sah ein, daß man sie dahin ziehen lassen müsse wohin sie dieses Herz nun trieb. Und sie fragte die Tochter, ob ihr ein flandrischer Edelmann, der doch kein Tourangeau sei und schon das Kreuz auf der Schulter trage, auch auf Ritterwort zugesagt habe, nicht unaufgefordert das Wort an sie zu richten, als Begleiter und Schutz auf der Reise nach dem Artois genehm sei, wo ihre Schwester einem Kloster als Äbtissin vorstand und die Nichte wohl aufnehmen werde.

Das Fräulein nickte zur Antwort und hielt es nicht für wert, die Augen aufzuschlagen; der junge Graf aber war froh, ihr diesen kleinen Dienst eines Geleites an Stelle des größeren leisten zu dürfen den er ihr zuge-dacht hatte.

So ritten sie langsam dahin, und er ehrte sie indem er schwieg.

Sie hatten indessen noch kaum die bewaldeten Pässe überstiegen welche die linienstolzen Berge der Loire in das Hügelland der Champagne hinübersenden, als der Ritter ein wenig über sich erschrak; als ob er dem Versprechen, seine stille Begleiterin nicht zu stören, untreu geworden wäre. Denn er mußte gewahren daß, wiewohl sein Mund das Schweigen hielt, doch sein Herz mit der jungen Gräfin an seiner Seite zu plaudern begann und sich mit ihr die Zeit vertrieb. Und seine Augen stellten allerlei Fragen an den geneigten Nacken, dessen Schwere der aufrechte Rücken dennoch leicht trug, an die kastanienroten Flechten, die in weichem Geläut an die kleinen Ohren schlugen, und an die langen Linien der Hüften, mit denen der wiegende Schritt des Paßgängers sein gleichförmiges Spiel trieb. Fast schien es ihm nun wie eine Vergünstigung daß sie ihm nicht antwortete und abgewandt saß. Denn so durfte er sie mit Fragen verstricken so kühn er wollte, und sie anschauen solange er mochte: sie würde es ihm mit keinem Blicke wehren. So jung war er, so glücklich jung daß er sich auf seine Fragen bald selbst die Antwort gab die ihm gefiel; daß seine Wünsche in vermessene Ferne flogen und trotzdem ihre Erfüllung fanden; daß er sich wie ein Sieger fühlte weil er nichts

überwunden hatte. Und so erhob er die junge Gräfin mit aller Behutsamkeit und allem Vorbedacht zur Dame seines Herzens, die er uneingestanden lieben würde nach Ritterart, und wußte nicht daß er ihr schon verfallen war nach Mannesart. Hatte er ihnen doch noch nie ins Gesicht gesehen, den unschuldig-schuldigen Kupplerinnen der Liebe die da heißen Mitleid und Schutz.

Wenn aber der Graf während der Reise von der Dame seines Herzens irgendein Zeichen oder eine deutbare Gunst zu erlangen hoffte, so sah er sich darin getäuscht. Im Dunkel ihrer Trauer und ihrer Schmach ritt sie dahin. Sie wandte kein einziges Mal weder Blick noch Rede an ihn und wenn er ihr des Abends unter die Augen trat, um sie vom Pferd zu heben, oder des Morgens, um sie in den Sattel zu setzen, so mußte er gewahren daß sie die Augen geschlossen hielt solange er sich um sie zu schaffen machte. Als das Ziel ihrer Reise erreicht war, verschwand sie hinter den Mauern des Klosters so still und kühl wie der Mond hinter einem Berge untergeht.

Den Grafen begann das Kreuz auf seiner linken Schulter zu drücken; nur wenige Tage noch, und er mußte ziehen, eiliger als er gewollt, um die nach Cyprien in See gehenden Ritterheere des Kreuzzugs in einem der Häfen der Südküste noch zu erreichen. Warum ließ es ihn nicht? warum mußte er die welche ohne Gruß und ohne Dank von ihm gegangen war noch einmal wiedersehen?

Täglich betrat er, wenn die Schwestern zur Messe gingen, die Kirche des Klosters; aber wenn er auch durch das den Chor von dem Schiff trennende Gitter

die Novizen an der Farbe der Schleier von den Klosterfrauen unterschied die das Gelübde schon abgelegt hatten, so schienen sie doch jedesmal ihren Platz in der Reihe der knieenden Nonnen zu wechseln, und das gleichmäßige Niederfließen der Schleier über die Nacken verhüllte ihm die Linien desjenigen den er so wohl kannte. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, ob es ein Schmerz oder eine Wonne gewesen wäre wenn sein Auge sie gefunden hätte, noch was er von ihr erhoffte; er hing an dem Gedanken, nur einmal noch ihrer ansichtig zu werden, wie an dem Gedanken eines Heils, von dem man nicht weiß worin es besteht.

Als sich der Flügel der Klosterpforte so leise hinter der jungen Gräfin von Nevers schloß wie das Wasser der See über einem müden Schwimmer, da glaubte auch sie, auf den Grund eines schweigenden wohlthätigen Meeres zu versinken, wo sie in gedämpftem Licht und gedämpfter Stille dahinleben werde, wo ihr Herz nicht mehr schlagen und die Erinnerung ausgelöscht sein solle, die noch immer weiter nichts für sie hatte als den Donner von nahenden Hufen, das schreckliche Bild eines geharnischten finsterkühnen Mannes und einen gellenden Schrei. Doch sie hatte sich getäuscht; das Kloster war kein stilles, gläsernes Haus auf grünem Meeresgrund, sondern das Leben der Welt und der Zeit drang durch seine Mauern. Die Äbtissin richtete wohl nach ihrer Art milde Worte an ihre Nichte und willfahrte ihr darin, ihre Heimat und Herkunft vor den neugierigen Nonnen zu verdunkeln; und da die Gräfin in ihrer schönen Bleichheit wie ein Engel in einem überirdischen Licht erschien, gab sie ihr den Namen

Angelucia zu tragen wie einen Mantel der nur sie kleidete. Aber sie sah ihr Kloster nicht für eine Zuflucht, sondern für eine Werkstatt einer großen, geheiligten Tätigkeit an. Das Land hallte wider von den Predigten für den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, die der Papst auf allen Kanzeln und auf den Märkten der Städte anfachte, und eine Erregung ohnegleichen verklärte die herrschende Not der Zeit, die nach einem großen, alles mit sich reißenden Gedanken schrie.

„Bist du nicht eine Glückliche,“ sagte sie zu Angelucia, „daß es dich in solcher Zeit in das Kloster treibt? Denn, sieh, sie ist so groß daß Christus selbst, um sie zu vergrößern, wieder auf Erden wandelt und denen erscheint, die ihm nachfolgen. Schon hat ihn ein adliger Mann von Assisi erblickt, der so mächtig der göttlichen Rede ist daß er mit den Blumen des Feldes und den Vögeln des Himmels und allen Gestirnen als seinen Schwestern und Brüdern und mit Gott selbst Zwiesprach halten darf. Eine unbeschreibliche Süßigkeit, sagt er, durchdringt ihn, wenn er Gott schaut, und seine Seele ist voll des Glückes und des Trostes. Wann ward einem lebenden Menschen größeres Heil? Ach,“ schloß sie, „wenn du ihn gehört hättest wie ich, da er, der Fremde, im Süden Frankreichs umzog und die Worte unserer Sprache zu glühenden Pfeilen oder zu linderndem Balsam machte, du würdest mir glauben daß der Heiland zu ihm herniedersteigen muß, ihn solche Rede zu lehren.“

Angelucia küßte dankend ihre Hand. Mit den Blumen des Feldes und den Vögeln des Himmels und allen Gestirnen Zwiesprach halten: es war das erstemal daß sie daran gemahnt wurde, wie es noch Blumen und Vögel und

Gestirne gab die sie einst so gut kannte, und nicht nur einen Donner, ein grauses Bild und einen Schrei. Wenn sie vermocht hätte, an die Stelle des Bildes ein anderes zu setzen, an die Stelle des Schreies ein sie erfüllendes Wort! Aber noch war ihr Gottes Bild zu fremd und unvorstellbar, und noch war sein Wort nicht ohne Schauer.

Sie unterzog sich den täglichen Verrichtungen des Klosters in einem ergebungsvollen Eifer, entließ die heimwehleidige Zofe in die Touraine, da sie ihre Sprache an ihr früheres Leben erinnerte, und bat sich als Vergünstigung von der Äbtissin schon nach Ablauf einer Woche die erste Nachtwache vor dem Altar der Kirche aus.

Dort kniete Angelucia in dem schmalen Chor; und die Stille der Nacht vermochte nicht jenen Schrei in ihrem Innern zu übertönen, das Bild der Mutter Gottes über dem Altar erstrahlte ihr nicht, um jenes grausige in ihrem Herzen zu verdrängen. Die Einsamkeit der Stunde, die Erschlaffung, welche die ungewohnten Dienste und Übungen ihr in diesen ersten Tagen verursachten, ließen sie um so weniger die Kraft gewinnen, die in ihr von neuem wachsenden Klänge und Bilder zu bannen. Wie in einem letzten Anklammern, bevor sie sich ihnen völlig preisgeben würde, versuchte sie sich die Worte zu wiederholen welche die Äbtissin zu ihr gesprochen und die wie ein seltsames Mahnen in ihr Herz gefallen waren.

„Mit den Blumen des Feldes und den Vögeln des Himmels und allen Gestirnen Zwiesprach halten, als meinen Geschwistern,“ flüsterte sie; „und Gott schauen!

— Vielleicht, wenn er mir erschiene, wie dem Edeln von Assisi, daß das Bild jenes andern verschwände.“ Und die Sehnsucht erfaßte sie, zu dem schwesterlichen Gestirn des Mondes das Haupt zu erheben. Sie lächelte, als es ihr einen kleinen Schmerz bereitete, den in langen Tagen gebeugten Nacken aufzurichten. Die Knie wollten ihr versagen, und sie griff nach dem hohen, trennenden Gitter, welches den Chor abschloß, um sich daran emporzuziehen. Dann stand sie, mit halb gesenkten Armen rückwärts die Stäbe fassend, in dem ruhigen silbernen Strom von Licht, das ungebrochen durch farblose Fenster fiel.

Und langsam wendete sie sich, mit den Blicken dem Strahlenstrom in die Tiefe der Kirche zu folgen. Er floß an einem nahen Pfeiler des Schiffes herab. Vor dem Pfeiler aber stand unbeweglich eine jugendlich-männliche Gestalt in weißem Mantel, deren Blick mit sanfter Gewalt auf ihr zu ruhen schien. Sie erschrak nicht; sie vermochte nicht anders als die Erscheinung anzustarren, die ihr wie die Erfüllung eines Gebets war. Zu göttlich war ihr die vollkommene Ausgeglichenheit der Glieder, um menschlich zu sein; denn die Gestalt ruhte so ganz in sich selbst daß sie den Boden kaum zu berühren schien. Und eine unbeschreibliche Süßigkeit durchrieselte Angelucias Leib. Sie fühlte, wie sich diese ruhig-schönen Züge in die sich glättenden Tiefen ihrer Seele prägten und in ihr leben würden bis ans Ende. Da war nichts in diesem Blick das sie schmerzte; da war kein wildes Herandrängen, kein Fordern, kein rohes Antasten ihres Herzens. Unbenennbare Empfindungen schienen von dem Bilde in sie hineinzutreten. Sie breitete

die Arme aus; sehnend, seufzend vor Glück. Dann verließen sie die Sinne.

„Veni creator spiritus“, hauchte sie und sank an dem Gitter nieder, an dem die tastende Hand keinen Halt mehr fand.

Und dann, zwischen Wachen und Schlaf, war es ihr, als trete die Gestalt auf sie zu; eine gute Hand streichele die gespannte müde Stirn und erfasse auf Augenblicke die ihre. Wie in einer ganz sanften Abwehr zog sie die Hand, die durch das Gitter gefallen war, zurück.

So fanden sie die Schwestern, als sie in der dritten Stunde nach Mitternacht zur Mette kamen und ein spärliches Kerzenlicht den Chor füllte, aus dem der Mond wie ein stiller Beter, der seine Andacht beendet hatte, gewichen war. Sie gedachten, der Äbtissin die Pflichtvergessenheit der Novize, die nicht bei ihrem Heiland zu wachen vermocht hatte, mitleidig zu verschweigen. Als sie die wie aus einem seligen Traum Erwachende an den Händen aufhoben, hätten sie fast einen lose an ihrem Finger sitzenden breiten Ring abgestreift, bei dessen Anblick Angelucia ein solch freudiger Schreck durchzuckte daß sie die Hand zur Faust ballte und den Ring wie ein Heiligtum geschlossenen Auges an die Lippen führte. Die Inbrunst mit der sie ihn küßte, ließ die Nonnen in Ehrfurcht vor der Verückung ihrer Mitschwester starr im Kreise stehen.

„Mein himmlischer Bräutigam war bei mir“, hauchte die Verückte und sank ohnmächtig in die Arme der sie sanft auffangenden Schwestern.

Zur selben Stunde aber ritt der namenlose Graf über die Grenze des Artois, dem Süden zu, und schaute so froh in die flimmernden Sterne, als käme er aus seiner Liebsten Haus. Das Bild einer jungen, in einem schwer-mütigen Glück die Arme nach ihm ausbreitenden Frau begleitete ihn wie ein Banner, unter dem er fechten würde und sterben, wenn die Reihe an ihm wäre.

In der Frühe des folgenden Tages überholte er die Wäscherin der jungen Gräfin von Nevers auf der Heimreise. Fröhlich thronte sie in ihrem Karren auf einem Bündel Kleider, die ihre gewesene Herrin an sie weg-geschenkt hatte, und schaute nach den Bergen der Loire aus. Als der Graf von Flandern an ihr vorüberritt, hielt er einen Augenblick sein Pferd an und warf ihr einen Goldflorin in den Schoß. Die Zofe deckte das reiche Geschenk lachend mit der Hand.

„Für eine gute Botschaft, die du mir gebracht“, rief der Graf und nickte ihr im Weiterreiten zu. Der kurze Troßknecht aber hinter ihm stellte seufzend seine Betrachtungen darüber an, daß stolze Herren es leichter hätten, zu einem Lachen eines Mädchens zu gelangen, als Buben auf Packpferden, wenn sie auch einen noch so schönen Falken auf der Faust trügen.

Die Mauern des Klosters hielten der Wucht des Wunders, das in sie hereinflutete und Menschen und Dinge zu erfüllen schien wie eine schier unerschöpfliche Gnade, nicht stand und barsten schließlich. Ohne daß man etwas dazu tat, verbreitete es sich im Lande, daß eine göttliche Erscheinung vor irdischen sehenden Augen sich gezeigt, und die wunderlüsterne Bevölkerung

des Artois bemächtigte sich der Kunde als ob sie die Sache allein angehe. Von Rhein und Schelde meldete man die Erscheinung dreier wunderbarer Kreuze am Himmel, während man den Kreuzzug am Donnerstag vor Pfingsten predigte und Bewaffnete und Pilger schon den nördlichen Häfen zur Ausfahrt zuströmten. Die Leute des Artois mußten auch ihr Wunder haben.

Und wenn es nicht genug war daß die Nonne Angelucia den himmlischen Bräutigam erblickt haben wollte, dem mußte der fremdartige silberne Ring mit dem göttlichen Gebot seiner Inschrift Beweis sein. Denn in flacherhabener Schrift umlief ein Spruch seine äußere Runde, der allen Seelen geläufig schien, der nichts als die göttliche Fassung der Predigten, Aufrufe und Entflammungen war, welche täglich in einem gewaltigen Rhythmus das Land durchhallten:

„certa contra infideles“.

„Kämpfe gegen die Ungläubigen!“ — Der Bischof von Arras verkündete am nächsten Sonntag den kirchlichen Aufruf zum heiligen Kriege mit den Worten des Ringes; die Kirche selbst hatte sie bekräftigt, unantastbar gemacht. Einem kopfwiegenden, bedächtigen Schul-lehrer aus dem Hennegau, der unter allerhand Vorbehalten zu behaupten wagte, die Aufschrift könne auch eine feine Weisung an den Ring selbst sein, seiner Aufgabe als Kämpfer gegen die Untreue von Gatten und Verlobten eingedenk zu bleiben, und die Worte bedeuteten etwa: „Kämpfe gegen die, welche untreu werden wollen“, warf man Steine nach wie einem Gotteslästerer.

Von der Erregung die sie umgab, von den Wundern an Rhein und Schelde, von der lasterhaften Verdeu-

tung der Ringaufschrift wußte und bemerkte Angelucia nichts. Sie lebte seit dem Tage der Erscheinung in einer süßen verschlossenen Glückseligkeit dahin, ganz wie eine wirkliche Braut. Sie erging sich darin, bald das Bild zu betrachten das der Geliebte in ihr zurückgelassen, bald den Ring ans Herz zu drücken mit dem er sie sich verbunden hatte. Obgleich das Wunder allen offenbar war, schien sie sich dessen nicht bewußt zu sein und glaubte, es wie ein Liebesgeheimnis bewahren zu können. Sie schämte sich daß ihr jenes Geständnis von dem Besuch ihres himmlischen Bräutigams im Beisein der Schwestern entschlüpft war und diese den Ring gesehen und betrachtet hatten. Und da sie nicht wußte daß es die irdische Liebe war deren Allmacht sie verfallen, daß es ein Mann war von Fleisch und Blut gegen den sie sehnend ihre Brust gedehnt und ihre Arme ausgestreckt, gab sie sich um so unbefangener an alle die zarten Knospungen und stillen Entfaltungen ihres liebejungen Herzens hin; denn dieses Herz war wie ein froher starker Brombeerstrauch, der, von dem Jäger dem er seine Dornen zeigte verwüstet und zertraten, doch sogleich über sich selbst hinweg grüne Blätter und schneeige Blüten rankt sobald der erste Sonnenstrahl ihn wieder trifft.

So völlig aber war sie, die Jungfräuliche, Einfache, Gesunde, im Bann der neuen Macht daß sie die Weissung des Ringes, gegen die Ungläubigen den Kampf aufzunehmen, nicht wie eine göttliche Berufung, nicht wie eine Bestimmung ihres ganzen Daseins zu erfassen vermochte, sondern nur als einen Befehl des Geliebten, dem sie willfahren werde wie jedem Wunsch, jeder

Weisung die er aussprechen würde. Ihm, das fühlte sie, werde sie alles opfern, alles gewähren, alles hingeben; ihm auch jeden ihrer Blicke, jeden Gedanken, jedes Wort bewahren; ihm ihren Leib und ihre Seele unberührt überantworten müssen, wenn er käme sie zu holen. Aber um dieses Befehls willen die Sache des Kreuzzugs zu der ihren zu machen, das kam ihr nicht in den Sinn; wenn der Geliebte ihr die Weisung erteilte, so war es um des Geliebten willen, in der Hoffnung, in der Erwartung auf ihn daß sie sie erfüllte. Ihm vertraute sie; er, der Gütige, Freundliche, dessen Hand ihre Stirn geglättet hatte, würde auch nur um ihres Glückes willen ihr einen Befehl erteilt haben, den sie als eine Berufung zu einer großen Sache nie auszuführen die Kraft gehabt hätte.

Anders aber begriff die Äbtissin die Weisung des Ringes. Dünkte ihr schon das Wunder der Erscheinung und das Beschenken mit einem haudgreiflichen göttlichen Zeichen groß genug, um den Ruhm ihres kleinen Klosters auf alle Zeit zu sichern, so blickte ihr Ehrgeiz noch nach Höherem, wenn aus der Mitte ihrer Nonnen eine Streiterin für die Sache Gottes hervorgegangen sein würde. Christus, der in leibhafter Gestalt eine Nonne zum Kampf für sich berief, würde sie auch zur Gnade des Märtyrertodes in diesem Kampf zulassen und Angelucia würde die Heilige ihres Klosters werden. Es war an ihr, die befangene, das Glück dieser verborgenen Verkündigung in ihrer Jugend nicht fassende Begnadete auf den heiligen Kampf vorzubereiten und ihr die Wege zu ebnen.

Der ziellose Eifer der Zeit, den die Kirche und in ihrem Gefolge eine zerstreute Schar fahrender Kreuzzugsprediger ins Abenteuerliche hochpeitschten, fand nirgends ein Hindernis oder eine Grenze wenn es die heilige Sache galt. Dieben und Mördern, Frauen und Felduntauglichen gab man das Kreuz der Streiter Christi. Auch Angelucia empfing es von jenem das Land durchziehenden Kardinal de Courçon, der seine Vollmacht auf ein eigenhändiges Schreiben Innocenz III. zurückführte. Die Äbtissin jedoch hegte Bedenken, ihre adlige Nichte den Gefahren und Mißhelligkeiten auszusetzen, die eine Reise nach dem Gelobten Land inmitten dieses mißfarbigen Packs von gedungenem Fußvolk, Pilgern und Verbrechern in sich trug, mit denen zugleich Kurtisanen und schlechte Weiber zu Tausenden sich auf den billigen genuesischen Fahrzeugen einzuschiffen pflegten. Sie suchte sie daher in die Gefolgschaft jener erlesenen Schar von hohen geistlichen Herren und Rittern zu bringen, die auf die Kunde von den Ereignissen vor Damiette dort zu den schon abgegangenen Scharen des Kreuzheeres stoßen sollten. Auch Angelucia gedachte, vor ihrem Geliebten nicht als eine Unedle zu erscheinen; und da es ebensowohl der Sitte der Zeit entsprach daß sich junge Adlige als Edelknaben in die Dienste vornehmer Bischöfe und Herren begaben, als ihr die Nonnenkleidung für einen Kreuzesstreiter nicht anzustehn schien, so beschaffte sie sich das einfache Wams, den breitkrepfigen Lederhelm mit der kleinen ihn krönenden Stahlkappe und die übrige Ausrüstung eines Edelknaben, wie sie in Flandern und dem Artois üblich war. Um der Wei-

sung des Ringes recht nachzukommen, unterstützte die Äbtissin die Verkleidung, der wegen der heiligen Sache nichts Betrügliches anhaften konnte. Das kastanienrote Haar verschwand unter der Wölbung des Helms, der Faltenkranz des Wamses deckte die Hüften, und der gestreckte flache Schenkel hätte ebensowohl einem Jüngling adeliger Herkunft angehören können. Die goldenen Rittersporen umfaßten noch nicht die schmalen Knöchel, aber ein kurzes breites Schwert rieb den flachen kreisrunden Knauf seines langen Griffes, der jugendlichen Gestalt weit bis zur Wölbung der Rippen hinaufreichend, am Leder des Wamses.

So kam es daß die Äbtissin dem edeln Pierre de Nemours, Bischof von Paris, der sich mit vielen andern ritterlichen und geistlichen Kreuzfahrern zur Ausfahrt nach Ägypten rüstete, in einem ergebenen Brief für sein Gefolge einen vornehmen jungen Edelknaben aus dem Artois empfahl, dem Christus erschienen sei, um ihm den Kampf gegen die Feinde des Glaubens zu gebieten. Dergestalt dachte sie einerseits nach Möglichkeit bei der Wahrheit zu bleiben, andererseits Angelucia vor zudringlichen Fragen zu schützen und als Trägerin des wunderbaren Ringes unkenntlich zu machen. Der Bischof, der danach trachtete, mit einem durch Adel und Prunk ausgezeichneten Gefolge im Felde zu erscheinen, sagte der vornehmen Dame zu, er werde ihren Schützling in seine Obhut und Dienste nehmen. Auch ahnte er wohl, da die Kunde von dem Wunder im Artois, wenn auch durch die Entfernung geschwächt, ihm zu Ohren gekommen war, wer sein Edelknabe sei; und zur Unterstützung des heiligen Vorhabens schwieg er klüglich.

Obwohl aber Angelucia alle diese Vorbereitungen zu einer Fahrt, welche sie wie die Annäherung an das Ziel einer Sehnsucht vorempfand, mit Eifer aufnahm und betrieb, so bewegte sie doch zugleich eine geheime Angst daß nun Getümmel und Seemannsrufe, Kampfgeschrei und Stöhnen, Brand und Blut in das stille heitere Heiligtum ihrer Liebe dringen sollten, in dem sie nach Art der Liebenden mit dem Bilde dessen allein zu sein wünschte dem alle ihre Sinne gehörten. Rauhe Männerstimmen, ihr verhaßt, würden ihr Befehle erteilen, von ihr Antwort heischen, wilde kriegerische Gesichter in schrecklicher Nähe um sie auftauchen; Glaube und Wut, Eifer und Gier, Rache und Lust sollte sie in einem ungeheuren Chaos der Entfesselung dahinbrausen sehen gleich einem schmutzigen Strom: alles dies würde sie in Berührung mit Menschen und Dingen bringen die sie, welche in einer Reinheit und einem inneren Stolz ohnegleichen vor ihrem himmlischen Bräutigam zu bestehen hoffte fast wie eine Befleckung fürchtete.

Im Schwanken ihrer Not ging sie am Abend vor ihrer Abreise in die Kirche des Klosters, dort vor dem Bilde der Jungfrau ein letztes Gebet zu verrichten. Sie hoffte auf kein Zeichen und suchte nicht mehr als einen Trost; aber dennoch betete sie leise in ihrer Einfalt:

„Gib mir ein Zeichen, Jungfrau, du Reine, wie ich die Liebe zu deinem Sohne rein erhalte. Keiner meiner Gedanken soll sich von ihm wenden dem alle meine Gedanken gehören, keiner meiner Blicke sich in eines Mannes Auge verlieren, bis ich in Liebe oder Tod in

seine Arme sinke. — Gib mir ein Zeichen, Jungfrau, du Reine.“ —

Aber es blieb still in dem Kirchlein, so daß sie nichts hörte als ihren eigenen Atem. Da schlug sie in hilfloser Hoffnung die Augen zu dem geschnitzten Bilde mit den sanften Farbentönen auf: die Mutter Gottes stand stumm im letzten Schein des Tages und ihre Augen waren zu Boden geschlagen. So sah sie Angelucia lange kniend an; und dann, plötzlich, hielt sie in freudigem Erstaunen den Atem ein Weilchen in geweiteter Brust, erhob sich mit einem stillen glücklichen Lächeln und trug das Zeichen mit sich hinaus.

„Die heilige Jungfrau hat mich bedeutet,“ sagte sie am Tage des Abschieds zu der Äbtissin, „das Gelübde des Schweigens und des Wandels mit niedergeschlagenen Augen auf mich zu nehmen, damit ich niemandem Rede stehen und niemandem ins Auge sehen soll außer meinem Herrn und Bräutigam, Jesus Christus. Wollt mir erlauben, diese Gelübde in Eure frommen Hände abzulegen.“ Die Äbtissin nahm ihr die beiden Gelübde ab und küßte sie. „Du wirst Gott schauen,“ sagte sie zu Angelucia; „denn die reines Herzens sind, werden Gott schauen.“

So schied Angelucia stumm und mit gebeugtem Nacken aus dem Kloster im Artois wie sie in dasselbe eingegangen war. Aber ihre festen Bewegungen und ihr leichter Gang verrieten daß es selbstgewählte Entsagung war, die sie trug.

Es kamen jedoch Zeiten in denen die übernommenen Gelübde Angelucia drückten. Nicht als ob sie ihr vor

den Menschen lästig geworden wären; denn diese waren es gewöhnt, noch weit abenteuerlichere Bußübungen und aus göttlichem oder eigenem Willen auferlegte Leistungen und Entsagungen unbehelligt an sich vorüberziehen zu lassen — und der Bischof selbst warf nicht mehr als einen verstehenden Blick auf die stolze Gestalt seines neuen Edelknaben —, aber vor ihrem eigenen Herzen werden sie ihr manchmal leid. Denn dieses ruft in seiner Liebesfroheit nach der Sonne zu der sich der Blick nicht erheben darf, und sie muß es mit seinem sanften eigenen inneren Schein stillen; es verlangt nach der weiten Ruhe des nächtlichen Himmels und seiner Gestirne, und sie muß den Blick auf die schwankende schwarze Fläche des nächtlichen Meeres bannen und sich an dem ruhlosen Abbild der Sterne darin genügen lassen. So sitzt sie manche Nacht, während das Schiff die leichten Gewässer der griechischen Meere durchschneidet, und schaut in die vergleitenden Gestirne der Tiefe; und obgleich sie sicherlich nicht den Anblick der Menschen sucht, so betrachtet sie dennoch so manches Mal insgeheim, nur um ein Menschenantlitz zu sehen, ihr eigenes Gesicht in dem flachen Rund des Schwertknaufes das sich im gleichförmigen Reiben an ihrer Seite in einen glatten metallenen Spiegel verwandelt hat. Dann gewahrt sie wohl, wie in ihren Zügen ein ihr fremdes starkes Leben sein Spiel und Wesen treibt, und senkt den Spiegel mit einem Seufzer.

Die Flotte des ritterlichen und geistlichen Nachzugs, welcher dem Hauptheer der Kreuzfahrer folgte, traf

in dem Augenblick vor Damiette ein, als man die Einnahme und Zerstörung des gewaltigen Nilturmes, der den Zugang zu Stadt und Fluß von der Seite des Meeres her beherrschte und für uneinnehmbar galt, als ein Wunder Gottes pries und feierte. Mit den heißen trägen Lüften des Nil und seiner Sümpfe wehte Angelucia, während sie die Augen auf den trostlosen Sand des Gestades niedergeschlagen hielt, ein dumpfer glühender Odem des Wunders entgegen. An ihr Ohr hallten die Dankeshymnen der Kreuzfahrer zu dem Gott der für sie stritt, und sie selbst kniete mit Rittern und Bischöfen, mit dem gesamten Heer und der Masse der Pilger und des Trosses vor dem Kardinal und Legaten des Papstes, der im Feldlager der Christen bald Mut und Eifer für das heilige Unternehmen, bald durch Hinweis auf göttliche Wunder die schon geschehen die Hoffnung und Erwartung neuer anfachte.

Mit den andern allen, Führern und Kriegsvolk, begann auch sie sich der Erwartung neuer Wunder hinzugeben. In Untätigkeit, hoffend und murrend, harrten sie alle. Das Feldlager war in Wochen und Monaten nichts mehr als eine Stätte der Tatenlosigkeit und Gebete.

Unmutig durchwanderte der Graf von Flandern die langen Straßen des Lagers und betrachtete den Prunk und die Fülle der für die jüngst eingetroffenen geistlichen und ritterlichen Herrn aufgestellten Zelte und Ställe. Er wenigstens hätte lieber für Gott oder eine gute Sache gestritten, als ihn für sich streiten zu lassen. Die Liebe zu seiner Dame trug er im Herzen, und

keiner dem eines Mannes Herz in der Brust schlägt, war noch je ohne den Drang zur Tat mit einer solchen Last darinnen. Ohne darauf haften zu bleiben, spielten seine Blicke über die prächtigen und seltenen Dinge, über Gewänder, Gerät und Waffen dahin und sein inneres Auge haftete wohl auf anderen Dingen, auf einem kleinen Ohr unter kastanienroten Flechten und auf einem edeln gebeugten Nacken. Aber er mußte stehenbleiben um sich zu vergewissern, ob es nur der Gedanke in seinem Herzen oder die Wirklichkeit war was sein Auge eben erfaßte. Denn vor dem Zelte des Bischofs Pierre de Nemours stellte gerade ein Edelknabe ein kostbares Brettspiel auf einen niedrigen Tisch, an dem sich schon der Bischof und der edle Herr Ithier de Thacy zum Spiel bereit gegenüber saßen. Dieser Edelknabe aber trug den nämlichen Nacken auf seinen Schultern an den der Graf von Flandern gerade in diesem Augenblick dachte. Er erkannte ihn auf den ersten Blick und die Verkleidung konnte ihm die Dame seiner Liebe, die junge Gräfin von Nevers, nicht verbergen. Da war der Edelknabe auch schon wieder in das Halbdunkel des Zeltes zurückgetreten.

Verfliegen war bei diesem Anblick Unmut und Kampfeslust zugleich. Wohl ahnte er und hoffte er; aber ehe er nicht gesehen daß sie einen Ring an ihrem Finger trug, durfte er nicht glauben. Er grüßte die Herren vor dem Zelte artig und schaute abseitsstehend scheinbar ihrem Spiel zu. Der Baron de Thacy war dem Bischof von Paris um vieles überlegen und gewann das erste Spiel. Er stand schon das zweite zu gewinnen,

als es der Bischof, der eine kleine Schwäche dafür hatte, selbst im Spiel einen überlegenen Geist zeigen zu können, etwas mißmutig aufgab.

„Ihr spielt mir zu klug, wackerer Ithier,“ sagte der Bischof, „und seid keine Partie für Leute meines Schlags.“

„Wenns an einem Gegner fehlt, Euer Gnaden,“ fiel der Graf von Flandern zögernd ein, indem er hinzutrat, „soviel ich sehe, bin ich im Spiel Euch ebenbürtig.“

Ithier de Thacy erhob sich, und um nicht das Spiel mit einem Ärger zu schließen, setzte der Bischof höflich selbst die Steine von neuem auf, während der flämische Graf den freigewordenen Sitz ihm gegenüber einnahm. Doch so langsam auch der Graf zog um den Anstand nicht zu verletzen, der Edelknabe trat nicht wieder aus dem Zelt. Der Bischof gewann das Spiel, und da er ihn guter Laune sah, fragte ihn der Graf bescheiden, ob es ihm gefallen würde, morgen wieder eine Partie mit ihm zu machen. Sein Wesen und seine Spielweise behagten dem würdigen Herrn, und er bezeugte sein Gefallen, seinen Gegner am nächsten Tage wiederzusehen.

Als am folgenden Tag der Graf sich zum Spiel einstellte und Angelucia das Brett auflegte, sah er den Ring an ihrer Hand und die Freude wollte ihn fast übermannen; aber stumm und gesenkten Blicks ging der schöne Edelknabe davon sobald er seine Pflicht getan, so daß der Ritter nachdenklich und von neuem zweifelhaft wurde.

„Wo habt Ihr den edeln Knaben her, Herr Bischof?“ fragte der Graf halblaut und behutsam und begann das Spiel.

Aber der Bischof übersprang die Antwort auf die Frage, wie er eben einen Stein seines Gegners auf dem Brett übersprang. „Ihr seht wohl daß ihn ein Gelübde bindet“, sagte er nur; und der Graf wagte nicht weiter zu fragen.

So spielten sie manchen Tag, wenn der Schatten des Zeltes groß genug war daß er sie deckte, und der Graf hatte noch nicht mehr von seiner Dame erfahren als daß sie seinen Ring trug und sie ein Gelübde band. Jeden Tag aber verlor er seine Spiele, so daß der Bischof sich wohlgelaunt schon für einen Meister hielt.

„Ihr habt da einen schönen Jagdfalken, Herr,“ sagte er eines Tages zu dem Grafen; „ich habe ihn heute ohne Haube gesehen, als Euer Knecht ihn ätzte. — Man könnte ihn dem König von Frankreich zum Geschenk machen, so schön ist er!“

Eine feine Freude überflog das Gesicht des Grafen; aber er gab nur eine gleichgültige Antwort über den Vogel und hatte bald das Spiel verloren.

„Ich möchte wohl für das nächste Spiel meinen Jagdfalken verwetten gegen ein gleichwertiges Stück von Euch“, rief er heftig, als die Steine von neuem aufgesetzt wurden. Und seinem Gegner schien er endlich seinen Gleichmut verloren zu haben und in Hitze und Eifer zu geraten über sein anhaltendes Mißgeschick.

„Wählt Euch eines“, antwortete gutmütig der Bischof, der seines Sieges sicher war.

„Dann setze ich meinen Falken gegen Euern Edelknaben, Herr Bischof“, sagte der flandrische Graf.

Der Bischof bedachte sich eine kleine Weile; es schien ihm keine Gefahr für seinen Einsatz und der

Edelknabe am Ende ebenso gut bei dem Grafen als bei ihm untergebracht. Der Falke lockte ihn.

„Ihr werdet nicht viel an ihm haben,“ antwortete er; „ja, wenn er so vorzulesen verstünde, wie Philipp von Navarra, der Edelknabe des Ritters Chayr! — Was gedenkt Ihr mit ihm anzufangen?“ fragte er und tat den ersten Zug.

„Er wird meinen Falken warten“, antwortete der Graf laut und verteidigte sich.

„Das wird er auch bei mir können,“ erwiderte ihm lachend der Bischof, „wenn Ihr Euern adeligen Vogel bei mir abliefern müßt.“

Aber der Graf gewann und der Bischof verlor und ahnte nicht, warum er alle die andern Spiele gewonnen und gerade dieses verloren hatte. Er rückte etwas unbequem auf seinem Sitze hin und her und sagte dann:

„Erlaubt Ihr daß ich ihn, trotzdem ich ihn zu Recht verloren habe, dennoch frage, ob er selbst einwilligt, Euern Dienst mit dem meinen zu vertauschen? denn ich möchte ihm nicht weh tun.“

„Euer Knabe mag bleiben, wo er ist,“ rief der Graf, „wenn er nicht freiwillig kommt.“ Und er war dem Bischof dankbar daß dieser selbst ihm zu einem Beweis verhelfen würde, ob ihm die Gegenwart der Gräfin von Nevers im Lager der Kreuzfahrer galt.

Doch sein Herz klopfte zu laut. Er fürchtete, sich und sie zugleich zu verraten, und verließ das Zelt des Bischofs, ohne die stumme Entscheidung seines Edelknaben abzuwarten.

Am Abend jenes Tages sandte der Bischof seinen Edelknaben in einem kleinen Aufzug, wie man ein

kostbares Wettgeschenk mit einem Geleite übersendet, um ihm Ehre anzutun, in die Gezelte des Grafen von Flandern. Angelucia hatte auf die Frage des geistlichen Herrn, ob sie fortan einem flämischen Grafen dienen wolle, eine zustimmende Bewegung gemacht, als sei diese Wendung in ihrem Schicksal nur die Erfüllung einer Erwartung. So sehr verlangte es ihr harrendes Herz nach einem Zeichen daß sie ein Zittern der Freude nicht unterdrücken konnte, als ihr durch die Frage des Bischofs ein solches aus dem kreisenden Strom ihrer Erinnerung aufzutauchen schien; denn mit einem flämischen Grafen, dessen Name sie nicht kümmerte, war sie einst dahingeritten; und es war der Ritt in das Kloster im Artois gewesen der ihr das Wunder des Ringes und das Wunder in ihrem Innern gebracht. Daran gedachte sie jetzt; es war ihr wie ein Zeichen dem sie vertrauend folgen durfte.

Der kurze Troßknecht hatte um den neuen Edelknaben seines Herren eine schlimme Nacht; denn er machte große Augen, und als er davon anfieng, der Edelknabe, dem er sein Zelt habe räumen müssen, habe wohl die gleiche Größe wie die Gräfin von Nevers im Kloster des Artois, fuhr ihm sein Herr an die Kehle, ohne seinen Handschuh auszuziehen, daß ihm weitere Vergleichen nicht aufstiegen und er die gemachte hinunterschluckte, seinem Herrn zu Gefallen. Aber zwischen Kehle und Herz fühlte er die Wahrheit festgekeilt, daß der neue Edelknabe seines Herrn niemand anders sei als die junge Gräfin von Nevers, wenn ihm auch der Graf dies so kurzerhand abstritt.

Der Graf indessen ließ es sich an seinem neuen Besitz genügen. Wenn die Dame seines Herzens ein Gelübde band, so verehrte er sie in seinem jungen Ritterherzen nur um so mehr, und kein Versuch, einen noch so flüchtigen Blick von ihr zu erhaschen, noch seinen Schutz und seine Fürsorge um sie mit Blicken oder Worten belohnt zu sehn, verkleinerte seine Zurückhaltung. Aber Angelucia fühlte eine kleine Freude, als er ihr, wie ein lebendiges Spielzeug das ihr Gesellschaft leisten würde seinen edeln Falken anvertraute. „Ist das ein Stücklein von der Zwiesprach mit den Vögeln des Himmels, die mich erwartet?“ so dachte sie und strich dem Falken über den schlanken Rücken.

So wuchs von dem Tage an welchem sie in die Gezelte des flämischen Grafen eingezogen war ihre Erwartung. Und ihre Erwartung begann an ihr zu zehren wie ein Fieber. Ein Wallen von Erblassen und Erröten, das sie wohl fühlte, verwirrte sie. Sie wartete; wartete auf ihn, den Bräutigam. Und damit er sie fände wie eine Braut, schmückte sie sich jeden Abend, bevor sie zur Ruhe ging, mit einer schwermütigen und doch freudigen Sorgfalt. Rote Blüten stahl sie sich unter den Mauern der Stadt, wo sie die Wasser des Nil emporsprießen ließen. Die wand sie sich ins Haar, wenn sie es abends aus der Wölbung des Helms erlöste, und in den hellen, heißen Nächten betrachtete sie sich forschend in dem kleinen Rund des Schwertknaufs der ihr Spiegel war.

Aber je länger sie auf ihn wartete, desto höher stieg das Fieber dieser Erwartung. Und dann wieder konnte sie über ihre Sehnsucht und ihre Ungeduld lächeln

die sich einbildete, der Herr werde ihr anders erscheinen als im Augenblicke der höchsten Not.

Angelucia bewohnt nicht mehr das flandrische Zelt des kurzen Troßknechtes sondern ein reiches Zeltgemach eines geflohenen ägyptischen Emirs; und wie sie ist der Graf ohne Namen und andere Edle und Ritter im Besitz eines feindlichen Lagers von unerhörter Pracht, das Gott den Kreuzfahrern geschenkt hat. Ein neues Wunder ist geschehen; die Legaten des Papstes predigen es, die geistlichen Herren beugen sich vor ihm, die Kreuzfahrer glauben es.

Nach der Einnahme des Nilturmes hatte das Kreuzheer keinerlei Fortschritte in der Belagerung von Damiette gemacht. Untätig hielt sich das Ritterheer in seinem Lager auf dem westlichen Ufer des Stromes und ihm gegenüber lagerten auf dem östlichen Ufer die Sarazenen des Sultans von Kairo, der mit den Emirren der ägyptischen und arabischen Stämme die bedrohte Stadt durch seine bloße Anwesenheit deckte. Auf dem Strom gab es zwar täglich ein zielloses Geplänkel zwischen dreistem deutschem Fußvolk, das auf Flößen oder leichteren Fahrzeugen ohne Führung und auf eigene Faust dem Feind Abbruch tun wollte, und den sarazenischen Bogenschützen; aber der Kern beider Heere wurde von keiner Seite eingesetzt. Wohl erkannte der König Johann von Brienne, der die Ritter trotz des Kardinallegaten Pelagius angemaßter Oberherrschaft führte, daß es galt, jenes Deckungsheer der Sarazenen zu schlagen, ehe man die Stadt, die man als den Schlüssel Ägyptens ansah, durch Hunger zwingen

würde. Aber wie sollte er die schwergepanzerten Rosse und Reiter über den Fluß mit den sumpfigen Ufer-
rändern bringen, wenn nicht ein Wunder Gottes ihm
half?

Da fanden die Plänkler an einem Morgen das ganze
reiche Lager der Sarazenen verlassen, den Sultan ge-
flohen, das Heer ihm nach. Man verband die beiden Nil-
ufer durch eine Schiffsbrücke. Wie zu einer Schau zogen
die Ritter zu Pferd und in vollem Harnisch auf den
starken Bohlen über den Strom und in das Lager der
Feinde das ihnen Gott bereitet hatte. Der heilige Georg
an der Spitze einer Legion weißgeharnischter göttlicher
Reiter war im Lager der Sarazenen erschienen und hatte
den Sultan, die Emire, das ganze Heer in wildem Schrek-
ken vor dem blendenden Licht ihrer Erscheinung da-
vongejagt. So predigt es der Kardinal des Papstes, so
sprechen es die Bischöfe nach, so glauben es die Kreuz-
fahrer.

Nach dem Wunder aber kam die Not; und Angelucia
grüßte sie wie die Ankündigung der Erlösung. Denn
das fliehende Heer des Sultans von Kairo stieß auf ein
zweites, das seines Bruders, des Sultans von Babylon,
welches aus Syrien zum Entsatz Damiettes heranrückte.
Vereint zogen sie heran. Die Wüste selbst schien sich
gegen die Rittersehar der Kreuzfahrer zu erheben als
die beiden Heere wie zwei undurehdringliche Sand-
wolken über sie hereinbrachen. Eine furchtbare Um-
klammerung begann. Den Sarazenen war es gelungen,
die Verbindungsbrücke über den Nil, die das Ritterheer
mit dem Fußvolk in Fühlung hielt, durch Brander zu

zerstören. In der Flanke vom Fluß, in der Front von zwei Heeren, im Rücken von der Besatzung von Damiette bedroht, so bereiteten sich die Streiter Gottes mit ihren Scharen zum Kampf. Es war am Tag der Enthauptung Johannes des Täufers; was Wunder daß Christenblut floß in Strömen? Und am Abend des Tages ließen die Sultane ihre Boten nach Syrien und Ägypten reiten und bis an die finstern Grenzen der östlichen Welt verkünden: wer Christensklaven braucht, der komme vor Damiette.

Am späten Abend gingen die geistlichen Herren, hohe und niedere, im Lager der Kreuzritter umher; aber es war manch ein Ritter dem sie zu spät kamen mit einem letzten Trost, und die noch lebten waren kleinlaut, und nicht viele trauten sich ohne Gottes Hilfe noch etwas zu.

Da kam Pierre de Nemours, der Bischof, vor die Gezelte seines Spielgenossen während untätiger Tage; denn es gelüstete ihn, einen zu sehen, mit dem er über die Dinge reden konnte wie sie standen, und nicht nur Zuspruch und Trost auszuteilen.

„Gut, daß die Nacht die Heere trennte“, sagte er gedrückt zu dem Grafen der sich vor seinem Zelte kühlte.

„Die Nacht, Herr Bischof! Die Nacht ist so hell daß man Entsetzen und Entschlossenheit in jedes Kämpfers Gesicht lesen könnte. Nein; sie haben etwas Furchtbares vor, zu dem sie Atem schöpfen. — Morgen, morgen ists schon heiß, Herr, eh die Sonne aufgeht; des seid gewiß.“

„So kann uns nur ein Wunder Gottes retten,“ antwortete Pierre; „anders kommen wir nicht davon!“

Da wandte sich der Graf ohne Namen verächtlich und erwiderungslos weg und betrachtete vor sich hin die Schärfe seines Schwertes im Mondlicht.

Drinne aber, im reichen Zelt des geflohenen Emirs, das neben dem seinen stand, schmückte sich Angelucia nach ihrer Weise für die Nacht; und die Worte der beiden drangen an ihr Ohr. Sie schloß eine Weile die Augen, um die Ankündigung der Not, aus der nur ein Wunder Gottes würde helfen können, in sich einzusaugen wie einen süßen, letzten Trank. Nun wo die Not am höchsten schien, würde er kommen, den sie ersehnte. Vielleicht daß er sie selbst zu dem Wunder erkor; daß sie gewürdigt sein sollte, vor dem Heere der Kreuzfahrer daherzureiten, waffenlos, und doch bewaffnet von einer überirdischen Macht, die sie die Hände ausbreiten ließ, aus deren Höhlung flammende Strahlen auf die fliehenden Ungläubigen niederschossen; vielleicht auch daß der Bräutigam sie heimführen würde, heimlich und still, wie eine Selige.

So träumte sie sich in ein Fieber der Erwartung hinein. Ein sternentrunkener Himmel schaute durch ein zur Kühlung weggehobenes Dreieck des Zeltdaches auf sie nieder. Die gütige Helligkeit der Nacht floß über sie mit den Falten des einfachen Gewandes zusammen dahin, in dem sie auf den dunkeln Teppichen der Ruhstatt inmitten des Zeltes lag.

Und es kam ihr die Lust an, ihr Angesicht zum letztenmal zu schauen. Langsam erhob sie den Knauf des Schwertes, das ihr zur Hand lag; und während sie den runden Spiegel zu ihren Augen emporführte, erstarrte ihr die Bewegung des Armes auf halbem Wege. Denn

— da — in der metallnen Scheibe stand urplötzlich ein ihr wohlbekanntes Bild in einer silberigen Milde; und es war der Graf von Flandern, der in den Eingang des Zeltes getreten war, um die welche er liebte einmal noch von ferne im Schlafe zu sehen, ehe er zu einem Waffengang davonritt auf dem er unversehens in das Antlitz des Todes blicken würde, aus größerer Nähe als in das ihre.

Angelucia ließ das Schwert mit einer sanften Bewegung ohne Erstaunen sinken. Sie erhob sich nicht; aber sie breitete ihre Arme nach der Gestalt aus, verlangend und gewährend in einem.

„Bist du es, mein Bräutigam?“ fragte sie in einem seligen Hauchen, und ihre Stimme war so rein und leicht, als ob diese Worte schon längst in ihr geruht hätten und nun wie ein leises Klingen von ihren Lippen erlöst würden. Die gleiche unaussprechliche Süßigkeit durchrieselte ihren Leib wie damals, als sie die himmlische Gestalt das erstemal erblickte; dieselbe in sich selbst ruhende edle Ausgeglichenheit der Glieder, die sie, aller Schwere bar, den Boden scheinbar kaum berühren ließ, erfüllte ihr schimmerndes Auge.

„Ich bin es“, sprach er; die Freude verklärte seine Stimme; er war unfähig, den Zauber des Augenblicks durch andere Worte zu zerstören, und wußte, ach, doch nicht daß es die Worte Eines waren welcher sie sprach, als man ihn fragte ob er Gottes Sohn sei. Er beugte sich über sie, nahm ihr Haupt in seine Hände und sah sie lange unverwandt an; war endlich die Stunde gekommen wo die Gelübde erfüllt waren? wo diese Lippen, diese Augen sich ihm öffneten?

Sie ergriff seine Hände und richtete sich auf; und dann drückte sie zahllose Küsse der Dankbarkeit auf diese Hände die ihr einst so wohlgetan. Und sie begann, den kaum verhüllten Leib mit Küssen zu bedecken, rückhaltlos, ungestüm, in einem Jubel des Gebens.

Und Küssen der Dankbarkeit folgten Küsse des Glücks; und Küssen des Glücks folgten Küsse der Liebe. Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, sie fühlte ihre Küsse in einer überirdischen Glut erwidert, in der das Leben zu entfliehen schien; zu einem wonnevollen Vergehen, in dem sie alles aufgab wie an den Tod, sank sie mit ihm dahin.

Da entschwand dem Ritter die Welt in der Uarmung der Geliebten, und ihr versank sie in der seinen.

Ihr beider Atem ging ruhig durch den Raum, als sich Angelucia halb aus seinem Arm löste und mit einer seltsamen Bedächtigkeit den Ring den er ihr einst gegeben, an seinen Finger gleiten ließ. Er fühlte daß es kein harmloses Spiel der Liebe war, und wußte doch nicht nach dem Grund zu fragen der ihr zu gebieten schien, den Ring von ihrer Hand zu streifen. Aber sein Erstaunen wuchs zu einer Angst. Denn er sah, wie Angelucia sich erhob und auf schwachen Füßen und doch so, als dürfe sie den Erdboden nicht mehr berühren, durch das Zelt ging, den nahe dem Eingang auf seiner Stange angeketteten Jagdfalken herabnahm und ihm, den Vorhang zurückschlagend, mit einem Schwung ihres Armes die Freiheit gab. So stand sie eine Weile und blickte dem Vogel nach, bis er in der dunkeln

Glut des Morgens verschwunden war der von neuem wie ein ungeheurer heißer Groll im Osten aufstieg.

„Was ist das?“ fragte der Graf mit einem Schauer, als sie sich ihm wieder zuwandte; „warum läßt du meinen Falken fliegen? warum gibst du mir den Ring zurück? — Warum gibst du mir den Ring zurück? warum läßt du meinen Falken fliegen?“ und seine Stimme erhob sich in angstvoller Erwartung.

„Herr,“ sagte sie, als ob sie der Welt nicht mehr gehöre, „spottet meiner nicht! Wenn der Bräutigam kommt, ist es das Ende. — Sie sollen ihn nicht finden, den himmlischen Ring, an meinem Leib, wenn sie ihn begraben ——. Aber der Falke; der Falke ist nicht Euer, Herr; der ist einem Ritter aus Flandern. Ein adeliger Vogel darf nicht in Gefangenschaft geraten. Denn sie werden hereinbrechen in die Reihen der Männer und in die Reihen der Zelte. — Dem Ritter dem ich diene bevor Ihr kamt, dem hab ich ausgedient, da ich seinem Falken die Freiheit gebe nach ritterlicher Art.“

„Und wer bin ich, wenn mir der Falke nicht gehört? Wer bin ich?“ rief der Ritter und sprang auf die Füße.

Da breitete sie ihre Arme weit aus und erhob ihre Augen zu ihm wie damals, als sie ihn das erstemal erblickte. Ein Jauchzen ohnegleichen war in ihrer Stimme, und sie sprach:

„Du bist der, von dem gesagt ist: Tod, ich bin dein Tod, und dich, Hölle, werde ich zerreißen. Christus bist du, der mir den Ring gab, damit ich ihm folge. Dank dir, daß du mich heißest, dich zu bekennen.“

Und sie fiel vor ihm nieder in Anbetung.

Da schauderte es den Grafen in einem schwarzen Schauder. Er wich zurück vor dem Haupt zu seinen Füßen, über das sich die Flut der kastanienroten Haarwellen ergoß. Langsam rückwärts schreitend fand er den Ausgang.

Taumelnd, die Hände vor den Augen, jagte es ihn dahin. „Töte sie, Herr, ehe sie wissend wird. Töte sie, ehe sie wissend wird“, stöhnte er; aber der furchtbare Gedanke an sie, die er geliebt, wurde erdrückt von der Last eines weit furchtbareren der seine Kniee wanken machte, als habe er die Welt auf seinen Schultern zu tragen. Denn obwohl das Spiel zu Ende war, ging er zugrunde an der Rolle die er darin gespielt. Ein Name zu groß, eine Macht zu gewaltig, um auch nur einem einzigen Menschen gegenüber sich damit zu bekleiden, stiegen vor ihm auf, unerträglich in ihrer Größe.

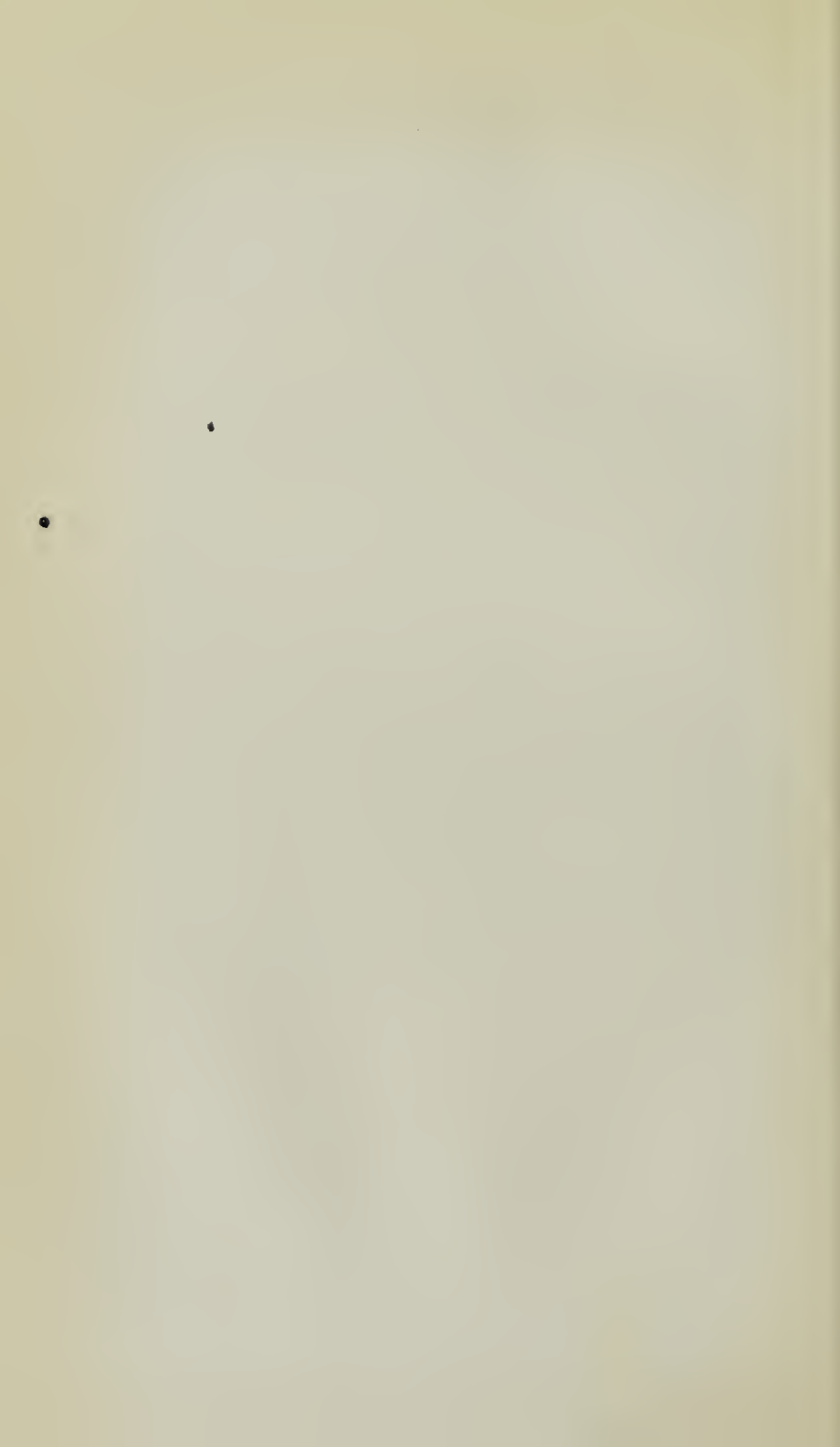
Er suchte eine Zuflucht, sich zu verbergen vor einem Auge, vor dem er noch nie geflohen; und es trieb ihn zu seinem Zelt. Aber er vermochte nicht hineinzugehen, denn das Bild des Gekreuzigten hing über dem Eingang. Keuchend wandte er sich nach den Grenzen des Lagers und erreichte den äußeren Rand der Wagenburg und der Palisaden. Er lehnte sich an die Pfähle, das Gesicht der Wüste zugewandt, deren Wind seinen vertrockneten Lippen keine Kühlung brachte. Es würgte ihn etwas am Hals, und als er mit schwerer Hand danach griff, zerriß unter ihr die Kette mit dem goldenen Ritterkreuz das er trug weil er für Christus stritt. Er schleuderte es samt der Kette von sich, weit hinaus in den Sand, als sei es der Strick des Henkers der ihn gewürgt hätte.

Und dann, da er zusammenzusinken drohte, schob er in einer letzten Anstrengung, sich aufrecht zu halten, Arme und Ellbogen rücklings über das schulterhohe Pfahlwerk und gab seine Brust den Winden preis. Aber das Haupt sank ihm herab, die Kniee gaben nach, und er hing am Holz, als ob er gekreuzigt sei.

Mit Tagesanbruch schlugen ihn die Sarazenen tot, die gegen das Lager von neuem heranfluteten. Kein Zeichen verkündete ihnen den Ritter, den man um des Lösegeldes willen zum Gefangenen machen konnte, und er erschien ihnen zu erschöpft und elend, um ihn mitzuschleppen. So schlugen sie ihn tot, einen Namenlosen, — aus Barmherzigkeit, damit er nicht verschmachte.

Als der kurze Troßknecht in der Frühe seinen Herrn nicht fand, während schon das Kampfgeschrei der heranstürmenden Sarazenen die Luft erzittern ließ, wagte er am Ende, den Vorhang zu dem Zelte des Emirs emporzuheben. Da lag die junge Gräfin von Nevers entseelt auf ihrer Lagerstatt, und die beiden Hände hielten ein kurzes Schwert unterhalb des Kreuzes umfaßt, auf dessen flachen blanken Knauf ihre starr geöffneten Augen geheftet waren, als suchten sie in diesem Spiegel ein unsichtbares Bild.

DER OPFERGANG



In jenem heißen August, da die Cholera in Hamburg herrschte und mehr Menschen die Kühle des Grabes brachte als je ein heißer Sommer zuvor, konnte man, immer zur nämlichen Abendstunde, einige Tage lang eine hohe schöne Frau in einer kaum auffälligen und doch so merkwürdigen Verkleidung und Verstellung eine der stillen und vornehmen Villenstraßen an der Alster dahinschreiten sehen daß man sich unwillkürlich noch mit dieser Erscheinung beschäftigte, nachdem sie längst dem Auge entschwunden war. Von den wenigen die dort gingen hat wohl niemand ihr nachzublicken gewagt, denn ihre Art erlaubte das nicht; aber nachgesonnen hat ihr wohl jeder der sie beegend ins Auge faßte. Es war sicherlich nicht die Zeit zu Vermummungen während die Seuche täglich gieriger wurde und ihr Hunderte von Menschenopfern nicht mehr genügten; als ich aber das Gebaren dieser Frau sah, welche mit einer inneren Schwere ohnegleichen einen vorgeschriebenen Weg zu gehen schien, ergriff es mich, als ob das Leben in einer Art Wettstreit hätte zeigen wollen daß es grausamere, blutigere Menschenopfer fordere als jener dörrende Tod.

Mit diesem Schlüssel bin ich ihr nachgegangen, ohne daß sie etwas davon gemerkt hat; und unsichtbare Spuren erzählten mir ihre wundervolle Geschichte.

Das Besitztum, aus dem die schöne Frau an jenen Abenden zu ihrem Gang hervortrat, war das ihres Vaters welcher einen der besten Namen der bürgerstolzen Stadt und, damit in einer nutzbaren Dreieinigkeit verbunden, das beste englische Tuch und die Würde eines Senators auf seiner Person vereinigt trug. Denn die Stadt hält es für tunlich, von ihren Besten Alter des Namens, Wohlstand und Würde zugleich zu verlangen, und fördert klüglich von sich aus diese sich durchdringende Verbindung. Wie ein unveränderlicher Dreiklang lagen diese drei Worte über Haus und Garten, schwangen als eingestimmte Grundtöne in den Bewohnern wie den Besuchern, denen sie sich sofort mitteilten sobald sich das große, langweilig-kunstvolle schmiedeeiserne Tor der Besetzung, gegen das dennoch nichts einzuwenden war, vor ihnen auftat und in dem peinlich gepflegten Garten hinter still niederhängenden Blutbuchen und Gruppen seltner hoher Nadelhölzer die unerbittlich weiße Hausfront mit den geschlossenen Fenstern sichtbar wurde; und das ganze System des Daseins dieser Menschen und Dinge wäre offenbar in Unordnung geraten, wenn irgendwo oder irgendwann ein neuer fremder Ton sich den wohlangemessenen alten zugesellt oder die Stimmung nur um eine Schwebung hätte verschoben werden sollen.

Unter diesem Dreiklang, den er voll auf sich wirken ließ, betrat auch, etwa fünf Jahre vor jenem Sommer, Albrecht Froben das erstemal das Haus seines Oheims, des Senators. Jedoch galt nicht diesem die ein wenig bange Spannung mit welcher Albrecht den breiten Weg vom eisernen Tor zur Haustür schritt sondern,

wie er sich nicht verhehlte, seiner Cousine Octavia, die damals als einzige von drei Töchtern noch im Hause war. Denn ihr war es, der ein unausgesprochenes Gelöbniß, eine fast absichtlich im Traumhaften gehaltene Schwärmerei seiner Jünglingsjahre gehörte, während welcher er etliche Winter mit ihr in der Garnison seines Vaters im Westen vertanzte und ein paar Sommer verritten und verjagt hatte. Das war wohl zehn Jahre her und er hatte in ihnen mit einer befreienden Freude und mutwillig samt andern Träumen und feinen Neigungen seiner Jugend auch diese vernunftlos zerstört und sich am sogenannten Leben geflissentlich zu verhärten und vergrößern gesucht; aber aus all den Wirklichkeiten und all den starken Lieben und Leidenschaften, mit denen er sich umgeben zu haben glaubte, stieg doch, als ein seltsames Gewissen, bei jeder Enttäuschung und selbst in seinen Freuden das Bild Octavias wie in einem verschleierte Spiegel vor ihm auf.

Trotzdem hatte er nie recht darauf geachtet, noch das wiederkehrende Bild auch nur recht zu betrachten für nötig befunden, da er es in jenen Jahren nicht eigentlich für männlich hielt zurückzublicken. Die Erscheinung war vielmehr bald von der Helligkeit eines neuen Tages verdunkelt oder überstrahlt. Jetzt aber gedachte er daran und, der leibhaftigen Gestalt jenes Bildes so nahe, wollte es ihn bedünken, jene Mahnungen seien häufiger und stärker gewesen als er sich früher einzugestehen gewagt hatte.

Als sich die überdachte Haustür mit den schweren geschliffenen Scheiben so geräuschlos vor ihm öffnete

wie die Tür eines Kassenschanks; als er in die dämmerige Unverrückbarkeit der Eingangshalle trat, wo eine hohe, kaum sichtbare Uhr so langsam und gravitatisch tickte und ihr langes Pendel bewegte, als ob selbst sie empfände, wie es hier nicht am Platze sei, unruhig hin und her zu hüpfen und zu nicken, schien selbst das einzige was er in einem kleinen jugendlichen Widerstandsbestreben einst an seiner Cousine gespreizt, ja lächerlich gefunden, sich in das Gegenteil davon zu verwandeln. Denn ihr römischer Name, der ihm früher in der bezeichneten Weise zu schaffen gemacht hatte, verkehrte sich in der Strenge die hier herrschte und atmete, zu einer Unauffälligkeit. Er mußte sich sagen daß sein Oheim es sich leisten konnte, seinen Töchtern erlesene Namen zu geben; und als in demselben Augenblick Octavia ihm in unverhohlener und doch gedämpfter Freude aus dem Musiksaal, wo ihr der Diener den Besuch des Vetters gemeldet, zur Bewillkommnung entgegentrat, fand er daß es ihr anstand, ihren erlesenen Namen zu tragen.

Octavia war sicherlich eines der vollkommensten Frauenwesen die damals mit Anstand über den Jungfernstieg gehen konnten. Sie war herrlich anzusehen in ihrer durch Vornehmheit gekühlten Schönheit, in ihrer Größe, Gelassenheit und unachtsam gemessenen Haltung.

„Nun?“ sagte sie fröhlich und ergriff seine beiden Hände, die den ihren begegneten, „eine Rückkehr nach zehnjähriger Irrfahrt?“ — Es war nur ein scherzendes Wohlwollen, kein Spott in ihren Worten, denn sie wußte wohl daß Albrecht lediglich in einer Art von

unbeholfenem Trotz und Auflehnung gegen das Herkommen und die verhaßte menschliche Ordnung der Dinge sich all die Jahre in wechselnden Kreisen und Wirbeln umgetrieben hatte, was alles sie wohl verstand und verzieh.

„Wenn du willst, eine Rückkehr,“ sagte er, indem sie langsam hineingingen; „ich dachte freilich mehr an das Erreichen eines neuen, wenn auch stilleren Landes das vor mir läge.“

Octavia neigte lächelnd den Kopf hin und her, als ob das nach ihrer Auffassung kein rechter Unterschied sei; und in diesem Augenblicke erschien Albrecht sein Hiersein selbst mehr wie eine Rückkehr, weil sie es so genannt. Dennoch war es ihm ganz klar, daß sie nicht von einer Rückkehr zu ihr gesprochen; denn sie hatte sicher nicht auf ihn gewartet, obwohl sie es immer gewesen die in den Jahren, während welcher er sich seiner ganzen Verwandtschaft überheben zu können glaubte, für ihn tapfer gegen die Ausbrüche und die Spötteleien focht, welche gelegentlich mit der Befriedigung einer gerechten und zugleich ungefährlichen Beschießung von ihrem Vater und ihren Brüdern auf ihn abgefeuert wurden. Sie kannte ihn aus jenen unbefangenen Gemeinsamkeiten früherer Jahre besser als selbst seine Eltern und Geschwister und verstand ihn; sie liebte sicherlich weniger ihn als seine Art, seine Frische, seinen Mut, seine nach tausend jungen Torheiten doch immer wieder besinnliche Kraft. In ihrer Begrüßung fühlte Albrecht ihr ungeminder-tes, ja gesteigertes Verstehen und in diesem wiederum erblickte er einen klarsichtigen, sich nach seinen Irr-

fahrten freundlich darbietenden Ankergrund den er dankbar anlief.

Obwohl Octavia nunmehr siebenundzwanzig Jahre zählte, hatte auf diesem Ankerplatz, der vor der tiefen Bucht ihres Herzens lag, noch niemand sich anzulegen gewagt. Denn sie hütete die Einfahrt durch die Klippen ihres Stolzes und ihrer Überlegenheit, und es stand immer eine abweisende kühle Brandung davor. Sie wußte wohl nicht daß sie für ihren glücklichen Vetter selbst den Lotsen durch Brandung und Klippen gespielt und er bereits an einem bedrohlichen Platz vor den stillen Gewässern ihres Herzens hielt.

An jenem Tage freilich blieb Albrecht geruhig liegen wo er hingelotst war, und guckte noch mit keinem Blick nach der schönen Bucht hinüber die ihm wohlverwahrt schien.

Während die beiden in einem stundenlangen freimütigen Erzählen beieinandersaßen und Octavia einen kleinen Imbiß vor den niedrigen Sesseln, die sie festzuhalten schienen, auftragen ließ, bemerkte weder er, daß er vergaß, auch nur eine Frage nach Oheim und Tante zu stellen, noch sie, daß sie einer mehrtägigen Abwesenheit ihrer Eltern auf deren Landgut im Holsteinischen Erwähnung zu tun unterlassen hatte.

Schon am folgenden Tage verließ Albrecht den ihm gebotenen Ankergrund vor der Sperre von Octavias Herzen, um, wie er meinte, munter mit dem frischbewimpelten Fahrzeug seiner Neigung hineinzugleiten. Denn über Nacht schien es ihm unter dem Eindruck der Begrüßungsworte seiner Cousine klar ge-

worden daß er, schon ehe er sie wiedergesehen, mit einer Hoffnung gekommen war. Die Unauslöschlichkeit ihres Bildes in seinem Innern, die in Wahrheit nichts mehr war als ein selbstgeschaffener Halt an dem einzigen weiblichen Herzen das ihn nach seiner Vorstellung voll verstand und wert hielt in Zeiten, als andere gering von ihm dachten, dessen Stelle auch wohl eine verstehende Mutter oder Schwester hätte einnehmen können, bewies ihm die Tiefe und Dauer einer Neigung, die vielleicht der gestrige Tag erst geboren hatte. Die ruhige geklärte See, welche sich ihm hier zeigte, dünkte ihm nun plötzlich verheißungsvoller als alle die schäumenden und verrauschenden Wellenschläge die ihn früher schaukelten, und im Anblick des Hafens vergaß er Wind und Wogen die er einst geliebt. Zudem hatte er gerade den rechten Mut, ein Glück für sich zu erobern, das manchem andern der es begehren mochte, zu aufrecht und stolz daherschritt als daß er die Hand danach auszustrecken gewagt hätte.

Da somit aus seiner Landung eine Brautfahrt geworden war und er die Dinge gern beim rechten Namen nannte, auch vor Octavia gar keine Heimlichkeiten haben mochte, zögerte er nicht, das schwerbeladene Schifflein seines Herzens vor ihr auszuschütten, das urplötzlich infolge eines geheimen Lecks seine Last nicht mehr tragen zu können schien. Die Ehrlichkeit strahlte golden aus seinen Augen und eine nie gefühlte Ergriffenheit bemächtigte sich Octavias, da sie, ihn ruhig anblickend, seine Botschaft entgegennahm. Sie dachte nur an ihn, nur an das Schicksal das

sich für ihn gestalten sollte, als sie ihn, wie wenn sie seine Beraterin und Fürsorgerin in dieser Sache sei, gütig über die Hand strich und sagte:

„Wirst du denn mit dieser Frau glücklich werden?“ Und dabei sah er einen Zweifel in ihren Augen — um seinetwillen.

„Ich bitte dich,“ sagte er beinahe erschrocken, „es handelt sich ja doch um dich! um dich, Octavia!“

Sie schüttelte lächelnd den schönen Kopf: „Nein,“ sagte sie bestimmt, „es handelt sich um dich. Es ist mir, als suchtest du eine Meeresstille und gedämpftes Licht, während Wind und Wellen, Sonnenglut und Sonnenlust deine Elemente sind.“

Er begriff nicht was sie sagte. Es galt auch nicht, zu begreifen sondern diese Bedenken zu überrennen, ehe sie sich noch höher erhoben.

„Gewiß suche ich bei dir die Stille und das ruhige Licht!“ warf er eifrig ein. „Ich habe genug von Sturm und Glut, und sie haben keine Macht mehr über mich.“ — — „Ob du mich liebst, muß ich wissen“, setzte er leise und dringend hinzu, während er sich vorbeugte.

„Ja“, sagte Octavia, die keine ungeklärten Gefühle in ihrem Herzen duldete.

Er war aufgesprungen in seiner Freude, um sie in seine Arme zu schließen; sie aber saß in ihrem Sessel und streckte ihm lächelnd die Hände zum Kuß entgegen. Als er ihren Mund suchte, war es ihm, als küsse er eine schöne, tauige Rose. Und dennoch liebte ihn diese Frau, und nie hat er erfahren mit wie großer Liebe.

In dem Augenblicke freilich verzischte der kühle Tau welcher über ihr lag, an dem guten warmen Mut

und der Aufrichtigkeit seines Herzens, so daß er ihn nicht empfand. Er riß sie zu sich empor und verlangte von ihrer gefestigten Selbständigkeit kein ungewohntes Anschmiegen. So stand sie bei ihm, aufrecht und groß wie er, und ihre ausgestreckten Arme, die eines auf des andern Schultern gelegt hatte, trennten sie. Aber ihre klaren festen Blicke liefen über diese Verschränkung wie zwei sich begegnende Leuchtfeuer. Da sahen sie daß es ein heller Grund war aus dem die beiden Feuer hervorbrachen.

Es ist ein heißer Sommer und wieder, wie vor fünf Jahren als sie ihr Geschick aneinander banden, sind Albrecht und Octavia allein in dem vornehmen Hause an der Alster. Denn die Eltern sind wieder auf ihrem Landgut im Holsteinischen, wie es für die heiße Zeit ihre würdevolle Gewohnheit ist. Sie haben bereitwillig Octavia und ihrem Gemahl das Stadthaus überlassen solange es diesen gefällt; denn Octavia fühlt sich darin wohl und Albrecht gesteht sich daß sie nie so schön, so innerlich ausgeglichen, so gelassen ist, wenn er sie in seinem eigenen Wirkungskreis sieht, der fern von Hamburg in einer kunstfrohen Stadt des Westens liegt. Auch Octavia empfindet das und es ist ihr ein kleiner immerwährender Schmerz; denn sie hat Mut und Absicht, sich in anderes zu schicken um Albrechts willen, und kennt ganz und gar kein unfreisinniges Hervorkehren und Festhalten ihres Herkommens. Aber es gelingt ihr nicht; es ist etwas von der Unverrückbarkeit des strengen Hauses an der Alster in ihr, wo sich die Türen noch immer so geräuschlos und langsam öffnen wie die

eines Kassenschanks, wo noch immer die hohen Uhren wissen daß sie langsam und leise zu schwingen haben, wo jeder Eintretende dem Geist des Hauses verfällt.

Unverrückbar scheint auch Octavias Schönheit. Sie ist fast die eines lebenden schönen Bildes. Octavia ist so jung wie vor fünf Jahren und wird nach fünf Jahren nicht älter sein. Sie lebt, als ob sie wachend dennoch einen Zauberschlaf schlief, der sie vielleicht von Leidenschaft und Schmerz träumen läßt, aber ihr das Erleben erspart. Sie lieben sich, Albrecht und Octavia, wie vor fünf Jahren; aber, wie damals, ist es als ob er die aufgewölbten tauigen Blätter einer Rose berühre wenn er ihre Lippen küßt; und es scheint, wie damals, eines Armes Länge zwischen ihren Leibern zu sein.

Albrecht wird während des Aufenthalts in dem sommerstillen Haus ein kunstwissenschaftliches Werk vollenden, zu dem er die Vorarbeiten gesammelt und gesichtet hat; denn sein Wort hat Geltung unter den Verständigen obwohl er, um frei seine eigenen Wege zu gehen, nur eine beigeordnete öffentliche Stellung an einer der staatlichen Kupferstichsammlungen angenommen hat. Wenn er die schon abgeschlossenen Abschnitte seines Werkes überliest, so mag er sich an der kristallinen Fassung seiner Gedanken erfreuen, die so ruhig daherschreiten wie seine Frau unter den hängenden Blutbuchen des Gartens; aber die Worte scheinen ihm keine rechte Wärme zu haben, und wenn er andere in einem besseren Feuer schmieden will, so kommen sie nicht minder kalt daraus hervor.

Wenn er des Morgens zu seiner Erfrischung hinausreitet, um den beiden starken, langschrittigen Vollblut-

pferden, die Octavias Vater ihnen geschenkt hat und die sie nach ihrem Aufenthalt heim nehmen werden, Manieren beizubringen, so sitzt er wohl noch so leicht und frei über ihrer Schulter wie je. Aber er reitet langsamer und um ein wenig schwungloser. Nicht daß er es nicht mehr vermöchte. Aber er hat so wenig den Drang zu einem pfeifenden Galopp in den Wind den er einst so geliebt, wie die hohe Uhr in der Eingangshalle das Gelüste hat, ihren Gang zu beschleunigen.

In dem kleinen Kanal, zu dem die Rasenflächen des Gartens auf der der Straße abgewendeten Seite des Anwesens sanft hinabsteigen und überhängende Bäume ihre begehrrichen Äste zum Wasser niederneigen, liegt ein rennmäßiges Boot zu stetem Gebrauch bereit. Wenn Albrecht auf ihm zur offenen Alster hinausrudert, so sind seine Schläge noch so stark wie je, als er seinen Körper aus Lust an seiner Kraft stahlte. Aber es kommt ihm nicht in den Sinn, sich in einen befreienden Schweiß hineinzurudern. Nicht daß er der sorglichen Mahnung Octavias gedächte, sich zu schonen — denn er belächelt sie sogar ein wenig — aber es ist ihm nicht um einen befreienden Schweiß zu tun.

Alles das weiß Albrecht und er seufzt manchmal. Aber dennoch wüßte er nicht zu benennen was ihm fehlt, noch was ihn quält. Deshalb denkt er wohl, er seufze aus einem Zuviel von Behagen und Sorgenlosigkeit, und gibt sich zufrieden.

Da, an einem Maienabend, als sein leichtes Boot nach heißem Tag noch spät unter dem lautlosen Baumgewölbe, von dem das Mondlicht ins Wasser träufelte,

der Alster zuglitt und die langen Ruder lässig die Fläche streiften, begab es sich, daß Albrecht einen kleinen Widerhalt zu gewahren glaubte, der die Schnelligkeit seines Fahrzeuges um ein wenig hemmte. Es war als ob ein schwerer Körper an dem festgestellten Steuer hänge und sich mit fortziehen ließe. Einige kräftige Ruderschläge, die das Boot nicht wie sonst dahinfliegen machten, überzeugten ihn, und da er zugleich in die hellbeschienene freie Alster hinausschoß, gewahrte er die Finger einer kleinen braunen Hand welche die hintere Schweifung seines Steuers umfaßt hielten. Es war ein sorgloses Festhalten, kein ängstlicher Griff, der nach dem Rand des Bootes verlangt hätte; und da bemerkte er auch schon fast in der Linie des Kielwassers einen blitzenden weiblichen Körper, welcher zu der kleinen braunen Hand gehörte und nahe der Wasseroberfläche hinter dem nun langsamer gleitenden Boot dahinfloß. Die Gestalt lag auf den Rücken gestreckt und die dem Kiel nachstrebenden wieder zufallenden Wellen spielten über sie hinweg. Den Kopf und den andern Arm, der wohl das Steuer von unten umgriff, vermochte Albrecht nicht zu sehen, denn der gewölbte Rand des Bootes verbarg sie.

Bald aber, da er unwillkürlich mit Rudern innehielt, hörte er eine kleine befehlende Stimme voller Ungeduld.

„Ah! weiter!“ rief es; und unter einem seltsamen und dennoch unfühlbaren Zwange tauchte Albrecht die Ruderschaukeln von neuem in die überflimmerte Flut. Es war ihm recht eigentlich wohlig, außer der eigenen Schwere einen Widerstand zu überwinden,

was ihm plötzlich wie eine lange Entbehrung vorkam, und er brachte das Fahrzeug bald in einen schwungvollen Flug. Das schien dem schlanken Fischwesen welches ihm anling sehr wohl zu behagen, denn es verhielt sich ganz stumm und rauschte wohlgefällig in seinem fließenden Wellengewand, das der Mond mit glitzernden Säumen und Litzen besetzte, hinter ihm her. Albrecht war so völlig im Bann dieser kraftvollen und prächtigen Spielerei daß er erst nach einer Weile inne ward, wie nun doch, da sie inmitten des weiten Beckens dahinglitten, für das zarte Wesen mit den schlanken braunen Fingern eine Gefahr entstanden sei, wenn anders sein Leib wirklich in keinem Fischschwanz endete.

„Können Sie denn schwimmen?“ fragte er auf einmal erschrocken und setzte einige Ruderschläge aus.

Sie schien die Frage zu mißachten und antwortete nur herauf: „Das Wasser streichelt mich so besser.“ — „Wenn Sie übrigens das Rudern einstellen, wird mein Wellenkleid zu durchsichtig und ich muß Sie verlassen!“ setzte sie drohend hinzu.

Albrecht ließ, um die seltene Gefolgschaft nicht zu verlieren, gehorsam das Boot von neuem dahinfliegen. Während von neuem die langvermißte Freude am Einsetzen seiner ganzen Körperkraft seinen Leib durchlief und in ein leises Glühen brachte, standen seine Gedanken wie unter dem wiedererwachenden Zauber einer längst vergangenen Zeit, auf die er sich gleichwohl erst besinnen mußte. Es war nicht daß er je ein ähnliches Abenteuer erlebt oder dieses mit früher erlebten verglich; aber es wehte ihn vertraut an aus den

Worten der schwimmenden Gestalt, deren Stimme er dennoch nie zuvor gehört: „Das Wasser streichelt mich so besser.“ Warum spielte sich die Zärtlichkeit und Kraft, die geeint darin lag, in sein Herz hinein, wie die Zärtlichkeit und Kraft einer sonnigen, tändelnden Meereswelle in die kleine Höhlung eines Gesteins?

Diesen Empfindungen war er so ganz hingegeben daß er nicht im leisesten neugierig auf die Lösung des Zaubers war; und es erging ihm nicht anders als jedem Menschen der sich einer Gaukelei während ihrer Dauer gern und ohne Fragen überläßt und erst, wenn sie vorüber ist, begierig nach ihrer Erklärung fragt. So ruderte er mit seiner Last schweigend dahin, als ihn die Stimme unter dem Bootrand aus seinen sich entfernenden Gedanken riß.

„Ich werde jetzt umkehren,“ rief es von unten herauf; „und Sie werden mir nicht folgen, wie einer wirklichen Hexe!“

In demselben Augenblicke schoß das Boot, unerwartet von seiner Last befreit, durch den nächsten Ruderschlag so pfeilschnell ins Weite daß Albrecht fast rücklings von seinem Sitz fiel und im Augenblick viele Meter von einem rundlichen dunkeln Ball entfernt war welcher sicher und gleichmäßig dem Ufer in der Richtung zustrebte aus der er gekommen war. Das war alles was er von der schimmernden Gestalt noch gewahrte, und als er einen Augenblick versucht war, das Boot zu wenden und ihr nachzuru- dern, schämte er sich dieses Gedankens sofort wie einer Undankbarkeit und ließ das Fahrzeug ohne Schlag gleiten bis es von selbst auf dem Wasser still lag. Da

konnte er auch den Kopf des Wesens über der matt flimmernden Fläche nicht mehr unterscheiden.

Tief in der Nacht kettete Albrecht sein Boot an dem Landungssteg in dem versteckten Kanal an; denn er war noch lange still draußen auf der freien Alster liegengeblieben, wie man nach einem schönen Traum noch eine Weile stille liegt. Nun trat er in das Schlafgemach Octavias, welche die laue monderhellte Nacht nur in einem leichten Schlummer hielt. Das Abenteuer hatte ihn wohl mehr erregt als er wußte, die durch es entzauberten Empfindungen ihn verwirrt, und so drängte es ihn zu den klaren ruhigen Gefühlen dieser Frau welche ihn noch immer verstanden hatte. Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes, und das nächtliche Dämmerlicht des Raumes war ihm hell genug.

„Hier gibt es also leibhaftige Nixen,“ sagte er, „und solche von der schlimmsten Art, nämlich in Menschengestalt.“ Und dann erzählte er der lauschenden Frau sein Abenteuer.

Die Schilderung mochte seltsam ausgefallen sein; denn Octavia rief lachend, als er geendet: „Du bist ja ganz begeistert! — Was übrigens die Nixe anlangt, so kenne ich sie: Joie ist wieder im Lande; der Streich schmeckt ganz nach ihr. Wenn sie aber im Lande ist, so wohnt sie nicht weiter von uns als im Nachbarhause kanalabwärts, welches ihrem verstorbenen Stiefvater gehörte. Wie sie eigentlich heißt, weiß ich nicht; wir nannten sie in der Schule schon alle Joie, und wenn sie auf den Namen nicht getauft ist, so ist es doch der welchen allein sie tragen müßte. Denn sie

ist die prächtigste freudestrotzende Weibsperson welche die Sonne bescheint. Nur —,“ und hier zögerte Frau Octavia, „nur vermochte ich ihr nie nahe zu kommen; ich konnte, wie man zu sagen pflegt, nie ganz mit ihr mit.“

Albrecht erinnerte sich nun daß er schon während des Hinausgleitens des Bootes aus dem kurzen Kanal die hemmende Last gespürt, und zweifelte keinen Augenblick daß er das Wesen hinter sich hergezogen hatte welches, wie Octavia zugab, mit Fug und Recht Joie hieß.

„Du hast mir aber von Joie noch nie etwas gesagt“, erwiderte er, und der Name schien ihm für seine Nixe sehr zu gefallen.

„Ah,“ machte sie; „es geschah sicher nicht, um sie dir vorzuenthalten. Aber erstens ist sie selten in der Stadt und zweitens kennt man sich doch, wie du weißt, hier nicht, selbst wenn man Zaun an Zaun wohnt. Weißt du vielleicht, ob das Nachbarhaus bewohnt ist oder nicht? und doch liegt es nicht einmal so weit von der Straße ab und nicht so im Garten versteckt als das unsere. Sie geht ihre eigenen Wege die mich nicht kümmern. Wenn du sie aber sehen willst, so brauchst du nur früh genug aufzustehen; denn ich bin sicher daß sie ihre Pferde mit sich hat und einen ganzen Tierkreis dazu.“

„Morgen wird sie wohl von ihrer Schwimmübung ausruhen“, sagte Albrecht indem er sich erhob. Rasch und leicht ging er in sein Gemach und warf sich in einem wundervollen Gemisch von Gehobenheit und Erschlaffung zum Schlafe nieder.

Am frühen hellen Maienmorgen, zu dem Albrecht sich nach seiner Ruhe erhob, kam ihm freilich, trotzdem er sich auf jede Kleinigkeit besann und die Worte Octavias über Joie wie ein gerngehörtes Lob das ihn etwas anginge, noch in seinen Ohren lagen, sein Abenteuer so ganz unglaublich vor, daß er zuvörderst an den Landungssteg hinunterlief, als könne das Boot ihm eine Gewißheit geben. Aber es gluckste nur nekkend auf dem leichtbewegten Wasser und Albrecht wandte sich ärgerlich von ihm ab. Wenn er geglaubt hatte, indem er seinen eigenen Morgenritt aufgab, noch früh genug zu kommen, um seine Nixe in eine Amazone verwandelt aus ihrem Besitztum reiten zu sehen, so fand er sich auch darin getäuscht; denn der offene Torweg des nachbarlichen Parks, der ihm wie verwunschen vorkam, da er ihn nie zuvor bemerkt hatte, wies ihm zierliche runde Hufspuren die ins Freie führten.

So wanderte er ungeduldig und ein wenig beschämt, darüber, wie es ihm einfalle, einer fremden Dame derart aufzulauern, die einsame Straße auf und nieder, wo Backwerk und Milch austragende Frühwesen sein zu dieser Zeit unberechtigtes Dasein mit erstaunten Blicken zu mißbilligen und zu dulden schienen. Schon begann diese stumme allgemeine Verurteilung ihm lästig zu werden, als er alles über dem Anblick einer in die Straße einbiegenden Gestalt vergaß, um deren Besitz bei jedem Schritt ihres Pferdes tausend bunte Schatten und Lichter, die sich durch die hohen Bäume der Gärten drängten, zu spielen und zu werben suchten. Nichts von einem Wildfang oder auch nur von einem Übermut, nichts von einem tollen Kinde wie er viel-

leicht nach dem nächtlichen Abenteuer erwartet haben mochte, hatte diese Frau an sich, und keine einzige ausschweifende Bewegung störte die vollendete Haltung ihres Leibes. So knapp und schwank wie ein Haselzweig am Stamm saß sie über einem schwingenden Pferderücken, in den die Natur selbst sie eingelassen zu haben schien, und ein feines, aufmerksames Ohrenspiel des frei ausschreitenden, edelblütigen Tieres huldigte der Regentin seines Willens. Das Herz lachte Albrecht im Leibe, als sie einige Schritte von ihm, ohne auch nur die Zügel anzuziehen, wie in einer scheinbaren inneren Einigung mit ihrem Pferde, plötzlich stillhielt; denn er mußte sich gestehen daß er nie etwas Vollendeteres in der von ihm geliebten und mit Stolz geübten reiterlichen Kunst gesehen hatte.

Aber diese Kunst war ihr offenbar so eingeboren wie das helle Lachen mit dem sie zu ihm heraufgeritten war. Denn sie hatte ihn sofort erkannt und schien von seinem Warten ebensowohl befriedigt als belustigt.

„Sie haben recht, Herr Froben, sich den unterlassenen Dank für Ihre Schleppdienste einzuholen,“ sagte sie weit weniger befehlerisch als ihm die Stimme gestern klang; „oder wollen Sie auch noch einen Lohn?“ Und dabei blitzte sie ihn unbefangen seltsam zärtlich an.

Obgleich es keineswegs wie eine Herausforderung lautete, machte sich Albrecht ihre letzten Worte zunutze, um nur ja gleich von schnell wieder abreißenden Fäden des Zufalls unabhängig zu sein und ein schickliches Band anzuknüpfen, an dem er nur zu ziehen brauchte, um sie erscheinen zu machen.

„Wenn es Ihnen gleichgültig ist,“ antwortete er, „so nehme ich lieber den Lohn!“ Und er bedang sich aus, sie auf ihren Frühritten begleiten zu dürfen, bis sie seiner überdrüssig sein würde.

„Mit dieser Einschränkung bin ich es zufrieden,“ sagte sie lächelnd; „um sieben Uhr müssen wir wieder daheim sein; denn da beginnt das Leben einer alten blinden Frau die ich liebe.“ Dabei deutete sie mit der Krücke ihres Reitstocks nach ihrem Hause und setzte ihr Pferd sanft in Gang.

„Und wie soll ich Sie nennen?“ fragte Albrecht, neben ihr hergehend.

„Ach,“ machte sie geringschätzig, „nennen Sie mich Joie, wie die andern. Zudem ist mir der Name eine liebe Erinnerung an meine Großmutter die ihn mir gab. Denn wenn ich den Namen zu Recht trage, so muß es wohl von ihr sein daß ich allzeit froh bin. Sie war eine Picarde und wurde in dieses große Handels-
haus meiner hiesigen Vorfahren verpflanzt wie eine fremde gute Rebe in einen wohlgepflegten Weinberg. — Aber es ist als sei der ganze Saft in mich allein gefahren!“

Als ob ihr das fremde Rebenblut in ihren Adern selbst manchmal zu viel zu schaffen mache, schlug sie bei diesen letzten lustig-ärgerlichen Worten nach einem Lindenblatt das klatschend zerriß, und trabte ohne weiteren Gruß über den Kiesweg des Gartens, bei dem sie jetzt angelangt waren, dem in der Tiefe verborgenen Stall zu.

Albrecht schien ihre rasche Art schon zu kennen und erwartete von ihrem Abschied kein hilfloses Hän-

genbleiben mit allgemein üblichen Worten und unnötigem Heruntreten auf dem nämlichen Fleck. Trotzdem hatte er, als sie ihn dergestalt aufgab, eine ähnliche Empfindung wie gestern, da sie ihn plötzlich auf seinem Boote ins Weite schießen ließ. Es war keine Härte in ihrer Raschheit und er fühlte nun etwas von einer zarten Unerbittlichkeit, ähnlich wie die der Sonne, welche sich sanft und unweigerlich von einem freundlichen Haus zurückzieht das sie dennoch seine Zeit so zärtlich erwärmt und angelacht hat.

Albrecht nahm seinen Lohn, reichlich und täglich. Denn an jedem frühen Morgen ritt er mit Joie hinaus ins Land. Sie ritten wenn die Sonne schien und wenn die Nebel grau hingen; sie ritten wenn es regnete und wenn es blies; sie ritten wenn die Erde dampfte und wenn sie duftete; sie ritten und lachten. Schnell waren Joies Pferde, ein machtvoller Vollblutrappe und ein starker edeler Pony vom Schlage der Galloways; die trugen sie abwechselnd. Nie daß die beiden im Sattel wild oder auch nur übermütig umherjagten; aber es gab voll ausgreifende Galopps, daß der Wind in den Schnallen der Zügel pfiff und der Atem der Reiter schnell ging; und sie trabten dahin, als schwänge die Erde sie von sich ab. Das war für Albrecht wie einst, und er begriff nicht, wie er es hatte vergessen können. Aber an jedem Tage, zur gleichen frühen Stunde verschwand Joie nach dem Ritt wie ein unerbittliches Gestirn. Sie habe dann für die blinde Frau zu sorgen und zu tun, für sich und für andere Dinge die sie angingen, sagte sie, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Des Abenteuers, als sie an seinem Boot hängend in die Nacht hinaus schwamm, erwähnte sie wohl gelegentlich, aber sie zeigte kein Verlangen, es zu wiederholen oder überhaupt irgendeines zu gestalten und absichtlich herbeizuführen. Alles was sie tat und sagte, war ungemacht, unbewußt, unbeabsichtigt wie irgendein Vorgang in der Natur: ein Regen, ein Sonnenschein, eine Quelle, ein Erdsturz — und doch auch wieder von derselben Bewußtheit, von derselben geheimnisvollen Absicht wie etwa ein Regen, ein Sonnenschein, eine Quelle.

Seit sie in sein Leben trat, war Albrecht wie verwandelt. Seine Arbeit ergriff er mit einer freudigen Wut, und da er wohl fühlte, wie ihm eine Einleitung zu seinem Werk, die er in diesen Tagen wie in einem Sonnenrausch entworfen, wohl gelungen war, so stürzte er jetzt einen Gedanken nach dem andern in die gleiche Schmelze und zog ihn in einer nie erkaltenden Glut wieder daraus hervor, in welcher er ihnen die kühnste Fassung zu geben vermochte. Eine entschlafene Kraft ohnegleichen schien in seinem Körper neu erwacht; nichts mehr was ihm fehlte, ihn quälte, ihn auch nur ermüdete. „Diese ganze glückhafte Herrlichkeit“, sagte er zu sich, „hat sich also im Dunkel meines Herzens aufgehalten wie ein Diamant in einem lichtlosen Schrein. Kaum aber fällt die Sonne auf ihn, so blitzt er in allen Feuern und braucht das Leuchten und Strahlen nicht zu erlernen.“ Aber während er so dachte, fielen ihm die Worte Octavias ein, die sie einst zu ihm sprach: „Es ist mir, als suchtest du eine Meeresstille und gedämpftes Licht, während Wind und Wel-

len, Sonnenglut und Sonnenlust deine Elemente sind.“ Und er erschrak. Damals hatte er die Worte, weil er sie nicht begriff, fast überhört. Heute, im Vollgefühl einer ungeahnten Verwandlung, begriff er sie und sie ergriffen ihn. War sie nicht wie Wind und Welle, Sonnenglut und Sonnenlust? war er dem allen nicht schon verfallen wie einem Schicksal? Noch hoffte er; und es beruhigte ihn daß er gar kein Verlangen hatte, heimliche Blicke nach ihr hinschicken, noch mit verliebten Gedanken sie zu umspielen, sondern sie offen anzuschauen wie ein wundervolles Stück der Natur, an dem sich ein jedes Herz freut wenn es den richtigen Takt geht. Aber zugleich fühlte er daß diese Beschwichtigung nicht recht verfange.

Eines Morgens, als sie von einem heißen Ritt durch warm duftende Kornfelder heim kamen, bat ihn Joie, einmal in ihren Stall herüber zu kommen und ihren Rappen anzusehen, der sich bei einem verwegenen Sprung verletzt hatte. Albrecht brachte sein Pferd in seinen Stand und ging hinüber. Joie stand in dem Gang des kurzen Stallbaues vor der geöffneten Tür einer Box, aus der der Rappe halb herausgetreten war und nun Nase und Stirn in einem unaufhörlichen Bohren und Auf und Nieder an Brust und Schoß seiner Herrin schabte daß die feinen glänzenden Haare davonstäubten sofern sie nicht an der rostroten langen Leinenjacke oder dem schwarzen Reitrock hängen blieben. Sie ließ sich das lächelnd gefallen, als ob sie eine Liebkosung die sie einem Tier erweisen könne, nicht unterbrechen dürfe. Die Zärtlichkeit des Pferdes war jedoch ein wenig zu ungestüm und unbemessen, so daß sie

auf den Saum ihres Kleides zurücktreten mußte und dadurch beinah zu Fall gekommen wäre. Albrecht, der hinter sie getreten war, scheuchte das Tier mit einer Bewegung zurück und fing sie, nicht ohne eine leichte Erregung, in seinen Armen auf. Da entzog sich Joie dieser neuen Berührung ebensowenig wie der des schmeichelnden Tieres. Denn sie empfand sogleich ihre Zartheit und Kraft, als habe sie ihr ein von Körper zu Körper überspringender Funke angezeigt. Sie hielt ihr stand mit aller der selbstbewußten Wehrhaftigkeit ihres Frauentums und gab sich ihr hin mit allem köstlichen Selbstherrenrecht desselben. So lag sie, den Kopf zurückgeneigt, an seiner Brust und sah ihm in die Augen.

„Wir lieben uns, mein Freund,“ sagte sie langsam und leise ohne die geringste Unsicherheit oder Angst daß sie sich täuschen könne; „und es wird schlimm.“ —

„Schlimm!“ rief sie klagend wie in einem gelinden Zorn über etwas Unabwendbares. Sie richtete sich auf und wendete sich von ihm ab. „Schlimm“, wiederholte sie wie für sich und stampfte hilflos mit raschen Füßen den Steinboden.

Da wußte Albrecht daß er Wind und Welle, Sonnen-
glut und Sonnenlust verfallen war, und als er in die Unverrückbarkeit, das dämmrige Licht und die Kühle des stillen Hauses trat, das Octavia wie eine Wohltat umfing, fröstelte ihn.

Octavia hatte die werkfreudige Kraft die in Albrecht erwacht war, seine Gehobenheit, seinen Schwung, der ihm aus den Tagen seiner Freiheit nachgesagt wurde

aber irgendwo Schiffbruch gelitten zu haben schien, nicht nur wohl bemerkt und freute sich ihrer für ihn, sondern es fiel von seinem Strahlen und Erglühlen gleichsam auch ein Glanz auf sie. Denn aus der Fülle, die er täglich mit ins Haus brachte, aus dem Lachen, das in ihm war, aus dem Frohmut seiner Gedanken bekam sie nun ein täglich verschwenderischer gehäuftes Maß in ihren Schoß geschüttet. Alles das ließ sie sich voll lächelnder Dankbarkeit zwar gern zuwenden, hörte auch, wenn Albrecht freimütig und begeistert von Joie erzählte, in einer Art von Bewunderung für eine ihr fremde Macht dieses seltsamen Wesens willig zu; sobald er aber den Versuch machte, sie selbst mit fortzureißen, sobald er sie aufforderte, früh mit hinauszureiten, das Segelboot zu einer Spritzfahrt zu dreien zu rüsten, Joie zu sich herüberzubitten, dann stockte sie, als müsse sie damit eine Grenze überschreiten welche ihr eigenes Wesen ihr zöge.

„Ich habe sicher keinerlei Abneigung gegen Joie,“ sagte sie; „denn ich kenne sie als eine prächtige Person, so recht geschaffen, die Freude eines Mannes zu sein. Aber du weißt: ich kann nicht mit ihr mit. Ich würde nicht in eure frohe Art passen und ein wenig beiseitestehn. Das aber möchtest du doch nicht.“

Wenn sie so sprach, gedachte Albrecht ihrer Versuche, sich in den Kreis der Menschen und Dinge in der Stadt seines Berufs zu schicken, und mußte ihr recht geben. Er mochte sie nicht quälen. Es ist wahr, sagte er zu sich, sie würde zu uns stimmen wie ein Stern in den Tag oder wie jene wunderbaren großen Blumen, die auf der schwarzen Stille amerikanischer

Flüsse ruhen, in die von Lachen gekräuselten Wellen des Meeres. Und dann trat er wohl zu ihr und küßte sie, die ihn verstand, sanft auf die reine Stirn.

Da sich dergestalt alle Dinge und besonders diejenigen welche auf Albrecht Bezug hatten klar in ihr spiegelten, dieser auch ganz und gar kein Verlangen trug, dem kristallinen Gewissen und Spiegel den er besaß, irgend etwas zu verhehlen, so gewährte Octavia an jenem Tage, als Joie in seinem Arm gelegen und ihr beider Gefühl mit einem göltigen Wort benannt hatte, eine ernste Qual und einen stillen hoffnungslosen Kampf in seinem Innern. Und sie beschloß, ihm in seiner Qual und seinem Kampf beizuspringen. Denn es war ihre Art, für den Mann den sie liebte, alles zu tun was sie vermöchte; darum traute sie sich in der wundervollen Unanfechtbarkeit ihres Wesens auch zu, dieses Mannes Schildträger in dem Streit seiner Gefühle zu sein.

Da geschah es daß Albrecht, in der Hilflosigkeit eines doppelten wundersamen Schmerzes sich trennender Gefühle, den Gegenstand seiner Mannesleidenschaft mit dem seiner unaufhörlichen Verehrung zu vergleichen begann. Er sträubte sich vergebens dagegen, indem er sich tausendmal sagte daß er sie beide herabsetze, wenn er sie sozusagen gegeneinander abwäge, er sie vielmehr hinnehmen müsse wie zwei wirklich unvergleichliche Wesen. In diesem Empfinden suchte er dann beiden wieder Genugtuung zu bieten und sie gegeneinander zu erhöhen, indem er die gerade in seinen Gefühlen unterliegende gegen die obsiegende in Schutz

nahm und ihr solange an gewichtigen Vorzügen zu-
legte, bis sich die Wage umkehrte und er nun rasch
der andern wieder beispringen mußte. Aber was nutzte
es ihm, zu wissen daß Octavia schöner, wohl auch bes-
ser, vielleicht edler und aufopfernder war als Joie;
diese war froher, wärmender, schwunghafter, glück-
licher, und es wurde ihm wohl in ihrer Gegenwart.

So schwankte er unter einem Wechsel von seliger
und unseliger Beschwerung dahin, als Octavia helfend
zu ihm trat. Er saß spät am Abend im Rahmen seines
Fensters, das der Mond nicht erleuchtete, und blickte
im stillen Rausch einer Sehnsucht über den Garten
seiner Freundin nach der offenen Alster hinaus. Da
nahte sich ihm aus dem Dunkel des Raums die Frau
die ihn verstand, und legte ihre Hand auf die seine, eben-
so gütig und besorgt wie damals als er um sie warb.

„Ist es denn gar so schwer?“ fragte sie, indem sie
ihm jedes Geständnis, wie das nun alles gekommen
sei, ersparte.

Er sah sie dankbar an. Und während er sie ansah,
nickte er; denn die Sprache versagte ihm. Da strich
sie ihm mit ihrer guten Hand über die Schläfe, und
ihre andere Hand ließ nicht nach, auf der seinen zu
ruhen, und sie drängte sich mit keinem Laut in seinen
Schmerz; lange, lange, bis sie zugleich mit seiner Stirn
auch den Weg der Worte geglättet zu haben schien.

„Sieh,“ sagte er endlich, „ich war so ehrlich damals,
als wir uns in die Augen sahen; und nun soll es den-
noch ein Verrat gewesen sein!“

„Kann nichts Schlechtes sein,“ tröstete sie und
scherzte mühsam ein wenig, „wenn es meinem Gemahl

eine Kraft und eine Freude und einen Flug gibt, wie ich noch nie an ihm gesehn. Soll ich ihn darum weniger lieben?“

Es war wieder wie damals, daß Albrecht fast erschrak und ihr erwidern wollte. Aber wie damals wehrte sie mit einem Schütteln ihres schönen Kopfes ab. „Nein —, es handelt sich um dich“, sagte sie wie damals, und es war, als ob sie selbst gegen jede Erschütterung ihres Herzens gefeit sei.

Eine unaussprechliche Dankbarkeit und Ergriffenheit hieß ihn, sie stumm an sich zu ziehen, als er wie von einem Zauber getroffen innehielt.

Denn durch die regungslose Sommernacht flutete, wie ein Strom, der ihn suchte, das Licht von einer schimmernden weiblichen Gestalt zu ihm hinauf, die aus dem Dunkel des Nachbarhauses auf die helle Terrasse getreten war und nun auf schwarzen und weißen Fliesen am Rand in den Garten hinabführender Stufen stand. Es war Joie. Ein schweres seidenes spanisches Tuch von mild-gelblichem Weiß, das sie in einem un-nachahmlichen Griff gerafft hielt, umfloß ihren rankenhaft kraftvollen Leib und vertiefte durch seinen Glanz das warme Braun des Gesichts, des leichten Nackens und der Hand fast zu einem indischen Dunkel. Sie wußte ohne Zweifel nicht daß sie beobachtet wurde, noch konnte sie auch nur die Nähe ihres Freundes ahnen. Denn Albrecht hatte ihr am Morgen jenes Tages, als sie sich nach ihrem Ritt trennten, gesagt, er würde mit Octavia für die Nacht einer Einladung ihrer Eltern auf ihr Landgut folgen und aus diesem Grunde am folgenden Tage nicht zu dem gewohnten Frühritt

kommen. Erst Octavia hatte ihn bestimmt, in der Stadt zu bleiben, damit ihm die Freude seines Morgens nicht entginge.

Ohne daß sie sich zu rühren wagten, hingen Albrechts, hingen Octavias Blicke an einem wundervollen Schauspiel das sie Hand in Hand erleben sollten. Lange stand auch Joie ohne Bewegung und blickte in den Mond dem sie voll zugewandt war. Aber das Leben einer inneren Erregung wellte über ihren Körper und sie war nicht um des milden Mondes willen hier herausgetreten, sondern zu irgendeiner Befreiung, zu einem Siege vielleicht. Ein Blitzen war in ihren Augen und sie preßte Lippen und Zähne aufeinander, damit sie das Jauchzen nicht verrieten das aus ihrer Brust zu ihnen emporstieg. Da machte sie plötzlich das Tuch an ihrer Hüfte fest. Und wie zu einem wunderbaren Raub hob sie die Arme strack empor in das zauberische Dunkel, spreizte die Finger weit zum Griff und riß sich zwei Hände voll Nacht heraus aus der Fülle in der sie stand.

„Ah! wundervoll!“ hauchte sie glühend und schien den Raub in ihren Händen im Spielen ihrer Kraft erwürgen zu wollen, „wundervoll!“ Dann wendete sie sich und ging, während das Tuch von ihrer Schulter glitt, langsam hinein.

Albrecht wußte nicht, ob er einem Licht oder einem Lied gelauscht hatte, das von ihr ausging. Octavia aber erschauerte leise. Sie drückte kaum merklich seine Hand die sie immer noch hielt. Dann ging sie. Sie ging; doch nicht wie eine Besiegte, sondern wie eine Königin die eine fremde Königin gesehn; eine fremde

Königin, welche sich zwei Hände aus der Nacht herausreißen und mit in ihre Kammer nehmen durfte.

Die Nacht brachte in Octavias Brust ein Weh das der Morgen nicht fortnahm. Es war ihr, als sei jene Frau, die sie erschauern machte und die sie dennoch starren Augen bewundert hatte, den geheimnisvollen innersten Gewalten der Erde näher als sie. Und sie wäre ihnen doch so gerne gleich nahe gekommen, obschon es sie überlief wenn sie daran dachte. Aber sie wußte sich keinen Rat.

So wandelte sie sinnend und gesenkten Hauptes durch den Garten, wohl hundertmal dieselben sanftgewellten Wege. Sie sah Albrecht, den sie liebte, sich entgleiten wie ein kleines Stücklein magnetischen Eisens, das sie einem andern Magneten überlassen mußte, da ihr selbst jene anziehende Kraft mangelte die es gehalten hätte. Sie sah ihn, wie er sie nicht aufgeben wollte und dennoch aufgeben mußte. Aber es war kein Vorwurf, kein Hader, keine Klage in dieser Frau, und die Klarheit ihres Schmerzes machte sie fast ruhig. Da hörte sie, als sie gerade nahe dem die beiden Anwesen trennenden Gebüsch entlang ging, wie Joie, offenbar im Begriff das Haus zu verlassen, einem Diener noch einen Befehl zurief. Eine unbestimmte Hoffnung ergriff Octavia wie zu einem Entschluß, den sie im nächsten Augenblick wieder belächelte. Aber dennoch, nach einem kurzen Zögern, folgte sie ihrer Eingebung gleich einer augenblicklichen Erlösung, wie man wohl ein Betäubungsmittel nimmt, von dem man weiß daß es die Ursache des Schmerzes

nicht beseitigen wird. Als Joie in diesem Augenblick auf der Straße an dem Gartengitter entlang der Stadt zuing und in halbem Suchen hereinschaute, blieb Octavia in der Wendung des Pfades stehen, bis jene ohne sie zu bemerken vorüber war.

Und dann ging diese stolze Frau in ihrem Leid jener frohen auf ihrem Wege nach, als werde sie ihr das Geheimnis ihrer Macht entlocken können, bei ihr heimlich in die Schule gehen dürfen zum Erlernen einer ihr fremden Kunst. Sie brauchte nicht ängstlich zu sein, entdeckt noch aufgehalten zu werden, denn Joie wandte sich nicht um und ein tieferes Neigen ihres Hauptes unter dem breitrandigen Gartenhut verbarg Octavias Gesicht erkennenden Blicken. Als sie auf der Fährte ihres seltsamen Wildes war, hörte ihr Zaudern auf und sie verwandte kein Auge von der sorglos vor ihr dahineilenden Gestalt. Das Ziel ihres Ganges schien sie vergessen zu haben und kein anderes Begehren erfüllte sie als jener zu folgen.

So gingen sie lange. Ab und zu bemerkte Octavia daß ein Kind, welches Joie wohl im Vorbeieilen angeblickt hatte, dieser zulachte; wenn sie aber dann selbst das Kind mit einem Blick streifte, wurden die lachenden Züge ernst. Es geschah auch wohl, daß ein Mann sich umwandte, um ihrem Wildenachzuschauen; dann sah sie daß auch in dieses Mannes Gesicht ein Lachen war ähnlich dem des Kindes. Ihr aber, so schön sie war, blickte keiner nach.

Joie hatte den Hafen erreicht, von dem aus sie irgendein Ziel zu suchen schien, Octavia war wohl selten an diesem Ort gewesen wo alles in einen Rauch von Lärm

gehüllt war, wo ein Gestöhn aus eisernen Rippen und ein Geheul aus eisernen Mäulern ihr entgegengellte, wo unbarmherzig Mast bei Mast ragte und den Rahen nicht die Luft gönnte, wo schwarze Riesenleiber nach schwarzer Nahrung brüllten welche Menschenknechte in ihren Schlund schaufelten, wo das Wasser schmutzig war von wühlenden Kielen und der Himmel in einem braunen Qualm unterzugehen schien. Das alles verlegte ihr gleichsam den Weg. Joie indessen sprang leichtfüßig über schwere Ringe und sich spannende Tauten und auf einer der hohen gemauerten Landungsrampen, die eben durch die Ausfahrt eines Kolosses frei lag, trat sie nahe an das Wasser und schaute eine Weile hinab. Unzählige Möwen kreischten gierig über der bewegten Fläche, erhoben sich aus ihr und fielen in sie zurück. Sie freute sich an ihrem gewandten Flug und dachte ihnen in einem plötzlichen Einfall eine ihrer Zärtlichkeiten zu. Suchend schaute sie sich um und da sie in einiger Entfernung eine seßhafte Höckerin gewahrte, die für die Hafenarbeiter einfaches Backwerk feilhielt, kaufte sie rasch ein paar Stück und zog ihre langen Handschuhe ab, um das Brot zu Futterbrocken zu zerkleinern. Dann stellte sie sich von neuem an den Rand, und indem sie aus ihren Händen zwei zierliche, lebendige Futtertröglein machte, erhob sie sie lächelnd mit den Brocken gefüllt bis zur Höhe ihrer Schultern. Da war sie im Nu von Schwärmen schwebender Möwen umflattert, die im gleitenden Flug einen Augenblick vor den freundlichen Trögen stillstanden und behutsam und sicher, ohne auch nur einen Finger mit Schnäbeln, Krallen oder Flügeln zu berühren,

einen Brocken nach dem andern herauspickten. So stand sie in einem wundervollen, starken, wehenden Fächerspiel, das sie wie eine Liebkosung entgegennahm. Als ihr Vorrat zu Ende war, schien sie mit einer leichten Bewegung den sie noch immer umkreisenden Vögeln wie für eine Huldigung zu danken.

Octavia schaute voll Bewunderung und zugleich in einer kleinen Angst daß dennoch den schlanken gebräunten Fingern Joies von den kurz umgebogenen Schnabelspitzen eine Verletzung drohe, auf dieses neue Schauspiel. Aber als ob sie durch dieses an das der vergangenen Nacht gemahnt worden wäre, fühlte sie wieder, warum sie jener Frau gefolgt war, und Mut- und Hoffnungslosigkeit befahl sie von neuem. In sich selbst verdunkelt sah sie nur helle Flügel von kreisenden Vögeln und verharrete so eine Weile in einem halben Traum. Als sie sich wie mit einer Anstrengung von ihm losmachte und Joie suchte, sah sie sie nur in der Ferne in eine Seitenstraße biegen. Sie hatte genug der Verfolgung. Aber in einer seltsamen Anwandlung ihr nachzutun, trat sie zu der seßhaften Hökerin und kaufte wie Joie ihr einige Stück zum Futter der Möwen ab. Sie hatte sie zerkleinert und hielt nun zaghaft und zitternd, wie vor einem Gottesurteil, ihre gefüllten Hände empor. Aber keiner der Vögel nahm etwas daraus. Wohl nahten sie alle; doch wie vor einer unsichtbaren Wand die ihnen wehrte machten sie alle in einer gewissen Entfernung wieder kehrt, sooft sie auch heranprallten. Octavia wünschte sie herbei, und doch schauderte sie daß sie ihr näher kommen sollten. Da kehrte sie traurig ihre verschmähnten Hände um und leerte

sie ins Wasser. Die Brocken hatten noch nicht die Fläche berührt, so waren sie verschlungen.

Da war nun ein schwerer stummer Stein in das klare Brunnlein ihres Herzens gefallen den Octavia still mit sich herumtrug. Täglich warf Albrecht, wie ein unachtsamer Knabe, noch ein paar Sandbrocken dazu, wenn er ihr von Joie erzählte und wie alles so herrlich sei. Aber er konnte immer von ihr sprechen, ohne daß sich ein Wölkchen der Trübung an der Oberfläche des Quells zeigte oder der Aufruhr in der Tiefe ihn überlaufen machte. Denn Octavia wußte wohl daß er sie nicht täusche, daß alles das männlich war und gut. Sie konnte sich sogar einer Art von Freude beim Anblick seiner Lust nicht entziehen. Und dann war es ihr wie ein Rühren an einem fremden Glück, wenn sie sich hätte für sich wehren wollen.

Albrecht und Joie aber ritten hinaus; unbeschwert, wissend nun daß sie sich liebten, und die Freude an der Größe und der Kraft einer alles fordernden und dennoch ungestillten Leidenschaft blitzte aus ihren Augen.

Das Korn der Felder, das der heiße Sommer zu einer frühen Reife gebracht, lag schon in Garben und ihre Pferde galoppierten über die ersten weichen Stopeln, als Joie eines Tages in einer ihrer plötzlichen Eingebungen auf ihrem behenden Pony von ihm fortflieg, ehe er sein Pferd recht in Schwung bringen konnte um an ihrer Seite zu bleiben. Sie jagte ein langes Feld nach einer kleinen Anhöhe hinauf, wo Garben gehäuft durcheinander lagen. Offenbar hatte sie sich den Platz zu einer kurzen Rast ausersehen.

Denn sie knüpfte noch im Lauf die Zügel lose in eine von ihr ersonnene Schlaufe am Sattel, so daß sie sich nicht verwirren konnten, glitt, während der Galloway noch nicht ganz zum Stillstehen gekommen war, von ihm herab und ließ ihn, der gewöhnt war zu ihr zurückzukehren, frei laufen. Während sie zu dem Ährenlager schritt, nahm sie, als ob sie nicht ohne etwas zu sein vermöchte das sie lieblosen konnte ein spät brütendes Rebhuhn vom Rand eines Feldrains auf, wo es die Schnitter samt einigen Ähren verschont hatten. Das saß über seinen eben ausgekommenen Küchlein und ließ sich von der tiergewandten Hand, von der es keine Gefahr spürte, ruhig greifen. Mit dem Tiere auf dem Schoß ließ sie sich in die offenen duftenden Enden des gebundenen Korns nieder und die rotbraunen flinken Hühnchen folgten dem mütterlichen Lockruf, so daß bald das Getrappel eines kleinen Aufruhrs den Schoß ihres Kleides erzittern machte. Bald indes breitete die Henne über das Gedränge ihre beruhigenden Flügel und nahm unter den sie schattenden Händen Joies ihr neues warmes Nest, ohne Vorwurf einer Unterschiedlichkeit von dem alten, für sich und ihre Brut an.

Dies Bild betrachtete, sein Pferd am Zügel haltend, auseiniger Entfernung Albrecht der unterdessen herangeritten und abgesessen war. Wie sie nun so vor ihm saß mit ihrem lachenden Gesicht, mit ihren nun lustvoll in die seitlichen Garben greifenden Armen, deren Fülle sie an sich heranziehen zu wollen schien, mit dem braunen vielköpfigen Leben in ihrem schwarzen Schoß, das sich leise hob und senkte, da sah sie wie die leibhaftige Fruchtbarkeit aus, strotzend von Kraft und

Farbigkeit. Sie hatte ihren Hut weggeworfen: schwarz stand das in vollen Schnecken über den Ohren festgemachte Haar auf dem goldenen Korn, braun die Stirn, auf der eine lustige Narbe wie ein kleiner heller Blitz herabließ über glanzvollen blauen Augen, und dunkelrot ihre Leinenjacke vor dem schattigen Gelb der Garben an denen sie lehnte.

Da fühlte Albrecht in sich ein mannhaftes Begehren nach diesem Wesen aufsteigen gleich einem sehnsuchtsvollen Strom in seinem Blut. In diesem Augenblick erschien sie ihm wie das Köstlichste das er auf dieser Welt erringen könnte, und er zitterte vor ihr. Eine Wolke von Leid aber flog über das Antlitz Joies, als sie ihn so sah; denn sie wußte um sein Herz, wie zwei Liebende voneinander wissen auch wenn sie schweigen. Sie senkte das Haupt.

„Mein Freund,“ sprach sie — und ihre Stimme war so voller Leid wie das Klagen eines Wildes — „mein Freund, dir ist mein Herz und dir ist mein Sehnen. Aber die Wünsche meines Schoßes sollen dir nicht mehr sein. — Und wären doch dein gewesen, unberührt, mit tausend Freuden! Einst wurden sie verschenkt, ach! auch wohl mit tausend Freuden, und dennoch: heute, heute — — weine ich um sie.“

Kaum noch ein Ton war in ihrem letzten Wort das dahinflatterte wie ein fallendes Blatt im Hauch des Herbstes. Ihr Haupt wankte vor Tränen, ihre Finger hielten sich in den Garben, die sie eben noch voller Kraft an sich gerissen hatte, wie zu einer Stütze und heiße Tropfen fielen auf die unschuldige, flügelregende Fruchtbarkeit in ihrem Schoß.

So saß sie lange und ließ die Tränen laufen. Albrecht aber vermochte vor ihrem Schmerz kein Wort hervorzu bringen, noch auch nur mit einer Bewegung ihr beizustehen; er preßte die Lippen aneinander und seine Augen wurden feucht. Endlich aber schüttelte Joie ihren Kopf zurück, entließ die Rebhühnlein mit einer leichten schenckenden Bewegung, sprang auf und griff ihren Pony, der an einer der Garben ihres Lagers zupfte. Wortlos nahm sie den Beistand Albrechts an, welcher hinzugetreten war um ihr in den Sattel zu helfen.

In einer Wolke von Leid ritten sie davon. Mit langen Hälsen gingen die Tiere dicht beieinander über die Felder und Wege auf denen sie gekommen waren, und fanden keinen Zügel der sie lenkte. Denn auch Albrecht war, so sehr ihn in den ersten Augenblicken die seltsame Trancer Joies überrascht hatte, dennoch in sie hineingerissen worden wie auf einen tiefen fremden Grund, den dieses unermeßliche Herz plötzlich auftrat. Bald aber erlabte ihn ein Gefühl des Stolzes über dieses nämliche Herz, welches sein war und darüber bittere Tränen vergießen konnte, für ihn nicht eine Krone zu haben die es einmal verschenkte. Da litt er die Wolke nicht mehr um sein und seiner Freundin Haupt. Er streckte seine linke Hand offen aus und Joie schlug mit ihrer rechten hinein wie zur Bekräftigung eines Pakts. Ein lachendes Gesicht wandte sich dem seinen zu.

Da bengte sich Albrecht zu ihr hinüber und Joie neigte sich zu ihm und er legte seinen Arm um ihren Hals zu einem langen Kuß. Der schmeckte nach Salz

und Blut und war mit einem Wenig von Bitterkeit gewürzt. Und dann ritten sie heim, als müsse das alles so sein.

Am Abend dieses Tages ruderte Albrecht in die offene Alster hinans und lag dort lange still. Er gedachte der beiden Frauen, deren Häuser er am Ufer nebeneinander liegen sah. Und wie zu einem wehmütigen Abschiednehmen kamen ihm Octavias Worte in den Sinn. Wohl war bei ihr die Wohltat der Stille und des gedämpften Lichtes; wohl rollte die Hoheit, die Gnade, der Adel in ihren blauen Adern. Mochte es sein! Er wußte es und gab es mit Schmerzen auf. Hier aber strömte die Kraft, das Feuer, das Licht, die Freude rot aus dem Herzen; hier waren die Gewalten der Elemente, die Lust der Frühe, die Frische des Quells, der warme Geruch des Korns und der würzige der Haselnuß, der Rausch der Sternennacht und die im Sonnenfeuer geläuterte Glut des Sommertags. Und hier war auch die köstliche Verschwendung des Frühlings und die dennoch schwermütige Trauer über die gefallenen Blütenblätter.

So entglitt Octavia das Herz dieses Mannes und es blieb ihr nichts in den Händen als eine märchenhafte Gestalt die mit ihr lebte, zu ihr sprach, von Joie und andern Dingen; die freundlich zu ihr war und sie nicht kränkte und die doch kein Herz hatte.

Da verfiel, fast zu der gleichen Zeit als die ersten Fälle der Cholera beobachtet wurden, Joie einem schweren Scharlachfieber und die Frühritte hörten auf. Die

Krankheit warf sich mit all dem Ungestüm auf sie mit dem sie gegen besonders kraftvolle Menschen sich in einen Kampf einzulassen liebt. Damals vermochte Joie wohl eine Woche nicht nach ihrem Freunde zu fragen. Dann verlangte sie ihn zu sehen. Aber noch hielt sie das Fieber in heißen Armen, denn die weichende Krankheit hatte eine Herzentzündung zurückgelassen. Da nun aber der Arzt, der mehr noch als das Leiden seiner Kranken diese selbst verstand, sah wie sie sich quälte, das anfänglich völlige Versagen ihres Wunsches sie erregte und das Fieber offenbar unterhielt, glaubte er ihr wenigstens etwas davon gewähren zu sollen. Daher erlaubte er daß sie von einem ans Fenster geschobenen Liegestuhl ihn täglich einmal sehen solle und ihm zunicken dürfe, wenn er am Gartengitter vorüberginge. Das nahm sie denn an, genügsam, wie ein erstes Wassersüppchen das man einem Genesenden reicht. Der Arzt aber ging selbst hinüber zu Albrecht und bat ihn, täglich gegen Abend, wenn das Licht den Augen schon Ruhe gab, einmal an Joies Haus vorüberzugehen und seiner Freundin einen Gruß zur Nacht zu senden.

Und täglich saß Joie um dieselbe kurze Abendstunde am Fenster und täglich ging Albrecht still vorüber, sah zu ihr hinauf und grüßte sie, indem er die Hand halb aufhob, wie es ihre Sitte auf ihren Morgenritten gewesen war wenn sie sich trennten; und obwohl es nun heiße Tage waren, eine lange Reihe, so trug doch Albrecht zu diesen Gängen einen leichten weiten englischen Reitmantel von rostroter Farbe, in dem sie ihn einst gern gesehen: wie man einer Kranken selbst mit einer kleinen Sinnlosigkeit, wenn sie nur für sie einen

besonderen Sinn hat, gern eine Freude macht. Dann lächelte Joie matt und dankte ihm mit einem Blick. Aber sie war noch sehr krank und nicht außer Gefahr; und wenn ihr der Arzt dies Mittel verschrieb, so wußte er was er tat. Denn als er einmal versuchte, sie desselben zu entwöhnen, sagte ihm ihr Herz noch zur selben Stunde deutlich genug daß er ihr Leben damit aufs Spiel gesetzt hatte. So ließ er ihr das Mittel. Er verhehlte Albrecht nicht, was es damit für eine Bewandnis habe, und bedeutete ihm, sie nicht in Gefahr zu bringen. Aber es war wohl keine Not daß er sich jemals versäumte.

Da erhielt, nur wenige Tage später, Albrecht einen kurzen Brief von Joie, der in hastigen Zügen geschrieben war. Ihr Diener brachte ihn herüber.

„Mein Freund, ich darf nicht schreiben, aber ich muß.

Eine Seuche wüthet in der Stadt, die sie mit einem schrecklichen Namen benennen, — ich weiß es.

In Gefahr ist ein Kind, mein Freund; ein Kind das ich liebe. Die Frau, die es pflegt, ist diese Nacht erlegen, der Mann erkrankt. Dovenfleth“ (dies ist eine alte Flethgasse in der Nähe des Hafens), „im zweiten Hause links durch den abschüssigen Torweg, dann die Treppe geradeaus, eine Stiege hoch. Es ist reinlich dort.

Nimm das Kind; man wird es Dir geben, wenn noch jemand lebt der es geben kann. Bring es wohin Du willst; nur fort aus der Gefahr.

Wenn Du heute abend bei mir vorübergehst, werde ich wissen, ob es gerettet ist.

Eile, J.“

Als Albrecht diese Zeilen Octavia zuwarf, um sich rasch zu rüsten und von ihr einen Rat zu erhalten, wohin er das Kind wenn er es fände verbringen solle, bezeichnete sie die Wohnung eines früheren Gärtners ihres väterlichen Hauses, dessen verwitwete Frau ihr ergeben war. Albrecht machte sich auf. Es gelang ihm durch das Gewicht des Namens der Familie, sich eines der Desinfektionstrupps zu versichern welche in dem von Joie beschriebenen Gebiet der Seuche zu tun hatten. Denn er gedachte das Kind wenn möglich sofort an Ort und Stelle von den Keimen der Krankheit befreien zu lassen, die ihm durch Berührung mit den befallenen Pflegeeltern oder mit dem eigentlichen Träger der Seuche, dem Wasser der Wohnungsleitung, äußerlich anhaften mochten. Wenn es noch nicht erfaßt war, so sollte es auch alles dahinten lassen was ihm die Krankheit nachschleppen konnte.

Während sich Albrecht in einem behaglichen Erstaunen einen Augenblick dem Anblick des Raums überließ, wurde aus einem anstoßenden Zimmer eine Türklinke niedergedrückt, schnappte wieder empor, und zwei runde Kinderarme drückten die Tür behutsam auf. Das besorgte Gesichtchen eines vielleicht vierjährigen Mädchens, das auf der Schwelle stand, hellte sich sogleich auf als es Albrecht erblickte. Es ging auf ihn zu, nahm seine Hand und schien von ihm zu erwarten, daß er ihm in den Raum folge aus dem es herausgetreten war. Da nahm Albrecht das Kind in einer inneren Bewegung vom Boden. Ein kleiner Arm legte sich mit einer seltsamen Zärtlichkeit um seinen Hals, die er schon anderswo gesehen hatte, und er

küßte die leichte Hand, als sie an seinen Lippen vorbeistreifte.

Ein Blick in den Schlafrum, aus dem die Kleine gekommen war, sagte ihm daß dort keine Arbeit für ihn sei. Ein schmales Bett, in dem wohl noch vor wenigen Stunden eine Tote gelegen, war leer und abgezogen; in einem zweiten lag ein Mann, schwer atmend, bewußtlos, halb aufgedeckt. Er überließ ihn den eintretenden Leuten welche die Kranken angingen, und barg sein gerettetes Gut. Rasch entkleidete er es in dem Hof, und ein reines Leinentuch, das der Ausrüstung des Desinfektionstrupps entnommen war, trat an die Stelle der zurückgelassenen kindlichen Kleidung. Das Mädchen war gesund, und er lachte dankbar und beruhigt, als es ihm traurig klagte, man habe ihm die gute Mutter weggetragen und es habe wohl den ganzen gestrigen Tag und noch heute nichts gegessen und getrunken. Die Gärtnersfrau, zu der er es nach Weisung Octavias brachte, stillte Hunger und Klagen.

Am Abend zur gewohnten Stunde ging Albrecht an Joies Fenster vorüber, und zweimal hob er die Hand halb auf in der von ihnen geübten Art. Da wußte Joie für wen er den zweiten Gruß zu ihr heraufsandte.

Während der Nacht aber erkrankte Albrecht und starb an der Cholera bevor der Tag graute. Octavia saß bei ihm, solange noch Leben in ihm war, und ihre Hand lag still auf der seinen nach ihrer Weise. Sie hätte sich über ihn werfen mögen in einen letzten gewaltsamen Ausbruch einer Liebe die wie das Feuer in einem schneebedeckten Vulkan war. Aber auf ihm

lag die Seuche und wehrte ihr den Mund den sie suchte. Es war als ob eines Armes Länge zwischen ihren Leibern bleiben müßte bis zum Ende. Wohl dankte Albrecht ihrer verhaltenen Liebe und ihrer fühlbaren Güte mit der letzten Kraft in seiner Hand und seinem Auge; seine letzten Worte aber, bevor ihn die Sinne verließen, galten seiner Freundin.

„Nun wird auch Joie sterben,“ sagte er, „wenn ich meine Pflicht versäume. Keiner wird die Hand grübend zu ihr erheben, wenn der Abend kommt.“

Octavia wußte um die allabendlichen Gänge ihres Gemahls; aber sie legte ihnen nicht mehr Bedeutung bei als die einer Liebkosung eines Kindes zur Nacht, ohne die es keinen Schlaf fände.

Albrecht war tot, als der Arzt kam. Es war der nämliche welcher über Joies Leben wachte.

„Durch einen unglücklichen Zufall müssen Krankheitserreger in seinen Mund geraten und verschluckt worden sein“, sagte er. „Aber es ist müßig, diesem Zufall nachzuforschen. — Wie man es indes seiner Freundin sagen soll, das macht mir Sorge! Und wenn man es ihr nicht sagt, wie es ihr fernhalten?“

Octavia hatte keine Antwort und der Arzt erwartete keine von ihr. Er entfernte sich.

Octavia aber ließ sich in einen hohen Sessel sinken, der in ihrem Zimmer stand. Und trockenen Auges sann sie in die Ferne, als ob ihre Gedanken auf etwas Seltsames gerichtet seien. So verharrte sie den ganzen Tag. Ab und zu erhob sie sich und ging mit stillen und doch bestimmten Schritten auf und nieder, als

müsse sie sich sammeln zu etwas Außerordentlichem. Dann saß sie wieder und starrte trockenen Auges in die Ferne.

Und als der Abend nahte, da nahm die Frau den rostroten Reitmantel Albrechts und schlüpfte hinein; sie setzte den schwarzen steifen Hut, den er zu tragen pflegte, auf den Kopf und drängte ihr Haar fest in seine Wölbung hinauf; und sie ergriff seinen kurzen Rohrstock, den er mit der Linken halb in die weite Tasche des Mantels zu versenken liebte.

Und dann verließ diese Frau das Haus, und für einen Toten, den sie geliebt, ging sie an dem langen eisernen Gitter des nachbarlichen Gartens vorüber von einem Ende bis zum andern; und vor Joies Fenster hob sie die Hand halb auf zum Gruß, wie es die Art des Toten war.

Joie sah die Gestalt die sie erwartete und ließ sich täuschen. Zu ablegen war der Gedanke einer Stellvertretung und Verkleidung als daß er ihr jemals in den Sinn hätte kommen können. Arglos folgte das Auge der geliebten Erscheinung und beseelte sie mit den Zügen die sie in sich trug. Die ersten Schatten des Abends füllten Garten und Straße und der Steinsockel des eisernen Stabgitters verbarg die Frauentracht die unter dem weiten rostroten Reitmantel hervortrat und die Gestalt hätte verraten können.

Octavia wankte, wenn sie den schützenden Pfeiler und das Gebüsch erreichte, das sie vor den sie begleitenden Blicken deckte, und sie sank aus der männlich-freien Haltung die sie nachahmte, fast zusammen. Aber dreimal, an drei aufeinander folgenden Tagen,

tat sie ihren Gang. Am vierten jedoch versagte ihre Kraft, und sie brachte es nicht über sich das Haus zu verlassen.

An jenem vierten Tage aber erwartete Joie nicht mehr das Erscheinen und den Gruß ihres Freundes. Denn am Morgen hatte ihr Arzt, da er sie gebessert und ruhig fand, einem ungeschickten Zufall und einem neuen Verlangen nach einem Heilmittel das ihm nicht mehr zu Gebote stand, vorbeugen wollte und es vorzog, für den Fall eines gefährvollen Ausbruchs ihres Schmerzes sofort zugegen zu sein, ihr zu sagen gewagt daß mit Tausenden auch Albrecht der Seuche zum Opfer gefallen sei. Aber sie hat nie erfahren, wessen Hand es war die ihm den Tod gab.

Joie schrie gellend auf und warf sich zurück, ins Herz getroffen; denn sie fühlte wohl daß dies die Wahrheit sei. Dann richtete sie sich starr empor und sah ihm ins Gesicht.

„Er begrüßte mich doch noch gestern abend?“ fragte sie bang.

Der Arzt schüttelte traurig den Kopf. Er fürchtete eine Wahnvorstellung seiner Kranken.

„Er starb vor vier Tagen und ist seit zweien begraben; draußen, auf dem großen Friedhof von Ohlsdorf.“

Da wurde Joie ganz still. Es war als ob eine rätselhafte Macht ihr ganzes Denken ablenke von ihrem Schmerz und ein kühler Strom sich zwischen ihm und ihrem Fühlen hindurch ergösse; ein stummies, fremdes Bewundern breitete sich über ihr Gesicht. Sie bat den Arzt sie zu verlassen. Wer sie begrüßt hatte, sie wußte es.

Von dem Augenblicke an war ihr Schmerz gewissermaßen überboten durch eine Tat deren Größe sie ganz erfüllte und ein herrliches Aufrichten in ihr gebär.

Und da hat Joie etwas wie eine Pflicht gefühlt, gesund zu werden, und hat sich Ruhe und Überwinden erkämpft, damit der Opfergang einer edeln Frau nicht vergebens gewesen sei.

DIE VOGELSCHEUCHE

In einem sonnigen Schlaf, jahraus jahrein und nimmer erweckt, liegt das Dörfchen Mammolshain auf der ersten Stufe eines der schönsten deutschen Mittelgebirge, das starkrückig und selbstbewußt sich aus der breiten Flußebene erhebt, wo die Städte das Land beherrschen. In dem Winkel den die erste Gebirgsterrasse mit den über ihr wuchtiger ansteigenden Bergen bildet, hat es sich eingeschliefen wie ein sich sonnendes Kätzlein und versinkt fast in dem dichten Kuppelkranz von altherrwürdigen, breitarmigen echten Kastanien, die nur dieser südliche Hang des Gebirges trägt. Da der Strom der Fremden und der Städter, die ihre Sommerwohnungen auf den ihnen in die rauchige Ebene winkenden Höhen aufschlagen, durch die Eisenbahnen nach andern Fußpunkten des Gebirges abgelenkt wird, vergehen wohl Jahre ohne daß die alten verdunkelten Ziegeldächer mit den verkrümmten Firsten ein neues unter sich sehen, das den Frieden und die Stille ihres Anblicks eine Zeitlang stört. Denn das Wachstum des Dörfleins aus sich heraus ist nur ein saches in seinem Schlaf.

Vor dem Kastanienring aber erstreckt sich eine sanft verlaufende, nicht mit Wald und kaum mit ein paar Obstbäumen bestandene Landzunge weit hinaus, der Ebene und der Sonne zu; und dort liegen auf der einen abhängigeren Seite mit dem schlechteren Boden die

wenigen Äcker der Mammolshainer in schmalen, beinahe kärglichen Bändern nebeneinander, auf der andern breitem und auf dem Rücken der Absenkung in wohlgepflegtem Erdreich endlose Erdbeerpflanzungen, Beet an Beet, deren Ertrag in den Städten verkauft jährlich einen hübschen Verdienst abwirft, groß genug um die bequemen Bauern an keine andern Unternehmen denken zu lassen.

Der Schreinermeister Martin Gläßer, der einzige seines Handwerks im Dorf, besaß keines der Erdbeergelände sondern nur einen schmalen Feldstreifen dicht an dem mit zwei Haselhecken gesäumten Hohlweg, der die Äcker von den Kulturen der andern Seite trennte. Und wenn er daran dachte, ein Erdbeerstück zu erwerben, was er wohl gekonnt hätte, so unterließ er es immer wieder, da er nicht wußte wie ers allein hätte bestellen sollen. Denn er hatte außer seiner Frau niemand im Ort der ihn etwas anging, und diese war eine zarte Städterin, die im Haus und nicht im Feld an ihrem Platz war.

Um ihr aber diesen Platz, an dem er sie liebte, zu erweitern und zu beleben, widersprach er ihr nicht, als Frau Marianne ihm bat, da sie keine Kinder mehr erwarten durften, ein kleines Mädchen an Kindes Statt anzunehmen, um dessen Aufnahme sie ihre frühere Herrin, der sie lange Jahre in der Stadt als Zofe gedient, bat.

„Sieh, Martin,“ sagte Marianne einfach, „wir sind allein; und es ist gut, wenn wir später nicht allein sein werden. Aber ich möchte dich nicht bitten, dieses Mädchen ins Haus zu nehmen und zu unserm Kind zu

machen, wenn ich nicht seine Mutter, das Fräulein, kannte, die gut ist, auch wenn sie die Eltern wegen des Kindes verstieß. Und der Mann dem sie in Liebe für Liebe schenken wollte, war tapfer und gut; sonst hätte ihn das Fräulein nicht geliebt. Er hätte sie sich wohl noch erkämpft, wenn er nicht umgekommen wäre in den Kolonien, wo er sich und der Frau eine Farm errichten wollte. Ich meine, wir sollten's tun; denn das Fräulein kann das Mädchen nicht mehr erhalten ohne Not; und in Not will sie ihr Kind nicht sehen. So können wir Gutes erweisen und haben am Ende noch einen Vorteil davon.“

„Es kann auch schlecht ausgehn,“ sagte Martin, indem er sich von der schmalen Planke erhob die als Bank vor dem Hause befestigt war; „fremde Kinder kennt man nie, auch wenn man die Eltern kennt. Aber wir wollen es versuchen.“

So kam es daß nach einer Woche, gerade als Martin eine sauber gehobelte Kinderbettstatt fertig zusammengefügt und die drei blauen und ziegelroten Rosen trocknen geworden waren die er auf das Kopf- und Fußende in ewig sich gleichbleibender Begeisterung für seine einzige Schablone aufgemalt hatte, ein städtischer Wagen vor dem Häuschen der Schreinersleute hielt, dem eine hohle schlanke Frau in einer traurigen vergränten Schönheit entstieg; und sie trug ein aufmerksam um sich blickendes dreijähriges Mädchen in die Stube, welche durch diespäte Nachmittagssonne freundlich durchleuchtet war.

„Hier bringe ich das Kind, Marianne,“ sagte sie, fast erstiekend an ihren Worten, so daß das Mädchen

sie ängstlich anblickte; „nun ich dich wiedersehe und weiß, wie es um meine Dorothea aussehen wird, ist es mir leichter sie hinzugeben.“ Aber sie log das wohl, um sich Mut zu machen; denn sie mußte das Kind zur Erde gleiten lassen, wo es Marianne halb auffing. „Du weißt,“ fuhr sie fort, indem sie sich niederließ, „alles um Dorothea, wie ich es dir geschrieben habe; du wirst sie gut halten wie eine Mutter, und ich weiß auch daß dein Mann sie gut halten wird wie ein Vater.“

„Aber du, Mutter; aber du kommst doch wieder?“ fragte Dorothea mit großen Augen und flog ihr an den Hals.

„Einmal, mein Kind, — ich weiß nicht wann — werd ich kommen, dich zu holen; jetzt mußt du hier bleiben bei Marianne und Martin, die deine Eltern sein werden; mir zuliebe mußt du hier bleiben.“

Da ging das Kind, um ihr etwas zuliebe zu tun, tapfer und still an die Seite Mariannes und stellte sich neben sie; und keine Beschwörung und kein Zauber hätte stärker sein können als diese Worte: mir zuliebe mußt du hier bleiben.

Die Mutter aber stand auf, küßte Dorothea wie im Vorüberschweben flüchtig auf die Stirn, als fürchtete sie sich zu verstricken, und ging; Martin geleitete sie zu dem Wagen und hob sie hinein.

Als er in das Haus zurücktrat, in dem es noch wie ein schwermütiger Duft lag von der Frau die es verlassen, wars freilich mit der Tapferkeit der kleinen Dorothea zu Ende und sie schluchzte in Tränen noch lange nachdem sie Marianne willenlos entkleidet und zwischen den blauen und ziegelroten Rosen zur Ruhe gebracht hatte.

An jenem Abend saßen Martin und Marianne noch lange im Dunkel auf der schmalen Bank ihres Hauses an der Dorfstraße und hatten ihre Hände ineinandergelegt als ob sie eine Verantwortlichkeit gemeinsam zu tragen hätten.

„In dem kleinen Korb, den das Fräulein mit Wäsche und einfachen Kleidern für Dorothea hier ließ, lagen dreitausend Mark in drei braunen Scheinen, Martin“, sagte Frau Marianne flüsternd. „Das ist die Summe, die ihr Vater dem Kind ausgesetzt hat, wenn sie sich von ihm trennt auf Nimmerwiedersehn und in ihr Elternhaus zurückkehrt. Wie anders hätte sie von Not und Tod erretten können? Denn die Ärzte sagten ihr, das Kind würde nicht leben können in der Stadt und in dürftigen Verhältnissen; es leidet an der Krankheit, welche die Lungen der Entbehrenden erfaßt. — Da hat das Fräulein denn gemußt!“ —

Zu derselben Stunde aber lag in der Stadt fern dort drunten, deren Lichterwiderschein Martin und Marianne am Himmel sahen, eine trostlose Frau in ihrer Eltern Haus, das sie seit mehr als drei Jahren das erste mal wieder betrat, am Boden ihres Zimmers auf den Knien und suchte nach einem Wesen das groß genug wäre, ihre Pein zu verstehen und sie anzuhören. Aber sie hielt den Gott den sie im Herzen trug, obwohl sie an ihn glaubte, nicht für vertraut genug mit diesem einen das sie zu klagen hatte. Und so rief sie die Mutter Gottes an in zitternder Hilflosigkeit, obwohl sie ihr fremd war und sie nie zu ihr betete; rief sie an, obwohl ihr Glaube kein Gebet an sie kennt; rief sie an, weil sie eine Mutter war.

Im Lauf der Zeit, durch nichts an das Vergangene gemahnt, vergaß Dorothea das wenige was ihr aus ihrem früheren Leben hätte Eindruck machen können. Das Bild ihrer Mutter verblaßte, nahm dann, immer wechselnd, andere Züge in ihrem Innern an und verschwamm schließlich zu etwas Unvorstellbarem, Fernem, Abgeschiedenem, das keinen Schmerz und kein Sehnen mehr wachruft. Der Vorgang wie sie hier hergekommen schied nicht ganz aus ihrem Empfinden, denn sie konnte darüber einen kindlichen Seufzer ausstoßen; aber er wurde zu etwas Ungreifbarem, Unbewußtem; sie fühlte mehr als sie sich erinnerte, einmal bitterlich geweint zu haben; aber sie wußte nicht mehr warum noch wann, und doch konnte sie darüber seufzen, wie wenn das Empfinden länger vorhielte als das Erinnern.

Aber all dem zum Trotz — als ob die Natur, die ihr so gnädig das Wirkliche umschleiert hatte, mit dem Gedächtnis eines Kindes sich ein besonderes Spiel vorbehalten habe — blieb eines so frisch, so lebendig, so farbig und froh in ihrem Innern als würde es in jedem Tage neugeboren; nur ein kleines und doch eine Welt für sie: das waren ein paar Märchen, die sie einst von ihrer Mutter gehört, immer wieder zu hören verlangt und von ihren Lippen in ihr Herz gezogen hatte als das Wunderbarste was dieses Herz jeinals würde an sich reißen können.

Nach denen fragte sie eines Tages, nicht lange nach ihrer Aufnahme, ihre neue Mutter; aber die befahl eine Angst daß sie an Vergangenes erinnert würde was sie vergessen sollte, und sie wollte nichts davon wissen. So lief Dorothea zu Martin; doch der sagte, das sei

dummes Zeug und zum Leben nichts nütze, und ließ seinen Hobel zischend über ein Tannenbrett gleiten daß die Späne flogen.

Da empfand Dorothea einen kleinen verwunderlichen Schmerz, schlich betreten hinaus und sprach keinem Menschen mehr von ihren Märchen. Nur heimlich, wenn sie sich allein glaubte, erzählte sie sie mit flüsternder Stimme einer kleinen Puppe oder dem schwarzen Spitz, der geduldig seinen Kopf in ihren Schoß legte und es über sich ergehen ließ; denn ihr Herz war voll davon. Sie den Kindern im Dorf zu erzählen, wie sie es später schüchtern versuchte, gab sie bald auf; denn sie hörten ihr nicht zu, und wenn es einige gewollt hätten, so waren sicher ein paar nichts-nutzige kleine Flegel von älteren Brüdern da, welche die jüngeren und Dorothea mit ihren Geschichten auslachten und überjohnten. So trennte sie ihr Empfinden bald von ihren Gespielen; nicht daß sie sie gemieden hätte, aber es blieb immer ein kleiner Abstand in den sie zurücktrat wie in ein kleines ihr vorbehaltenes Reich, an dem die andern nie einen Anteil gewinnen könnten.

Dorothea liebte dieses Dorf, diese ländlichen Sorgen und Beschäftigungen, in denen sie gesundete und heranwuchs; aber nur als etwas das sie mit den andern teilen konnte. Wo ihr eigenstes Leben begann, im Lande der Phantasie und der Empfindung, blieb sie einsam. Es war nur ein enger Bereich, nicht erweitert und belebt durch neue Gestalten und Vorkommnisse, die sie aus der Einförmigkeit ihres Daseins hätte hinübernehmen können hinter die unsichtbare Grenze wo sie sich erging. Da sie nun aber ihr Reich unbewußt zu ver-

größern trachtete und sie wohl fühlte wie sie das vermöchte, so setzte sie sich häufig auf den beschatteten Grasrand, den das schmale Ackerland Martin Gläbers von der Haselhecke jenes Hohlwegs trennte, und sah hinaus und hinunter in die Welt der Ebene mit den Geheimnissen der weithin gelagerten Stadt. Um die Mittagszeit, wenn es ganz still ringsum war auf den Feldern und das Land in einer Sonnenruhe vor ihr atmete wie ein Schläfer, lockte es sie an den Rain. Dann war ein flirrender, wellender Teppich von Licht in einer goldenen durchscheinenden Lage über die Gebreite gezogen und auf ihm wanderte sie wie in eigener Gestalt der Stadt zu, soweit er reichte. Aber wo er zu Ende war und das Gold sich in die trüberen Farben des städtischen Weichbilds und dann tiefer in einem weißlichen Gürtel von Dunst verlor, da fühlte sie, werde sie haltmachen müssen, auch wenn sie hätte weitergehen wollen; als ob da eine Brandung stünde zwischen ihr und dem Meere der Stadt, durch die sie es nie erreichen würde. Denn sie, die ihre Mutter und deren letzte Worte an sie längst vergessen hatte, fühlte doch etwas wie einen Befehl über sich, auszuharren wo sie war.

Die Häuser der Stadt aber bevölkerte sie mit Menschen von ihrem Empfinden; mit Menschen die zuhören würden, wenn sie ihnen aus ihrem Reich erzählte von Elfen und Zwerge, von redenden Rehen und weißen Vögeln, von Königen und Prinzen und der Prinzessin mit den gläsernen Schuhen; mit Menschen die sie lieben könnte, weil sie ihr in dem glichen was sie von den Mädchen und Burschen des Dorfes und selbst von Marianne trennte.

So saß sie eines Mittags wieder, das schlafende Dorf hinter sich und die ruhenden Äcker vor sich, an ihrem Platz bei dem Bohnenfeld ihrer Pflegeeltern und träumte in die Ferne hinaus, als sie fühlte daß jemand leise zu ihr trat. Sie sah zur Seite und bemerkte lachend, daß es die Vogelscheuche war die auf dem Felde stand und ein kleines Geräusch mit dem alten schwarzen Hut an der Stange machte, auf welcher ihn ein leichter Wind nickend hin und wieder schaukelte. Und dann fuhr ein kleiner freudiger Schreck durch Dorotheas Glieder, und sie flüsterte vor sich hinschauend: „Soll ich es wagen?“ Darauf zupfte sie unruhig und unschlüssig an ein paar Gräsern herum und nach einem Weilchen rückte sie ganz dicht an den alten Mann heran, der kein Blut und keine Knochen im Leibe hatte und ihr doch so menschlich vorkam; doch so, daß die Gestalt hinter ihr blieb und sie sie nicht sehen konnte.

„Wirst du mir zuhören?“ fragte sie, fast summend, und schloß die Augen halb; und der Wind neckte sie freundlich, indem er dem großen Hut einige kurze Stöße gab, so daß er bejahend an die Stange klopfte.

„Sō höre also!“ sagte Dorothea, „denn, sieh, der kleinen Puppe und dem schwarzen Spitz konnte ich wohl Märchen erzählen; aber das was ich dir jetzt erzähle, das würden sie nicht verstehen. — Aber ich weiß freilich daß du taub bist“, warf sie ein und schwieg. Dann aber seufzte sie und konnt es doch nicht lassen!

„So will ich dirs also vertrauen als ob du ein Mensch wärest, wennschon ein tauber. — Weißt du, was ein Herz ist?“ fragte sie geheimnisvoll und doch so als ob

sie schon sehr klar darüber sein könnte; und dann gab sie ihrem seltsamen Freunde alles das preis was sie von ihrem Herzen wußte, alles mit dem es vollgesogen war zum Überströmen in langer Zeit, in der es niemand gefunden dem es sich mitteilen konnte. Und es brauchte sie nicht zu kümmern daß es immer dasselbe war was sie vorbrachte in nicht endenden Worten, fast wie eine Klage. Denn der taube Freund belächelte sie nicht. Dann aber, plötzlich, als ob sie das Wichtigste vergessen habe, sagte sie, glutrot bis in den Nacken hinab: „Doch das Seltsamste am Herzen ist, daß es einem gar nicht gehört; und das meine gehört einem schönen Prinzen in der Stadt, der dort wohnt wo man die Dächer der zwei runden Türme jetzt in der Sonne blitzen sieht; einmal wird er kommen und mich holen. Und jetzt ists genug; ich möchte dir sonst zuviel anvertrauen.“

Mit diesen Worten sprang sie auf, lief ohne sich umzuschauen den Rain hinan und verschwand am Ende des Ackers in dem Durchhau der die Hecke dort unterbrach.

Ihr Herz klopfte noch wie nach einem Geständnis. Aber obgleich sie sich auf dem Heimweg tausendmal sagte daß das alles kindlicher Unsinn sei, so war sie doch stolz und froh, als ob sie wirklich einen Vertrauten gewonnen hätte, mit dem sie reden konnte wie es ihr zu Sinn war.

Sie ließ einen Tag vorübergehen, ehe sie wieder den Rain hinter der Haselhecke betrat; als ob sie sich hätte beschwichtigen wollen und ihr Erlebnis durch eine zu rasche Wiederholung verkleinert würde. Aber

am folgenden Mittag schlich sie wieder hinaus und von einem Ebereschenbaum am Ausgang des Dorfes riß sie einen Zweig voll roter Beeren ab, mit dem sie sich am Fuße der Vogelscheuche niederließ.

„Nun du mein Vertrauter bist, du Tauber, will ich dich schmücken,“ sagte sie; und sie zog die Beeren in eine Kette auf einen Faden, indem sie sie durchstach. Als so ein roter Perlenkranz entstanden war, stand sie auf und warf ihn geschickt über den Hut ihres Freundes, auf dem er bis zu der breiten Krempe herunterrällerte. Es war ihr aber dabei nicht weniger feierlich und wonnig zumute als einer Dame, die ihrem Ritter ein Kränzlein um den Helm legt. Dann aber ließ sie sich wieder vor der Gestalt nieder daß sie sie nicht sah, und redete mit ihr nach ihrer Weise. Sie schwieg auch wohl manchmal eine lange Weile und saß nur in lächelndem Sinnen auf dem braunen Fleckchen Erde auf das der Mann hinter ihr seinen kurzen Schatten warf; und dann waren sie wie zwei Glückliche denen es genug ist, beisammen zu sein.

So trieb sie es manches Mal. Es wurde ihr fast zu einer Gewohnheit, für die alte Vogelscheuche etwas mit hinaus zu nehmen, das sie schmücken könnte; ein buntes Band, ein paar Blumen ins Knopfloch oder sogar ein kleines rotes seidenes Tuch aus ihrem sonst sorglich gehüteten Vorrat, das sie ihr um den dünnen Hals schlang. Und da sie immer an ihr zurecht zupfte, so sah sie am Ende in ihrem Schmuck und dem roten Beerenkranz am Hut ganz manierlich aus und verlor alles Schreckhafte das sie ihrer Bestimmung nach haben sollte. Aber solange sie die Gestalt anschaute und

schmückte, oder auf dem Heimweg, wußte Dorothea wohl daß es nur eine Vogelscheuche war mit der sie eine Art Märchenspiel aufführte; nur wenn sie dann abgewandt vor ihr saß, nahm das Wesen hinter ihr die wechselnde Gestalt an, die sie gerade erträumte oder der sie ihre Geheimnisse anvertrauen mußte.

Da — auf einmal — als sie wieder bei ihrem Freunde saß und zu ihm sprach, ertönte hinter ihr eine halblaute Musik, wie wenn sie ihn durch ihre Worte endlich zum Leben gebracht hätte. Sie wagte nicht sich anzusehen, als ob sie damit den Zauber stören könnte; aber ihr Herz schlug vor Erwartung eines Erlebnisses, das einem Märchen so ähnlich schien. Sie zog ihre Füße dicht an sich heran, faltete die Hände unter den Knien und lauschte, leicht hintübergelehnt.

Da endete die einfache Folge schwebender Flöten-töne fast zitternd.

„Ach!“ sagte Dorothea und mußte ein wenig über sich lächeln; „bist du endlich da, mein Freund! — — bist du mein Prinz? — Ah, ich weiß: du wirst mir jetzt täglich spielen, bis du mein Herz gewonnen hast und ich dir nachfolgen muß. Aber — wirst du mir treu sein? wirst du wiederkommen — morgen um diese Zeit?“

Die zitternde Flöte begann wieder und spielte eine einfache liedhafte Weise; als die Melodie zum zweitenmal einsetzte, fiel Dorothea, nicht wissend wie sie diese Antwort deuten sollte, halb unglänbig ein:

„Als die Treue ward geboren,
flog sie in ein Jägerhorn.
Jäger blies sie in den Wind.
Also man sie selten findet.“

Sie hatte die Worte irgendwann in einem Buche gelesen, das wohl ihre Mutter an Marianne geschenkt haben mochte. Jetzt fielen sie ihr ein, als ob sie zu der Melodie gehörten in der sich die Flöte erging. Noch ein drittes Mal erklang die Weise, zu der Dorothea keine Worte mehr fand, dann verstummte das Spiel.

Sie sprang auf und wie ein geschrecktes Reh davon. Sie begehrte nicht zu wissen, woher die Flötentöne kamen die von der Gestalt hinter ihr auszugehen schienen.

Aber hinter dem schmalen Haselsaum im Hohlweg saß ein blinder alter Mann, der in früheren Jahren das kleine Harmonium in dem Kirchlein des Dorfs gespielt hatte. Jetzt trugen ihn seine schwachen Füße nicht mehr die losen Steinstufen auf die Höhe zu ihm hinauf und man hatte ihn an den Tage an den sonnigen Weghang geführt, damit es den alten frierenden Gliedern einmal wieder warm werde. Da war er nun über Mittag vergessen worden, weil die Leute die ihn pflegten sich für den Tag auswärts verdungen hatten. Der Alte glaubte, als er Dorothea auf dem Felde sprechen hörte, einem Kinde mit seinem Flötenspiel eine Freude machen zu können. Aber er ahnte nicht, wie unermeßlich sie war.

Am nächsten Tage konnte Dorothea die Mittagsstunde kaum erwarten, und gleich nach der kurzen Mahlzeit lief sie hinaus. Sie war so gläubig davon überzeugt, das schöne Wunder werde sich wiederholen, sie ahnte Wunderbareres was noch folgen würde, daß sie an nichts anderes dachte.

Als sie das Feld betrat, war die Vogelscheuche verschwunden.

Dorothea war wie zerschmettert. Traurig blickte sie umher, wie über einer leeren trostlosen Brandstatt, und Tränen füllten ihre Augen. Nicht lange stand sie; dann wandte sie sich und schritt gesenkten Hauptes nach Hause; und wie um nur etwas zu haben an das sie ihre Trauer hängen konnte, sang sie leise vor sich hin nach der Weise, die sie gestern gehört:

„Als die Treue ward geboren,
flog sie in ein Jägerhorn.
Jäger blies sie in den Wind.
Also man sie nimmer findet.“

Am Abend des vorangegangenen Tages hatte Martin nach seinem Felde gesehen und, da es auf den Herbst ging und man die Vogelscheuchen vor der beginnenden Ernte allenthalben beseitigte, auch die seine weggenommen und nach Hause getragen. Nun war er gerade dabei, in dem kleinen Hof die Latten zu zerkleinern die das Knochengerüst von Dorotheas armem Freund abgegeben hatten; und ihr rotes seidenes Tuch, der Hut mit dem verwelkten Kranz von roten Vogelbeeren, all die Dinge mit denen sie ihn geschmückt, lagen auf einem wirren Haufen in der Ecke. Da trat Dorothea in die offene Thür von Martins Werkstatt und mit einem Blicke überschaute sie alles. Eine wahn sinnige Angst durchfuhr sie:

„Nicht töten! nicht meinen Freund töten!“ schrie sie. Martin drehte sich halb nach ihr um und ließ einen Augenblick das erhobene Beil ein wenig sinken. Da er sie aber nicht begriff und in ihren Worten nur eine der belanglosen Undeutsamkeiten fand, mit denen sie

ihn und Marianne ab und zu in Erstaunen setzte, schlug er zu.

„Ich laß ihn nicht töten,“ schrie Dorothea wie rasend. Als ob damit etwas zu retten wäre, sie ihn abdrängen müßte von einem Leben das sie verteidigen dürfte, faßte sie eines der aufwärts gebogenen starken Schnitzmesser, die auf der Hobelbank nahe der Tür lagen, wie einen Dolch und stieß es ihm in der Hoffnung, ihn abzulenken, in die erhobene Schulter, die das offene Hemd kaum bedeckte.

Die ungeübte Hand und die ungeeignete Waffe ließen den Stoß nicht zu tief gehen; aber die Muskeln waren in breiten Bündeln durchschnitten und der Arm hing kraftlos herab. Ein Blutstrom tränkte das Hemd.

Da warf Dorothea das Messer weg und brach, entsetzt über sich selbst, weinend zusammen. Sie sah, wie sie bei hellem Bewußtsein die Tat einer Wahnsinnigen begangen, und ihr schauderte; wußte sie doch daß es eine leblose alte Vogelscheuche war, um die sie sein Blut vergossen.

Man brachte sie für die Nacht in Gewahrsam und am andern Tag, da Martin Gläßer und Frau Marianne ein gutes Wort für sie einlegten, in die Irrenanstalt der Stadt.

Die Ärzte vermochten nicht das leiseste zu entdecken das eine Trübung ihres Geistes hätte vermuten lassen.

Nach kaum drei Vierteljahren, während welcher man sie in Beobachtung hielt, starb sie, schmerzlos dahingenommen von der Krankheit ihrer Kindheit, welche die Sonne von Mammolshain gnädig in ihr niederkämpfte solange sie ihr geschienen hat.

UNSTERBLICHKEIT

Nicht mehr frage was dir fromme:
Meer und Himmel stehen offen
und die Erde läßt dich hoffen
daß sie liebend zu dir komme.

Während des großen Krieges lag in dem Schlosse van Beveren in Flandern, im Innern des Landes aber nicht gar weit von der Secküste, eine Zeitlang eine deutsche Fliegerabtheilung oder Jagdstaffel, wie man sie damals schon nannte. Als der Führer der Staffel von dem Schlosse Besitz ergriff, ließ er dem Herrn van Beveren durch seinen Adjutanten sagen, es seien für seine Offiziere im Schloß soundso viele Zimmer zu stellen. Ob auch für den Kommandeur, fragte der Schloßherr. Der Adjutant vernichte; der Staffelführer habe noch nie einen Raum in einem Hause beansprucht, da für ihn sein eigenes Zelt auf dem Flugplatz hergerichtet werde. Ob sonst noch Wünsche wegen des Hauses seien, fragte der alte Herr. — „Nein.“ — Ob er wegen der Einrichtung des Flugplatzes mit dem Staffelführer werde reden können. — Der Offizier bezweifelte das. Es würde alles angcordnet.

Diese Art verdroß die Tochter des Schloßherrn, Demeter van Beveren, eine schöne und im Rufe maßlosen Stolzes stehende Person, die mit ihrem Vater und wenigen Leuten allein noch auf dem weiten Anwesen hauste und den jugendlichen Adjutanten an der Seite des Vaters sitzend mit empfangen hatte. Der Leutnant schien ihr denn doch sehr jung. „Es wäre wohl allershand zu besprechen“, sagte sie ohne sich zu erheben; „die Saaten sind nirgends reif für den Schnitt; die

Herden laufen auf den Koppeln; es braucht nicht alles sinnlos zerstört zu werden, vielleicht läßt sich manches retten.“ Der Offizier verbeugte sich leicht. „Ich glaube nicht daß etwas zu retten ist was fallen muß. Mehr wird nicht fallen. Sie erfahren das. Verhandlungen darüber sind unmöglich. — Außerdem kommt es auf diese Dinge nicht an.“ Er grüßte leicht, gemessen und ging.

Der Adjutant hatte die letzten Worte — daß es auf diese Dinge nicht ankomme — seltsam düster und ablehnend gesprochen. An der Front die vor ihnen lag tobten die erbittertsten Kämpfe. Das hatte er damit sagen wollen. Aber er war nicht verstanden worden. Das Fräulein van Beveren schäumte vor Zorn und Verachtung. Besonders daß sie den Mann nicht selbst zu sehen bekam der so dachte und handelte, verdroß sie und traf ihren Stolz. Denn aus dem Abgesandten sprach doch wohl nur der andere.

Während Demeter ihren Vater verließ und sich den mehrfach gewinkelten Schloßkorridor entlang nach ihren Gemächern begab, blieb sie vor sich selbst betroffen plötzlich einen Augenblick stehn. Sie ertappte sich darauf daß Zorn und Empörung, die sie eben noch in Wallung gebracht hatten, sie wie der Schein falscher Steine wenn sie nicht mehr grellestem Lichte ausgesetzt sind verließen. Wenn sie wahrhaft war, mußte sie bekennen daß sie vielmehr wie eine Betrübte und Enttäuschte dahinging. Und Demeter war wahrhaft. Sie hatte ein eigentümliches Gefühl verspürt, dem Manne gegenüberzustehn, der für sich und seine Truppe Ruhm auf Ruhm türmte, dessen Name bekannt war bis in die Reihen der feindlichen Heere, der in unsichtbaren

Höhen Jagd auf einen Himmel von Gegnern machte, sie in seinen Geschoßstrom zog, aus unheimlicher Nähe abnickte wie ein Wild und danach fallen ließ. Sie bemerkte daß sie seit der Ankündigung, das Schloß würde mit der berühmten Jagdstaffel belegt, welche Ankündigung dem Herrn van Beveren am Abend des vorangegangenen Tages geworden war, in einer gespannten Erwartung gelebt hatte. Diese Entdeckung ließ sie einen Augenblick still stehn.

Als Demeter ihre Zimmer betrat, fand sie dort Gulula, ihre Freundin und Vertraute, die von Kindheit an im Hause war und ihr seit Jahren kleine Dienste leistete. Sie schleppte den einen Fuß infolge einer angeborenen Hüftlähmung ein wenig nach und konnte, da sie wegen dieses Leidens in allem etwas schwank und gebrechlich gebildet war, nur einer häuslichen Beschäftigung nachgehn. Die alte Frau van Beveren hatte dieses Mädchen, obgleich es wohl vier Jahre jünger war als Demeter, dieser, ihrem jüngsten Kinde und der einzigen Schwester einer Reihe erheblich älterer Brüder, in sehr frühem Alter zur Gespielin gegeben, ja fast wohl nur als ein verständiges zartes Spielzeug anvertraut und sie im Schloß aufgenommen. Nach dem Tode ihrer Mutter machte Demeter mehr und mehr und nicht ohne den schönsten Grund eine Schwester aus ihr. Jetzt gar: ihre Brüder standen im Feld und kämpften drüben im belgischen Heere; keine Nachricht drang je von ihnen herüber; der Vater war still und unnahbar geworden; die Größe und Unerbittlichkeit des Krieges, oft so nahe vor sie hingestellt, hätte nicht einmal ihre stolze Selbstherrlichkeit ohne ein

Wesen ertragen das ihr wie ein Geschwister zu Hilfe kam.

„Nun! wie war er?“ rief Gudula ihr entgegen. „Nichts: war er,“ antwortete Demeter; „er war gar nicht beim Vater. Einen blutjungen Offizier haben sie uns geschickt —. Komm her, Blom,“ rief sie in einer komischen Wut und Anklagesucht einem großen Jagdhund zu, der im Zimmer war, „hör' dir das mit an,“ und als die Hündin sofort zu ihr hintrottete: „hör' dir das mit an: einen blutjungen Hund von Offizier haben sie uns geschickt. Aber gut abgerichtet“; und sie klopfte die Hündin die zu ihr emporsah mit der flachen Hand. Gudula lachte. Aber da sei nichts zu lachen, klagte das Fräulein in einer sich über sie senkenden Traurigkeit halb zu ihr und halb zu dem Hunde, den sie nicht aufhörte zu liebkosen; „die Ernten werden fallen vor der Zeit, das Vieh wird von den Weiden gejagt, die Einfriedigungen niedergelegt und manches andere noch. „Auf diese Dinge kommt es nicht an“, läßt er uns sagen. — Ich weiß wohl daß es sein muß; aber Gott mag wissen was alles uns angetan werden soll. Ich gäbe etwas darum, wenn ich ihm Aug' in Auge gegenüberstände.“ — „Du willst ihn nur demütigen“, sagte Gudula; „— wie alle.“ — Demeter schwieg.

Während dieses Gespräches war der Adjutant zu seinem Kommandeur gestoßen, der in den Äckern und Weiden umherging um zu sehen was für die Einebnung und Herrichtung des Flugfeldes zu geschehen habe. Warum er diesem Platze den Vorzug gab vor anderen, deren mancher schon eingerichtet war, hätte schwer jemand sagen können. Er tat was ihn sein Instinkt

hieß. Er hielt diesen Platz für gut, hatte ihn ausgesucht, vom Flugzeug aus und nach der Karte. Das bestand vor jeder Instanz.

Es war ein nebliger Morgen. Den ganzen Tag zuvor hatte es schwer geregnet. Jetzt stand die Erde in einem silberigen Dampfe. Denn die Sonne drückte sich durch die weißen Lagen. Auf den Äckern sprang ihr Licht schon von dem fetten Braun zwischen den jungen Rübenpflanzen flammend zurück; die dicken fleischigen Stauden der Pferdebohnen flammten blau wie ein dichter Pelz; die Getreidefelder waren grüne gedrängte Meere gespitzter Flammen. Kühe brüllten unsichtbar aus dem Nebel, ganz nah bald und bald ganz fern. Auf anderen Koppeln wanderten sie schon wie dunkle Berg Rücken durch das Silber. Alles strotzte von Reichtum, Saft und Gesundheit.

Vor Ablauf von zwei Stunden wußten der Herr und das Fräulein van Beveren: alle Felder innerhalb eines unregelmäßigen Vierecks nördlich des Schlosses werden abgemäht. Die Koppeln und Weiden innerhalb besagten Vierecks sind zu räumen; die Einfriedigungen werden beseitigt, die Pfosten aus der Erde genommen. Gräben werden eingeebnet. Die große Buchengruppe, inmitten jenes Vierecks stehend, wird umgelegt. Die unter den Bäumen befindliche Grab- oder Gedenkplatte kann an ihrem Ort verbleiben. Sie wird durch einen Bohlen- und Erdbelag geschützt werden. Sie ist ebenso wie das darunter befindliche Grab durch die landenden oder aufsteigenden Flugzeuge nicht gefährdet. Es bleibt anheimgestellt, die in dem Grab beigesetzten Särge bis Mitternacht nach der Kapelle des

Schlosses zu überführen. Die vom Schloß zu der Buchengruppe geradlinig verlaufende Allee wird bis zu hundert Meter an das Schloß heran rasiert.

„Es ist das Grab meiner Mutter“, schrie das Fräulein van Beveren in tiefster Entrüstung und bleich vor Entsetzen. „Sie können versichert sein daß es unverehrt bleibt“, sagte der Adjutant, der den Befehl verlas, bestimmt. Er zog eine Karte hervor, stellte sich neben den alten Herrn und fuhr mit dem Finger eine mit blauem Stift eingezeichnete Linie entlang: „Viereck“, sagte er, da er merkte daß Herr van Beveren mit den Augen folgte; „Felder — Buchengruppe“ (ein blauer Kreis) „— Allee“ (ein Strich). Die Viehkoppeln schienen nicht der Erwähnung wert.

Der Offizier grüßte und ging. Vater und Tochter standen sprachlos. Gudula, die damit beschäftigt war das benachbarte Zimmer für Demeter einzurichten — man hatte beschlossen für die Offiziere der Staffel einen Teil des Schlosses ganz zu räumen und sich hier zusammenzudrängen — trat leise ein, bleich und besorgt. Sie hatte den Aufschrei des Fräuleins gehört und erriet unschwer, um was es sich handelte.

Demeter, von Schmerz und Zorn zugleich gewürgt, bis ins Mark ihres Stolzes verwundet, fand gleichwohl zuerst die Stimme wieder. Sie brachte die Worte kaum von den Lippen. „Die Felder,“ sagte sie, „mein Gott, es sind nicht gar viele. Das ist das Wachstum eines Jahres. — Das Vieh mag sich zusammendrängen: das ist nichts. — Aber die Bäume. Die ehrwürdigen alten unschuldigen Bäume! Dieser süße heilige Dom über dem Grab meiner Mutter! Nur ein Barbar, ein Grab-

schänder, ein Scheusal ohne menschliches Herz, ein Verfluchter, ein wahrhafter Henker von Mensch kann die Axt an sie legen. Das ist nun der Mann dessen Ruhm der Krieg zu den Sternen schleudert! — Aber es darf nicht sein. Man muß etwas finden, es zu verhindern. Es muß gefunden werden.“ —

Nach einer Weile, da der Schloßherr keinen Rat wußte als den, den feindlichen Flieger aufzusuchen und in ihm durch die Vorstellung was er in diesem heiligen Platz zerstöre, Abscheu vor der eigenen Tat zu erwecken, hub das Fräulein wieder an: „Meine Brüder hätten das Recht mich zu erwürgen, wenn sie aus dem Kriege einst heimkommen und erführen, ich hätte nicht alles menschenmögliche getan; und wenn es die geringste Aussicht böte. Aber ich kann nicht gehn. Es ist zu schmachvoll!“ — „Du mußt dennoch gehn“, sagte der Vater sehr ernst; „gewiß, ich könnte gehn. Aber wir werden nur einmal die Gelegenheit haben zu sprechen. Frauen erreichen in solchen Dingen mehr.“

Er ließ ihr Zeit sich zu finden. Endlich sagte Demeter: „So werde ich also gehn. Gudula, ich schicke dich — ich habe niemand anderen den ich schicken könnte — zu dem Barbaren, ihn zu fragen, ob er mich anhören will. Die Schmach wenigstens will ich mir nicht antun, vor seinem Zelt zu stehn wie eine Bettlerin und dann nicht einmal Gehör und Einlaß zu erhalten. Und wenn ich dann nichts erreiche — eines werde ich erreichen: ihn demütigen. Es soll mir nicht umsonst nachgesagt werden, meine Schönheit sei von der Art, daß sie den Pöbel beleidige. Dieser Mensch ist Pöbel. Ich will ihn mit Blicken züchtigen daß er Ruten zu

spüren glaubt. — Wirst du mir die Freundschaft halten, Gudula?“ —

Ihr Gesicht veränderte sich. „Was ist das“, schrie sie plötzlich auf starr vor Entsetzen. Sie lauschten. Das schwere Ächzen langer Äxte drang dumpf zu ihnen herein. Sie traten ans Fenster. Da war die Zerstörung am Werk. Man hatte die Bauern des Dorfs herangeholt und angestellt. Arbeitertruppen standen wie durch einen Zauber aus dem Boden gestampft. In schiefer Reihe wie in einer Schlachtordnung über viele Felder zugleich gingen die Bauern von Beveren im Takt der Sensen. In der Allee fielen die ersten Streiche der Äxte und lange breite Sägen zischten heißer wie Schlangen. Angstvoll schauten sie nach der Gruppe der Buchen. Dort war es noch still. Die gesetzte Frist schützte sie bis zur Nacht. Gudula drehte die Freundin sanft vom Fenster weg zu sich um und küßte sie tränenden Auges auf heiße Wangen. „Sieh nicht hin,“ sagte sie, „ich bitte dich. — Ich gehe.“

Darauf sah man sie, eine anmutige etwas geneigte Lilie, in ihrem ziehenden Schritt durch die Allee gehn. Sie traf auf den Kommandeur am Rande des Platzes damit beschäftigt, letzte Anordnungen bei Aufrichtung seines Zeltcs zu erteilen. Das Zelt war tief in die Erde eingelassen; es ragte kaum höher über den Boden empor als ein großer Rundschild mit einer flachen Spitze wo sich in der Mitte die Taue trafen. Eine Anzahl Stufen führten zum Eingang. Der Flieger hatte einen langen Spaten in der Hand und hub neben dem Zelte einen Raum von wenigen Fuß im Geviert aus. Ein Mann stand dabei und hielt einen Pfahl mit einer kurzen

dünnern Querstange obenauf, auf der ein großer Bussard angekettet war. Der Flieger hielt in seiner Arbeit die der Unterkunft seines Vogels galt inne, als Gudula dem Rand der Ausschachtung sich näherte. Die Augen von seiner Beschäftigung aufhebend, lief sein Blick über sie weg in die Ferne. Das nahm Gudula großen Auges in sich auf. Sie entledigte sich ihrer Botschaft mit einem staunenden Schauer, ihn unverwandt anblickend. Der Offizier fand es nicht für nötig die Stufen heraufzukommen. — Das Fräulein käme besser nicht; denn es tue einen vergeblichen Gang. Doch habe er keinen Grund, ein Gespräch zu verweigern: „Gegen Abend; dann, wenn die Arbeiterkommandos von Tag und Nacht sich ablösen.“ — Ob bis dahin die Baumgruppe und das Grab unberührt blieben? — „Ja.“ —

Nach Anhörung ihrer Bestellung, schon während seiner Antwort hatte der Flieger seine Beschäftigung wieder aufgenommen. Demeter vernahm kaum aus Gudulas Mund die Gewißheit daß der Flieger in eine Unterredung willige, als sie, ohne dem Hergang und Verlauf des Besuchs weitere Beachtung zu schenken und die Erzählung der Freundin zu deren Erstaunen gar nicht abwartend, in sie drang: „Sage mir wie er ist? wie er aussieht? Ist er nicht ein Scheusal in Menschengestalt? spricht nicht Grausamkeit, Schändungswut, Verwilderung aus seinen Augen? Sage daß er grausam ist!“ — Gudula sagte nach einem seltsamen Besinnen, als ob sie auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen sei: „Nein! grausam nicht. — Nichts von dem; durchaus nicht. Ich wüßte schwer zu sagen was in seinem Blick ist; es ist — vielleicht kann man es wenig-

stens erraten lassen: er hat etwas von einer großen anderen Welt in seinen Augen.“ — Demeter schwieg auf diese Worte enttäuscht und nachdenklich. „Aber wie auch immer“, fuhr Gudula nach einer Weile fort; „Du wirst — nicht — gehn? Versprich es mir!“ Vorsichtig, forschend, wie in einer unheimlichen Bedrückung sah sie Demeter an.

Diese erstaunte: „Ich muß“, sagte sie einfach; „wer sagt daß er gegen mich unerbittlich ist? Es heißt gerade das Äußerste nicht versuchen, wenn ich nicht gehe; und das Äußerste muß versucht werden.“ — „Das Fräulein käme besser nicht“, hauchte Gudula und ihre Stimme füllte sich mit Schauer und Flehen; „so sagte er; und ich sage dir das gleiche: das Fräulein käme besser nicht! Geh nicht, Demeter! Ich beschwöre dich, geh nicht! Geh nicht!“ und mit einem Ausdruck fast wahnsinniger Angst fiel sie vor Demeter hin, warf das Gesicht in ihren Schoß und umklammerte weinend ihre Knie. „Was ist dir?“ fragte Demeter besorgt ohne die leiseste Spur zur Quelle dieser Erregung. — „Es ist ja alles vergebens“, seufzte Gudula. — „Was ist vergebens?“ fragte das Fräulein; „das ist es nicht, was dich quält.“ — „Ich wünschte, du sähest ihn nie. Niemals!“ — „Aber warum nur nicht? meinst du, er werde mir etwas zuleide tun?“ Da sah Gudula aus dem Schoße auf, ihr ins Gesicht, und das rührendste Flehen war in ihrem Blick. Sie faltete die Hände: „Es gäbe ein Unglück. Es gäbe ein Unglück dein Leben lang.“ — Demeter schüttelte den Kopf. „Wie das? Warum? Hast du um mich Angst? Meinst du auch nur, er würde wagen mich anzurühren?“ Aber Gudula schwieg; trotz

vorsichtigster Fragen war nichts aus ihr herauszubekommen.

Gegen Abend, als dumpfer Marschtritt vor den Fenstern die Ankunft neuer Arbeitstruppen meldete, machte sich Demeter zu ihrem Gang auf. „Komm, Blom!“ rief sie ihrem Hunde, „du hast noch keinen an mich herangelassen.“ Die Hündin bellte zwei Mal verstehend und ging an ihre Seite. Das Herz blutete Demeter als sie durch die Allee schritt, in der eine schaurige Lücke klaffte; bis hinauf zu den Buchen um das Grab. Die Bäume der Allee lagen nach außen vom Wege umgelegt bei ihren weißen Stümpfen; die Felder waren abgemäht, die Früchte regellos abgefahren. „Für die Schweine“, dachte Demeter bitter. Das Vieh, dies wandelnde Leben der Weiden, war verschwunden; die Koppeln waren herausgerissen, die Pfähle und Stangen der Umfriedung in die Gräben geworfen, um sie rascher zu füllen; Erde darüber hin. Einzig die Gruppe der Buchen, weit draußen, stand noch aufrecht. Aber sie war schon eingekreist von Verwüstung.

„Wenn ich nur ein Wort fände das seine Schandtat ganz ausspricht! Wenn ich nur einen Fluch fände so fürchterlich daß es ihn schaudert!“ dachte Demeter und ihr Stolz ließ es zu daß sie sich vorstellte, sie werde ihm abtrotzen was er ihr nicht gewähre. „Er schändet die Erde!“ sagte sie dann wieder vor sich hin, da es sie nicht losließ. „Er ist der Erde nicht wert! Selbst als Leiche nicht. Ich wünschte, er stürzte ins Meer.“ In einer hämmernden Erregung langte sie vor dem Zelte an.

Auf der angeschauelten Böschung saß der Adjutant und sah Befehle durch. Als er Demeter bemerkte

sprang er zum Eingang des Zeltcs. „Das Fräulein van Beveren“, hörte sie ihn hinunter rufen indem er die schließenden Zeltbahnen auseinanderhob. Eine Antwort vernahm sie nicht; sie mußte indes gleichwohl gegeben sein, denn der junge Offizier hielt mit einem Blick auf sie das schwere übereinanderfallende Leinen des Eingangs hoch empor, das Fräulein schlüpfte hinein, einen Augenblick blieb der Flügel offen, dann schloß sich das Zelt.

In jenem Augenblick aber, währenddessen Demeter, den hellen Abend hinter sich, in dem emporgeschlagenen Zelteingang stand, fuhr der Blitz aus eines Mannes Auge aus der Tiefe in den Himmel hinauf. Dieser Blick ergriff den ganzen Himmel: nur die unendlichen Fernen gingen ihn an. Er ging über Demeter hin und sie war nichts als ein winziger kleiner Punkt, ein Stäubchen in der Unendlichkeit die dieser Blick umfaßte. Die Erde und alle Dinge auf ihr waren nichts als kleine kindliche Notdürftigkeiten, eng herum gestellt zum täglichen Gebrauch; viel zu nahe für dieses Auge, das den Himmel vor sich hin hielt wie Gott die Ewigkeit. Es stieg in ihr auf was Gudula gefühlt hatte, da sie sagte: ich wünschte, du sähest ihn niemals. Demeter schauderte. Da fiel das Zelt zu.

In der halben Helle des Raumes, die die nach oben gerichteten biegsamen Fenster erzeugten, sah sich Demeter dem Flieger gegenüber, der seinen Blick zurückfiel. Er stand in einem schweren halboffenen Hemd über weit herunter reichenden englischen Kniehosen ohne alle soldatischen Abzeichen inmitten des Zeltcs, den Bussard den er von der Stange hereingenommen

hatte auf seiner behandschuhten Linken. Da der Vogel vor dem Hunde an Demeters Seite unruhig wurde, beruhigte er ihn mit ein paar Strichen der freien Hand ohne das Fräulein aus den Augen zu lassen. Er begrüßte sie nicht, forderte sie zu nichts auf, ließ sie stehen; aber es war nichts Geringschätziges oder Achtloses in seiner Art. Er durfte alles was er tat, schien an nichts gebunden, war so sicher in seiner Freiheit daß er sich an nichts hielt.

Demeter rang nach Fassung; sie rang danach, auch nur ein Gran Gewicht wieder zu gewinnen vor den Augen dieses Mannes, der sie eben in ein Nichts verwandelt hatte. Um nur irgendwo einen Anhalt zurückzuerobern für den Grund ihres Hierseins — denn sie wußte nicht mehr wieso sie eigentlich hier stand — versuchte sie sich zu erinnern. Sie tastete sich gleichsam mühsälig aus seinem Blick in die Welt zurück. Endlich fiel ihr das Grab ihrer Mutter ein. Da senkte sie den Blick und Tränen füllten ihre Augen. ‚Was soll das hier? Was sind einem Mann, der die Himmel beherrscht, Gräber und Bäume? Ihm, der sich jeden Tag der Unendlichkeit des Raums und des Todes zugleich gegenüber sieht, was gilt für ihn anderes als dieses? Er hat andere Maße als wir.‘ — Wo war nun ihr Stolz? wo war ihr Ertrotzen? wo war der sinnlose Fluch den sie ihm zgedacht? wo war die Demütigung die sie ihm antun durfte?

Scham riß ihr Haupt nach vorn. Alles zerbrach. Der Umsturz, die Entwaffnung ihres Innern waren so vollständig und plötzlich daß sie sich wie aus einer unfäßlichen Höhe in eine unfäßliche Tiefe stürzen fühlte

und im Fall vergingen ihr die Sinne. Sie wankte und mußte einen Schritt vorwärts tun um sich zu halten. Da sprang der Mann, ihre Erschütterung gewahrend, indem er den Vogel mit dem Handschuh zugleich von seiner Faust streifte, in ein paar raschen Schritten an ihre Seite. Er fing den vorgestreckten Arm auf und ließ ihn auf seiner Hand ruhen. In der unsagbaren Schwäche die sie anwandelte, in der furchtbaren Demütigung und Vernichtung die sie erfahren, fühlte sie dankbar die rettende Berührung. Sie nahm sie hin wie die erste lindernde Wohltat nach einem zerschmetternden Sturz. Aber ihre Anwandlung war so groß daß sie, auch der geringsten Stütze bedürftig, tastend mit den Spitzen ihrer freien Hand den Kopf des Hundes suchte, der an ihren Knien stehend zu ihr aufsah.

Und wie einen süßen schweren Trank, seltsam dargereicht von der Abgeschlossenheit des Raumes und der Gewalt des Mannes, trank ihr fraulichs Herz das erstemal in ihrem Leben das Labsal des Unterliegens vor dem Überlegenen. Ihm zur Seite, seiner Kraft und Männlichkeit ausgeantwortet, seinen sie zart haltenden Händen vertrauend, fühlte sie sich ihres Stolzes, ihrer Unnahbarkeit, ihrer Kälte, ihrer Verachtung ledig wie einer Koppel von Fesseln, deren Schneiden man erst empfindet wenn man davon befreit wird. Von ihrer Haltung, ihrer Schönheit, der Tiefe ihrer Erschütterung getroffen, strich der Flieger ohne Scheu aber auch ohne Arg und andere Absicht, als nur ihr wohlzutun, sanft über den entblößten Arm, ihre Schläfe und ihr Haar. Da hob sie, die noch nie die leiseste Zärtlichkeit eines Mannes erduldet hatte, in dieser Berührung das Haupt

langsam nach hinten über und stand mit geschlossenen Lidern und halbgeöffneten Lippen hingegeben unter seinen ruhigen sichern Händen. Sie legte ihre Hand auf die seine, die ihren Arm hielt, und fühlte Ruhe und Kraft zurückkehren. Nach einer Weile erwachte sie gleichsam in ein leises beglücktes Erschauern, richtete das Haupt auf und sah dem Offizier mit einem fast unmerklichen Lächeln über sich selbst und ihre Lage voll ins Gesicht. Dieser, durchaus nicht gesonnen, eine Situation auszunutzen oder zu verlängern, in die das Fräulein sicherlich weder absichtlich noch leichtsinnig geraten war, ergriff zu ihrer Hilfe zuerst das Wort: „Sie kommen, um für unschuldige Bäume zu bitten; aber —.“ Demeter schüttelte sanft den Kopf, so daß er sich unterbrach. „Nein,“ sagte sie noch immer mit dem gleichen befremdeten Lächeln, „es ist jetzt nichts mehr. Nichts von dem womit ich kam ist geblieben. Das ist alles verschwunden. Meine Einwände haben keinen Bestand. Ich habe nichts von Ihnen zu bitten.“ Sie entzog ihren Arm seiner Hand, ergriff den Ring am Halsband ihres Hundes und wandte sich langsam um. Der Offizier hub das Zelttuch empor, geleitete sie die wenigen Stufen hinauf und entließ sie. „Wegen des Grabes können Sie unbesorgt sein; ich lasse es sicher abdecken“, sagte er als sie an ihm vorbeiging. „Ich danke Ihnen“, sagte Demeter still.

Als sie dem Schloß wieder zuschritt, kam die Folter ihrer Selbstaufgabe freilich nach. Ein Heer von Selbstvorwürfen stürzte sich über sie hin. Unmut über sich, die Unmöglichkeit sich je zu rechtfertigen, ja überhaupt je Verständnis für die Unterlassung jedes Ver-

suchs vor ihrem Vater oder später vor ihren Brüdern zu finden, bedrängten sie. Sie warf sich Unbeständigkeit, Feigheit, Unterwürfigkeit vor. Sie würde das erstmal in ihrem Leben lügen müssen. Wie sollte sie irgend einem Menschen auch nur verständlich machen was ihr begegnet war. Niemand würde ihr diese Lächerlichkeit glauben. — Die Tränen traten ihr in die Augen. Sie ging geduckt, rasch, ängstlich; als ob man hinter ihr herschösse. Im Treppenhaus des Schlosses streifte sie an einem Spiegel vorbei und schaute hinein ob sie es sei. Es war ihr unbegreiflich daß sie es war. Das war alles so zerstörend und zerreißend, schmerzend und zugleich lächerlich und beschämend.

Beim Betreten ihres Zimmers blickte Gudula sie unruhig an. Demeter schloß die Thür und lehnte sich erschöpft mit Schultern und Rücken dagegen, sich mit beiden Händen und gespreizten Fingern gegen das Holz stützend. Eine Bitterkeit ohnegleichen stieg in ihr auf. Sie sah Gudula weh an und schüttelte langsam das Haupt. „Nichts!“ sagte sie traurig; „nichts! ich habe es nicht über mich gebracht. — Ach! Gudula,“ schrie sie plötzlich auf, „so hilf mir doch!“ Und vornüber stürzte die stolze Frau weinend an den Hals der viel schwächeren, die sie in ihren Armen umfing. Dort, ihr Gesicht auf die Schultern der Freundin drückend, tobte sich ihre Erschütterung aus. „Ja,“ schluchzte sie, „ja! sein Blick ist schrecklich!“ Sie hatte den Kopf erhoben und sah Gudula hilflos an; und indem sie das Haupt der Freundin zwischen ihre Hände nahm, küßte sie tausendfältig unter ihren gestammelten Worten ihre Lippen. „Ich wurde ja zu nichts vor ihm“, fuhr sie

unter Küssen fort. „Ich verging ja“, und sie wußte sich nicht genug zu tun mit den inbrünstigsten Küssen, in denen sie die Freundin erstickte und sie mit Tränen benetzte. Gudula wußte nur zu gut daß nicht ihr diese wilde unwissende Leidenschaft auf ihrem Munde galt. Sie hatte alles vorausgesehn.

„Du liebst ihn!“ sagte sie leise.

Demeter fuhr zurück. „Das wagst du auszusprechen?“ fuhr sie auf. „Du wagst zu sagen daß dies wahr sei?“ Sie stöhnte vor Schmach und preßte die geballten Fäuste vor die Augen. „Das darfst du sagen?“ begann sie von neuem zu klagen. „Ein Hergelaufener. Ein Fremder, von dem ich nichts weiß und wissen will. — Wo sind seine Untaten denn nur hin daß ich sie nicht auf ihn häufe? Ist das nun alles nicht mehr wahr daß er ein Mörder ist und Schänder alter ehrwürdiger Bäume, ein Schänder der Erde, ein Feind? Und diesem Menschen ließ ich meine Hand! Er durfte mich berühren, meine Schläfe, mein Haar streicheln! Nicht einmal mein Hund wehrte es! Ist es denn nicht genug daß die Himmel ihm gehorchen? Ist er denn auch Herr über die Erde und ihre Geschöpfe? Ist er mein Herr daß er das durfte?“

Gudula schwieg. Nach einer Weile sagte Demeter sich zusammenraffend: „Das ist alles Unsinn was du da redest. Es ist unmöglich. Er ist mein Feind. Ein Fremder, schrecklich und unbeugsam. Es darf nicht sein!“ Aber wenn sie sich auch mit diesen Worten wiedergewann, sie konnte es nicht hindern daß sie sich im tiefsten doch nicht von ihren Gefühlen zu trennen vermochte: „Ja wenn Frieden wäre“, sagte sie träumend vor sich hin, fast glücklich in dieser Vorstellung. Gu-

dula fand es das beste, die Gefühle Demeters in diesen versunkenen Sehnsuchtshafen einlaufen zu lassen und sagte: „Ich gehe jetzt, deinen Vater zu benachrichtigen daß du bei dem hartherzigen Flieger nichts erreicht hast, daß indes die Gewißheit der Unversehrtheit für das Grab bestehe. Eine Überführung der Toten sollte man wohl unterlassen, wenn du sie nicht wünschst.“ Demeters Gedanken wandten sich zu den Bäumen und dem Grab. Sie gab wehmütig ihr Einverständnis. „Wir werden junge Buchen pflanzen, die Brüder und ich“, sagte sie und weinte sich, nicht mehr wissend ob ihre Tränen ihrem Schicksal oder dem Heiligtum galten, in Schlaf.

Am andern Morgen ließ der Flieger Gudula kommen. Man hatte die ganze Nacht gearbeitet. Die Buchen waren verschwunden, die Stämme abgesehleppt, die Wurzeln der Bäume allenthalben herausgesprengt, Löcher und Unebenheiten eingeebnet. Gewaltige Walzen, in vielfacher Folge über das weiche Erdreich gezogen, hatten aus der Landschaft eine öde glatte Tenne gemacht, in die Gras und Stoppeln eingewalzt waren wie in einen Teig. Der Grabstein lag unter seinem Holzbelag und gewalzter Erde, gleichen Gesichts wie das ganze Land.

Es war ein leuchtender Tag. Der Himmel glänzte in hartem unerbittlichen Blau. Auf dem Platz schwirrten die Propeller zahlloser Flugzeuge die während der Nacht mit ihren Offizieren gelandet waren und zu neuem Aufstieg und Kampf in Ordnung gebracht wurden. Der Staffelführer stand nahe dem seinen, in voller Anrüstung, den schweren Flieger-

hehn unter dem Arm, als Gudula hinzutrat. „Sind Sie die Vertraute des Fräuleins?“ fragte er kurzerhand; „ich meine so vertraut daß Sie ihr ein Wort überbringen dürfen?“ Gudula verneinte es nicht. „Dann sagen Sie dem Fräulein,“ sagte er und machte eine schwere Pause: „— es solle mich vergessen. — Ich stehe mit beiden Beinen im Krieg. — Niemand kann wissen, ob er davonkommt.“ Er sprach noch etwas mit einer Bewegung zum Himmel, aber die Worte waren unhörbar. Denn der Propeller seines Flugzeugs wurde angeworfen; ein rasendes Zittern befiel das Flugzeug. Gudula stand in einem sausenden Windstrom, man hieß sie zurücktreten, der Flieger schwang sich in seinen Sitz und nach wenigen Augenblicken erhoben sich acht Flugzeuge fast gleichzeitig daß die Luft dröhnte.

Seit diesem Tage wüteten an der flandrischen Front durch Wochen und Monate jene atemlosen Schlachten, in denen sich die äußersten Kräfte von Völkern gegeneinandersetzten. Tag und Nacht ging der Kampf und Erde und Himmel erzitterten in gleicher Erregung. Die Kampfstaffel der Flieger häufte Ruhm auf Ruhm. Wo sie erschien, beruhigte sich der Himmel auf ein paar Stunden über den Heeren der Deutschen. Da und dort, allenthalben, kaum von der Erde mit dem Auge rasch genug zu verfolgen, verstummte das stählerne Surren und Zittern gespannter Flügel, Flammen schlugen aus dem Leib der Flugzeuge und senkrecht stürzten die Gegner zur Erde. Der Himmel war wie aufgeräumt und die deutschen Kampfflieger erneuten an andern Stellen ihre Jagd. Denn wie ein Schachspieler sein kleines Brett, so beherrschte der Führer

der Staffel die ganze Weite des Himmels. Wie ein Würgengel war er hinter seinem Gegner und sandte ihm das Verderben zwischen die Flügel; keiner entkam, den er verfolgte, und keinem erlaubte er, die Erde lebend zu erreichen.

Die Zahl seiner Siege stieg in diesen Tagen ins Ungeheure. Demeter verfolgte sie begierig in den Heeresberichten. Sie allein vielleicht wußte daß nichts an seinen Taten vergrößert oder gefälscht sei, wie die Feinde meinten. „Seine Taten sind vor Sternen ausgebreitet“, antwortete sie ihrem Vater emphatisch, als er Zweifel äußerte, da sie nicht mehr denen eines Sterblichen glichen. Es war ihr Flieger, der das alles vollbrachte; es war ihr Flieger dessen Namen in aller Mund war, und wenn sie heimlich vom Fenster des Schlosses das Aufsteigen der roten Vögel betrachtete, folgte sie mit den Augen dem seinen, dessen Platz innerhalb der auffliegenden sie sich merkte, und sagte heimlich zu sich: das ist meiner. „Wie sollte ich ihn vergessen, und wenn er mir's tausendmal befiehlt?“ dachte sie bei sich. Gudula hatte ihr jene Botschaft, deren sie als Vertraute des Fräuleins gewürdigt worden war, treulich bestellt. Demeter ließ sich die Worte viele Male wiederholen wie ein Vermächtnis. Gudula gab auch die langen schweren Pausen wieder, die er zwischen die wenigen Sätze geschoben hatte. „Hätte ich ihm nicht das Gleiche sagen müssen?“ sagte Demeter. Sie türmte ihre Erziehung, ihre Volksangehörigkeit, Vater und Brüder, die Feindschaft der Völker, den Krieg, die Unschicklichkeit ja Sittenlosigkeit jeder auch nur äußerlichen Beziehung zwischen sich und ihm auf. Sie schien

ihrer selbst ganz sicher, ihn nie wiedersehen zu wollen, und vermied es leicht, ihm zu begegnen. „Wie kann ich ihn eigentlich lieben, da ich ihn gar nicht kenne!“ sagte sie unvermittelt zu Gudula, und da diese die Antwort schuldig blieb, fuhr sie fort: „Er braucht mir nicht zu sagen, ich solle ihn vergessen. Ich liebe ihn nicht. Und also darf ich es bewahren und brauche es nicht von mir zu weisen daß ich ihn einmal gesehen. Ich werde nie seinesgleichen sehn.“ Zu solchen Worten seufzte Gudula tröstlich, lächelte und wußte es besser. Sie vergaß nicht die Küsse auf ihrem Mund und wußte daß es ein Zwielficht war, in das dieses klare Gemüt seine Gefühle versetzte, mochte es auch noch so mutig sein und noch so ehrlich gemeint.

Die Schlacht ging schon durch Wochen, die Siege des Fliegers steigerten sich mit der Unerbittlichkeit eines Gesetzes, als an einem Abend die Flugzeuge die mit ihm aufgestiegen waren ohne ihn zurückkehrten. Die Nachricht durchzitterte fast gleichzeitig die Heere der Deutschen und die der Gegner. Offiziere der zurückkehrenden Flugzeuge berichteten, sie hätten ihn auf der Verfolgung eines vor ihm hergejagten Gegners in sehr großer Höhe gesehen, als dieser plötzlich in schnurgerader Richtung dem Meere zu geflogen sei, der Würgengel immer hinter ihm. Man rief alle Seefliegerabteilungen, Küstenbesatzungen, Wachtschiffe, Flottillen, Torpedo- und Unterseebootstationen an. Von nirgends erhielt man die Nachricht daß er gesichtet worden sei. Man rief die Staffeln und Fliegerabteilungen der Front, alle Truppenteile an, verlangte Meldung über jeden Luftkampf des Tages, über jeden Flieger.

Er war nicht gesehen, nicht gefunden worden. Die feindlichen Berichte enthielten nichts: keiner rühmte sich ihn gefällt zu haben. Mit Bestimmtheit wurde behauptet, man habe an der Küste gegen Abend einen weit draußen in unsichtbarer Höhe über dem Meer spielenden fernen Kampf zweier sich antwortender Maschinengewehre gehört.

Die Erde hatte seinen Leib nicht vom Himmel gefordert. Dies ward Gewißheit. Während aber die Menschen ihn suchten, begrub das Meer den Leichnam des Helden und versenkte die Flügel die ihn getragen. Man erzählte sich, das Meer habe seinen Leib in einem ungeheuren Schweigen bestattet. Denn um die Stunde, da jener unsichtbare Luftkampf in der Höhe verstummte, sei eine unheimliche Stille in die Wasser gefahren und habe sie in eine lange schrecklich anzusehende Erstarrung versenkt, da selbst der leise Atem des Strandes ausgeblieben sei.

Als Gudula, die es zuerst erfuhr, Demeter die Nachricht vom Tode des Fliegers brachte, war es als ob sie zu Stein geförrc. Sie sank in einen Sitz und war starr und kalt wie eine Tote. Sie hatte keine Gebärde, kein Wort, keine Träne, nur eine Taubheit die allen Schmerz überbot. So saß sie stundenlang ohne Leben und verbrachte sitzend die Nacht. Am Morgen geriet sie plötzlich in eine dunkle Erregung und verlangte, sie wolle das Zelt sehn, als ob sie sich erst überzeugen müßte. Dort angekommen gewahrte sie daß der Bussard nicht da war. Wo der Bussard sei? Ein Bursche des Fliegers berichtete, der Vogel sei am gestrigen Abend auf unerklärliche Weise losgekommen, vielleicht auch nicht

angekettet gewesen, und sei in der Richtung nach dem Meer verschwunden. Hierauf gab sie es auf, das Zelt zu betreten wie offenbar ihre Absicht war. Sie hielt an sich und kehrte nach ihrem Zimmer zurück. Man solle ihr einen Wagen anspannen, sie wolle nach dem Meere fahren. Gudula redete es ihr aus; „was soll das helfen?“ fragte sie traurig. Demeter sah sie groß an: „Soll mir denn alles verwehrt sein?“ klagte sie auf. „Sein Vogel fliegt ihm nach und ich soll ihm nicht nachsterben dürfen? Wer soll das dürfen außer ich? Ach, Gudula! ich habe ihn ja doch geliebt! ich habe ihn doch geliebt!“ und sie warf sich, nun ihr Schmerz entfesselt war, in einem wogenden Krampf von Weh und Tränen an das schwesterliche Herz.

Nach Jahr und Tag kam dem Lande der Frieden. Die Brüder Demeters kehrten heim und mit ihnen die Freunde und Nachbarn. Das ganze Land hallte von Heimkehr und Wiedersehn. Schon begann man, das Erlebte fast gering zu achten. — Im Schloß van Beveren kam alles in die alte Ordnung. Felder und Ländereien wurden bestellt, Weiden neu in Koppeln eingeteilt. Gräben wurden gezogen. Eine junge Allee, frisch gepflanzt, noch ohne Blatt und Trieb aber mit vielen weißen Augen beschnittener Äste an den nackten Stämmen, zog sich vom Schloß nach dem Platz, wo die gefallenen Buchen gestanden hatten. Das Grab war von seiner Decke befreit und mit Blumen umfriedet; junge Buchen, noch an den stützenden Pfahl gefesselt, hatten die Geschwister im Kreise an die Plätze der alten gesetzt; jeder Baum sollte sich ausbreiten und so stark und ehrwürdig werden dürfen wie jene es gewesen waren. Als der Frühling kam, ertrank die Erde unter einem farbigen blühenden Meer und das silbrige Blau der Luft strich darüber hin. Die Mühlen eilten, sich im Winde zu drehen. Die stillen Wahrzeichen großer gespannter Segel zogen auf den reglosen Kanälen zwischen sanften Dämmen wieder durch das Land. Demeter war wie die Erde. Sie gab sich dem Frieden und dem Frühling, als ob sie zusammengehörten, still und glücklich hin. Alles gewann sich wieder und der Krieg rückte mit seinen Erschütterungen von ihr weg wie eine freudlose Gegend, die man durchquert hat, vor dem freundlicheren Bild das ein neuer Tag aufrollt. Der Anblick des so lange entstellten Landes aus ihren Fenstern, die jungen Pflanzungen, die Zuneigung

der Brüder, die ihr alle gnädig wiedergeschenkt waren, die alte Wohnlichkeit ihrer Gemächer, die stille genügsame Freude des Vaters versetzten sie in Rührung. Vieles gab es zu ordnen und zu bestellen, vieles neu ins Leben zu rufen. Sie beschied sich, glücklich zu sein.

Der Tod des Fliegers hatte den Krieg für sie in einen einzigen unaufhörlichen Greuel verwandelt, an dem sie nichts mehr unterschied. Das Heldenhafte war dahin. Alles war nur noch Vernichtung, Mord und Gemetzel.

Ihre Liebe bewahrte sie. In den ersten Zeiten nach dem unerklärlichen Verschwinden des Fliegers, noch geschüttelt von der Wucht der Tatsachen, folterte sie eine phantastische Reue; denn sie entdeckte eines Tages bei sich daß sich an ihm das Geschick erfüllte, das sie selbst ihm einst in jenem Fluche zugedacht. Sie schalt sich tausendmal darüber, geheime Verknüpfungen zu suchen wo unerforschliches und nicht durch sie wandelbares Schicksal herrsche. Aber es quälte sie dennoch. Fluch und Tod vermochte sie seit der Entdeckung in ihrer Vorstellung nicht mehr ganz zu trennen. Andererseits war sie recht eigentlich froh daß er nicht gefunden worden, daß er der Unendlichkeit des Meeres angehöre, die sie seinem Leichnam unbewußt in jenem Fluche zugewünscht hatte. Im Meere gehörte er ihr allein; dorthin wagte allein sie sich in Gedanken zu ihm, reuig und liebend. Die Einmaligkeit und Unvergleichlichkeit jener Begegnung, das einmalige Erfastwerden von einer unwiderstehlichen, sie beugenden und beglückenden Gewalt, wie sie es an sich erfahren, ruhte in ihr. Der Erinnerung daran hing

sie mit einer klaren Gläubigkeit nach, wie etwas das über allen Maßen menschlicher Rede und Gegenrede stehe, und verschloß den Toten in ihrem Innersten als einen stillen, selbstgewonnenen, unermesslichen Besitz, der viel zu groß und heilig war, daß nicht alles andere auf Erden neben ihm gar verträglich und nebensächlich hinlaufen und hergehen könne.

„Wie schnell doch alles vernarbt“, sagte sie, wenn sie mit Gudula langsam durch auferstehende Felder und Wiesen schritt, gefestigte neue Pfade über alten Grund.

Noch ehe der Sommer ging, reichte Demeter, glücklich und unbeschwert, Chales de V., einem ihrer Nachbarn, dem sie von Herzen zugetan war, ihre Hand. Auch er war nach dem Kriege heimgekommen. Ihr Stolz und frühere Überheblichkeit waren in jenen Erinnerungen begraben und gehörten nicht mehr in das neu herandrängende Leben; die Brüder schätzten und liebten Chales; die Nachbarschaft der Güter und alte Freundschaft befestigten die Vereinigung, die die Geschwister, einmal aufs bitterste getrennt, nun auf immer zu wahren gedachten.

Demeter zog in das Besitztum ihres Gatten ein, das nur eine geringe Strecke weiter nach der Küste gelegen war. Der alte Park, die Rhododendronwälder, die tiefen Umfassungsgräben beider Anwesen gingen ineinander über und die gleiche breite Straße, die geraden Weges durch das ganze Land dem Meere zulief, führte an ihnen hin.

In der Nacht aber, da sie sich dem Manne vernähelte den sie zu lieben glaubte, gewährte Demeter zwischen

Enttäuschung und Grauen, daß ein anderer sich in ihre Gedanken und Gefühle einmische, ein anderer sich in ihre Sinne, ihre Küsse, ihr Geben stahl; es war der, der sie einst zum erstenmal zärtlich berühren durfte, der sie hielt als sie schwach war, den sie gläubigen Sinnes in ihrem tiefsten Innern verschlossen wähnte. Demeter erstickte fast daran, nicht aufzuschreien vor Schauer. Der Mann, der an ihrer Seite schlief, der sie eben umarmt, dessen Hand sie noch hielt, hatte keine Gewalt über sie. Ein anderer, Toter, begann eine sinnliche Herrschaft, an den sie niemals sinnlich gedacht. — Sie zog ihre Hand vorsichtig aus der des Mannes, machte Licht und sah sich zitternd um, ob jemand hinter ihr stände. Nach einer Weile, da sie sich beruhigt glaubte, löschte sie das Licht wieder. Aber sie konnte nicht schlafen. Sie mußte immer an den Flieger denken. Sie machte die verzweifeltsten, ja lächerlichsten Anstrengungen sich zu befreien, versuchte sich in den Schlaf zu zählen und wiederholte fast vergessene Geschichten, die ihre Mutter ihr einst als Kind erzählt sie einzuschläfern. Sie kam nicht frei. Sie setzte sich auf, umfaßte ihre Knie und starrte frierend ins Dunkel. Als sie gegen Morgen dennoch einschlief, war der Flieger in ihren Träumen. Sie flog über das Meer, an seinen Arm gelehnt, und endete in einer blutroten kreisenden Unendlichkeit, die nach allen Seiten sich riesenhaft aus sich selbst ausrollte, bis ihr der Atem ausblieb und sie erwachte.

Nach Ablauf einiger Wochen folgte Gudula der Freundin in das neue Haus, wie es abgesprochen war. Sie fand Demeter in einer tiefen Traurigkeit. Sie saß

am Fenster, hielt Blom fest an sich gedrückt, streichelte den Hund unaufhörlich und blickte wie von Heimweh befallen in die Ferne. Gudula erschrak. Demeter wandte den Kopf und fragte, gleichsam mitten in ihren Gedanken betroffen: „Warum sagtest du eigentlich damals, es wäre mein Unglück, wenn ich den Flieger sähe?“ Gudula zitterte: „—weil“, sagte sie mühsam: „— da es doch dir galt — da es dich betreffen würde, habe ich ihn mit deinen Augen angesehen. Da fühlte ich daß, wenn ich du wäre, ich nie von ihm loskommen würde.“ „Du hast recht gefühlt“, sagte Demeter tonlos und wandte ihren Blick traurig wieder hinaus, daß es Gudula ganz ängstlich und beklommen ums Herz wurde.

Unterdessen trat Herr de V. ins Zimmer, heiter und unbefangen. Da er Demeter in solch seltsamen Traurigkeiten sah und Gudula bleich und bedrückt fernab an der Wand stehend, fragte er seine Frau: „Was ist dir? Habe ich dir unrecht getan?“ „Nein“, sagte Demeter und gab ihm beide Hände hin. Sie blickte ihn gütig an: „Du bist gut zu mir.“ Sie beschwichtigte ihn mit einem offenen Blick; denn sie war ihm ganz und aufrichtig zugetan. — Frauen muß man sich finden lassen, dachte Chales und ging seinen Geschäften nach. — „Ich will niemals ein ehrliches Wort gesprochen haben,“ sagte Demeter, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, „wenn ich je dachte, ich gehöre einem andern noch, und es nicht ehrlich meinte. Wenn mir einer gesagt hätte, ich tue unrecht und dürfe den Flieger nicht lieben wie ich ihn liebe, ich hätte ihn nicht verstanden. Man hätte mir ebensowohl sagen mögen, ich müsse

Gott aus meinem Herzen verdrängen.“ Nach einer langen Dürsterkeit sagte sie noch immer in der gleichen Stellung in die Ferne blickend: „Ist es so daß eine Frau einmal sich auf den Arm eines Mannes gelehnt haben soll, und sie gehört ihm auf ewig an? und ein anderes Mal begehrt sie, einem Mann alles zu sein, ergibt sich ihm für ihr Leben, und gehört ihm nie?“

Endlich erhob sich Demeter. Sie sagte sich, es müsse gelingen, das Andenken an einen Toten an den Platz in ihrem Leben zu verweisen der ihm zustehe. Sie liebte ihren Gatten und wußte es. Sie verdoppelte ihre Güte, ihre Zärtlichkeit, ihre Hingebung gegen ihn. Aber es war fast, als ob sie damit auch ihre Enttäuschung steigern.

So ging es durch Monate. Eine erste Schwangerschaft enttäuschte sie wie das Kind, das ihr folgte. Sie ließ es das Mädchen dem sie das Leben gab nicht entgelten; aber sie war weder beglückt noch unbeglückt, kaum berührt, wie wenn es gar nicht ihr Kind wäre. Eine zweite Schwangerschaft, die bald folgte, unterschied sich in nichts. Der Sohn ihrer Ehe stand ihr nicht näher als die Tochter. Es war, als ob sie an der Erschaffung dieser Kinder keinen Anteil hätte und mit einer stets gebändigten Wehmut sehnte sie sich nach dem Kinde, das ihr gehöre.

Anfänglich hatte sich Demeter in ihrem neuen Bereich geflissentlich und mutig in allerhand häuslichem und gärtnerischem Tun und Walten, Bestellen und Bepflegen erschöpft, mit Gesinde, in Haus und Hof, Gärtnern und Bauern sich zu schaffen gemacht und gewerkt, wie es dortzulande so schön heißt; aber all

das erwies sich, wie sie sich eingestand, nur als ein erzwungener Nothbehelf und vermochte keinen rechten Fug und Sinn zu gewinnen ohne ein Stück das ihr fehlte. Sie fand sich am Ende eines dergestalt umgetriebenen Tages doch ohne eigentliche Ruhe in Feld und Park umherschend oder von ihrem Fenster in die Ferne starrend.

In solcher Stimmung befahl sie eines Tages gegen Abend, ihren kleinen zweirädrigen Wagen anzuspannen, den sie nach Art und Sitte des Landes allein und ohne Begleitung zu handhaben imstande war, und fuhr ans Meer. Obwohl die Entfernung nicht groß war, hatte sie bisher den Anblick in der Bekämpfung der Erinnerungen die sie sich abverlangte und in einer inneren Ablehnung gemieden; wie wir wohl Orte die mit uns in eine besondere Beziehung geraten und uns erschüttern, nicht jederzeit besuchen mögen, sondern ehrfürchtig eine Zeit darüber hingehen lassen. Aber an jenem Abend siegte die Unruhe über die Scheu. Sie suchte den Weg aus einer sie bedrückenden Enge und fuhr, nachdem sie die Straße verlassen und vorgelagerte Dünen auf Sandwegen durchquert hatte, in ihrem niedrigen Gefährt, das tief zwischen den zwei großen Rädern hing, den Dünenhang hinunter bis auf den von der Flut noch feuchten Strand. Dort hielt sie herzklopfend ihr Pferd an. Denn als sie der unermeßlichen Ruhlosigkeit, die sich vor ihr auftat, zurollte, jauchzte etwas in ihr empor. Aber sie wußte nicht was es war. Ihr Auge leuchtete im Anblick der nicht endenden Größe und Gewalt, im Anblick einer majestätischen Unbezwingbarkeit und Ungeschlachtheit, die endlos

schien und doch gebändigt war in riesigem Bett und fernen unsichtbaren Ufern. Mit dieser Gewalt, mit dieser unfäßbaren Weite und Größe war er nun eins, den sie in ihrem tiefsten Herzen trug. Sie atmete tief und befreit, eine erhabene Beruhigung erfaßte sie, aufrecht und still saß sie lange, den Wagen gegen das Wasser gerichtet, und konnte sich nicht satt sehen.

Als sie endlich ihr Pferd wendete und langsam im Schritt heimfuhr, war sie wie von einem unglücklichen Zwang erlöst den sie sich ohne Not auferlegt zu haben schien. Sie kam nach Hause, warf dem Stallmann flüchtiger als sonst Pferd und Wagen hin und küßte Gudula, die sie an der Treppe erwartete, unter einem fast übermütigen Lachen den Mund.

Seit diesem Tage näherte sie sich unwissend wieder den Empfindungen die sie so tapfer verbannt hatte. Denn die Annäherung, vor der sie zurückgeschreckt wäre wenn sie sie erkannt hätte, verbarg sich unter einem Gefühl der Befreiung, der Zuversicht, der Hoffnung, eines stillen großen Halts, den ihr der Anblick des Unvergänglichen und ihre Gedanken gaben. Das kleine Tun des Tages fand seinen Sinn wieder. Sie war freudiger und selbst heiter. Während sie sich ihrem Gatten ohne es zu wissen mehr und mehr entfremdete, wurde sie dennoch ungezwungener, fast inniger in ihrem Umgang mit ihm.

Die Fahrten zum Meer wiederholte sie; bald nahm sie Gudula mit sich, bald fuhr sie allein; es waren immer Abstände dazwischen, als ob es Wallfahrten seien. Das Meer war kein am Wege aufgebautes Kapellchen für kleine törichte und tägliche Andachten.

Auch schwamm sie nie hinans oder betrat das Wasser. Einmal aber hatte sie sich an den Strand niedergesetzt. Der Wagen hielt fernab und Gudula war bei ihm zurückgeblieben. Die Wellen gingen sanft und leise und liefen in einem zarten Spitzengekräusel über den Sand. Eine, sich weiter vorwagend, benetzte ihre Füße und lief zurück. Da streifte sie Schuh und Strümpfe ab, warf sie rückwärts in den Sand und wartete auf eine zweite, die sich ähnlich verhalten würde. Nach einer Weile kam auch eine zweite und ein dritte, die ihre Füße und Hände und ein wenig von ihrem Leib in ein weißes Seammgewebe einhüllten und sich dann wieder zurückzogen. Demeter spürte eine kleine und sinnliche Lust. Sie sah über das weite Wasser hin und dachte, wie zart und gebändigt diese ungestüme Unendlichkeit sei daß sie die kleinen Wellen schicke, ihr wohlzutun. Da wurde es ihr plötzlich seltsam zumute. Denn einmal schon hatte sie einem überlegenen Wesen ähnlich gegenüber gestanden und es war zart mit ihr verfahren, als sie ihm erlaubte, sie zu berühren, sie zu halten, ihr wohlzutun. Die Entdeckung erschreekte sie; ein tiefer ernster Schauer ging über sie hin. Sie sprang auf und entzog sich dem Wasser, da eine stärkere, erregtere Welle herannahte. Sie griff Schuh und Strümpfe, lief eilig über den Strand zu dem Wagen und fuhr, das Pferd seltsam erregt antreibend, rasch nach Hause.

Zur Nacht in ihrem Bett geborgen, zürnte sie ein wenig und lächelte zugleich über sich daß sie einem sie überkommenden Gefühl eingebildeter Ähnlichkeit erlaubt hatte, eine solche Verwirrung in ihr anzurichten. Sie schlief beunruhigt und beglückt wie nach

einem anmutigen Abenteuer. Am andern Tag spürte sie eine unverhüllte Lust, mit ihren neuen Freunden, den Wellen, erneut ihr Spiel zu treiben, und dachte nicht mehr an den Flieger.

Als sie am Abend mit Gudula zum Strand fuhr, machte sie in der Nähe einer Mole halt, die im spitzen Winkel ins Meer hinauslief und während der Flut überspült wurde. Sie gedachte weit auf ihr entlang zu gehen, um so nahe wie möglich zu der Unendlichkeit vorzudringen. Gudula ließ sie am Wagen zurück, fand sich aber als sie draußen auf der Mole stand nicht eben weit von ihr, da nur eine schmale Wasserzunge, die zwischen der Mole und dem dahinter liegenden Strand hereindrang, sie trennte. Wie am Tag zuvor streifte sie Schuh und Strümpfe ab und ließ sich, die Mole im Rücken, an der nach dem Meere offenen Seite auf dem Sand nieder, der hier angeweht war.

Der leichte Wellengang, hier etwas dreister, bespülte und berauschte sie; ihr Blick versenkte sich weit hinaus ins Ferne, Sehnsüchtige; die Welt war hinter ihr verschlossen und sie in unendlicher Weite allein, als plötzlich das Meer beim Küssen ihrer Füße sich veränderte und in eine unheimliche Erregung geriet. Der leise Schlag der Wellen setzte aus; einen Augenblick verharrte die Flut unschlüssig und erstarrt. Dann lief ein Schillern über die Fläche, ein wildes Zittern befiel das Wasser und vor den entsetzten Augen Demeters stand mitten aus der Flut, weit draußen, eine furchtbare Welle auf, hoch und breit, von Schaum gekrönt und lief mit dunkeln ausgespannten Flügeln geradewegs auf sie zu. Demeter faßte sie in ihren staunenden

Blick, ihr Mund stand offen, ihre Finger umkrallten rückwärts greifend erstarrend die rundlichen Steine des Bollwerks. Da stand die Welle vor ihr: hoch aufgereckt. Gudula schrie vom Strande; aber der Schrei verhallte. Die Mole erzitterte, als die Welle am Fuße aufsetzte und mit einem Schwünge die Böschung hinaufsprang. Demeters Hände wurden von den Steinen los hoch über ihren Kopf gerissen, ihr Gewand zerriß in zwei Hälften von oben bis unten, ihr Rücken und Haupt schlug hart auf den gemauerten Wall. Die Welle ergoß sich, durchdrang, durchfeuchtete, durchblutete sie. Sie rauschte sich in ihre Sinne, packte, erstickte, erwürgte sie. Sie schlug sich in ihren Leib wie mit Fängen und hielt ihn hingestreckt, gefesselt, aufgegeben.

Als das Wasser zurücksank war es, als ob ein Abgrund ihn nachrollte. Aber die Welle kam noch einmal, gesänftigt, mit dem gelasseneren Atem des Meeres zurück. In einer langen zärtlichen Bewegung faßte sie die auf die Mole Gekrenzte, hob sie auf und trug sie sanft über den Steindamm hinweg zu dem vor der Flut gesicherten Strand. Dort auf gefeuchteten Sand weich gebettet verließ sie die Welle.

Demeter lag reglos, ihrer Sinne nicht mächtig, mit geschlossenen Augen. Gudula, unvermutet durch den Vorgang in die Nähe ihrer Herrin gelangt, schlich zaghaft hinzu, sah mit einem Blick daß sie unverletzt war und bemühte sich um sie. Da richtete sich Demeter langsam halb auf, stützte ihre Hände in den Sand und forschte nach dem Meere hinaus.

„Du hast alles gesehen?“ fragte sie matt.

„Alles“, sagte Gudula leise.

Demeter faßte ihre Hand, an der sie sich langsam erhob. „Dann wirst du schweigen,“ gebot sie und schritt schweren Ganges der Düne und dem Wagen zu. Gudula schlug die Hände vor das Gesicht. Sie weinte den ganzen Weg erschüttert und fassungslos, lange noch nachdem sie längst weit weg waren, und konnte nicht begreifen, wie Demeter so ernst und gefaßt dahinging. Aber wenn Demeter auch kein Wort von sich verriet: in ihren Augen war die Welle, sie war in ihren Sinnen und erfüllte ihre Gedanken.

Als sie in ihrem Hause angelangt war, wurde sie von einer Tage dauernden Erschöpfung niedergestreckt. Sie gebot Gudula, deren Pflege sie allein zuließ, den Fragenden zu antworten, sie sei von einer Welle auf der Mole erfaßt und umgeworfen worden. Alles andere sollte sie verschweigen. Sie selbst ward noch lange von der Wildheit und Gewalttätigkeit des Vorgangs überwältigt und durchschauert, nachdem die körperliche Erschöpfung von ihr gewichen war; und dann rief sie sich wie zu ihrer Beglückung die Sanftheit in Gedanken zurück, mit der sie, halb ohnmächtig schon, über den Steinwall hinweggehoben und auf den Strand gebettet worden war. Aber noch oft sagte sie zu Gudula, wenn diese zu ihr ans Bett trat: „es war doch schrecklich,“ und schloß die Augen.

In diesen Tagen kündigte sich eine neue Schwangerschaft an. Demeter weinte viel und still. Eines Morgens riß sie Gudula ungestüm zu sich nieder und an ihren Hals geklammert seufzte sie in einem von Hoffnung zerrissenen Glück: „Ach! wenn es dennoch sein Kind wäre!“ Unter Tränen versuchte sie Gudula zu halten.

Diese aber riß sich los. „Des Fliegers Kind? Das ist ja Wahnsinn!“ schrie sie hervor und blickte sie entsetzt an. — „Das ist kein Wahnsinn“, sagte Demeter. Und Gudula vermochte nichts zu antworten; hatte sie doch selber die Welle gesehn. Die Welle war in ihr. Gudula spürte dies schauernd und geängstet. Sie mußte es von nun ab in allem gewahren. Wenn Demeter sie ansah, fühlte sie es aus ihren Blicken; wenn sie ihre Hand auf ihre Schulter legte, mußte sie erfahren, daß sie schwer war von einem fremden ungeheuren und zugleich beglückenden Gewicht; wenn sie dahinschritt war es in ihrem Gang; wenn sie sich aufhob, in ihrem Erheben.

Als die Stunde herankam, in der sie ihrem Kinde das Leben geben sollte, geriet sie in eine sehnstüchtige Erwartung. Sie ordnete sorglich und zärtlich alles dafür, was sie bei ihren erstgeborenen Gudula überlassen hatte. Sie war wie mit Liebe begnadet: ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten. Von einer fast ungestümen Leidenschaft zu dem Geschöpf verschönt das sie zur Welt bringen sollte, gebar sie einen Sohn den sie in einer stürmenden Seligkeit an ihr Herz nahm. Sie hob ihn in ihren Armen empor und sah ihn bangend und glücklich an. „Wirst du mir je sagen, woher du kommst?“ fragte sie. „Wann wirst du zu mir sprechen, du kleine Unendlichkeit?“ Sie forschte in seinem kleinen Gesicht, besah seine Glieder und streckte sie messend und prüfend aus. Aber sie verrieten nichts. Stundenlang in ersten Wochen und Monaten las sie in seinen sich gestaltenden Zügen, suchte nach einem Zeichen, einer Deutung. — Sie überschüttete das Kind

mit Küssen; herzte es daß sie sich ihres kindlichen Tuns fast schämte; sie trug es umher wie ein Heiligtum das sich ihr offenbaren würde. Wenn es auch keines ihrer Worte verstand, so erzog sie es doch, auf ihre leise Stimme zu hören. „Weißt du, was das Meer ist?“ raunte sie. „Sag’ daß du es weißt“ und sie rüttelte ihn. Bei solchen Reden war sie ganz versessen und wußte kaum was um sie vorging.

Eines Tages führte sie eine richtige kleine Beschwörung auf. Sie setzte den Knaben auf ihre Knie, drückte ihm die Arme leicht an den Leib und sah ihn ernst und aufmerksam an: „Ich beschwöre dich, mein Sohn, antworte: Bist du der Sohn der Welle? — Hörst du mich? — Bist du des toten Fliegers Sohn, du süßes Schweigen? Ich beschwöre dich bei der Unendlichkeit, aus der du kommst, antworte mir!“

Indem sie so redete, war Chales de V. in das Zimmer getreten. Sie hatte es nicht bemerkt. Er aber hatte alles mit angehört. „Was sprichst du da Fürchterliches!“ sagte er. „Bist du irre? spielst du? Ist es nicht Frevel, so vor dem Kinde zu sprechen?“ — Demeter wandte sich um: „Du bist hier? — Ich rede nicht irr, Chales.“ — „Was soll dann das heißen, das von dem toten Flieger? was das von der Welle? — Dies ist mein Sohn!“ rief er. Sie schüttelte ruhig und bestimmt den Kopf: „Dies ist mein Kind und eines Fliegers Kind! mein Kind und einer Welle Kind! mein Kind und der Unendlichkeit Kind!“ Es war wie eine Melodie; sie sang es fast, gleichförmig und leise, und wiegte den Knaben dabei leicht auf ihren Armen. „Besinne dich doch, Demeter!“ rief Chales sie an, um sie aufzurütteln. Er

hoffte, sie sei nur abwesend. Aber Verzweiflung geriet in seine Stimme, da er für ihren Verstand fürchtete: „Das ist ja heller Wahnsinn! Das ist ja unmöglich!“ — „Nichts ist unmöglich,“ sagte sie ganz still. „Ich sage nicht daß ich es nicht auf menschliche Art empfangen habe. Aber es ist gleichwohl nicht dein Kind. Es ist mein und des toten Fliegers Kind.“ —

Der Mann stand in Entsetzen. Er wußte sich nicht zu helfen und rettete sich auf sein Zimmer. Es hämmerte in seinen Schläfen daß er sich fragte, ob er nicht selber wahnsinnig sei. Schließlich schickte er und schrieb er nach Ärzten aus den großen Städten; er schickte nach Demeters Brüdern, nach ihrem Vater. Er ließ Gudula holen und fragte sie aus. Die Ärzte unterwarfen sie einem Verhör. Als man Denieter den Besuch eines Arztes ankündigte, lehnte sie dies sehr bestimmt ab: sie habe ihm nichts zu sagen.

Gudula, eindringlich vernommen, weinte viel und sagte am Ende: es sei nichts zu verschweigen. Das Fräulein habe in den Kriegszeiten zu einem großen deutschen Flieger, den sie auf dem Schlosse ihres Vaters einmal gesehen, eine mehr als gewöhnliche Neigung gefaßt und sein Tod sei ihr lange nachgegangen. — Was für eine Rolle die Welle oder das Meer dabei spiele? — Jener Flieger habe im Meer seinen Tod gefunden. Was aber die Welle betreffe, so werde man sich entsinnen daß Frau de V. einmal, etwa zu Beginn ihrer letzten Schwangerschaft, von einer Welle erfaßt und hart auf die Mole geworfen worden sei. Dieser Vorgang habe sie schwer erschüttert. — Den Ärzten genügte dies. Noch in Gudulas Beisein besprach man

Maßnahmen. Man hielt den Zustand nicht für unheilbar oder gefährlich, wenn ihrer Vorstellung nicht neue Nahrung gegeben würde. Besuch und Anblick des Meeres sei auf immer zu meiden, daher vorläufig unauffällig ein anderer Aufenthalt zu wählen, weitab von den Orten der sie erschütternden Begebenheiten. Herr de V. werde dies leicht durchsetzen, indem er ihr mit dem Kinde eine Reise vorschlage; freilich müsse ein Widerstand, mit dem man immerhin rechnen müsse, wenn er auftrete, überwunden werden. Da man Demeter zu schonen und nicht zu beunruhigen trachten mußte, auch durch die Schickung von Ärzten oder Brüdern in dieser Sache ihr Argwohn erweckt werden konnte, wurde Gudula beauftragt, sie vorzubereiten. Sie rang die Hände und flehte, dies nicht von Demeter zu verlangen. Man schüttelte den Kopf. Das wenigstens müsse erreicht werden, daß sie das Meer nicht mehr sehe. Gudula ging zögernd unter Tränen. Sie ging geradewegs zu Demeter. „Was weinst du? — Kann es denn einen Grund geben?“ sagte diese und blickte lächelnd zu ihrem Knaben nieder. Da erzählte Gudula was man verlange.

„Sie halten mich für wahnsinnig“, sagte Demeter. — „Hörst du mein Sohn? hörst du mich?“ sprach sie leise und eindringlich über das Kind hin, das sie an ihrer Brust stillte. „Hörst du mich? Sie wollen uns das Meer nehmen! weißt du was das heißt? — Ich soll dich dem Meere nicht zeigen dürfen, nicht bringen dürfen! Begreifst du was das sagt?“ Diese Worte wiederholte sie raunend viele Male, und eine immer tiefer werdende Erregung, ein heiliges Zürnen längte ihren Atem, hob ihren Busen.

Da ließ das Kind unerwartet die mütterliche Brust los und schaute sie verstehend an. Danach aber sandte es seinen Blick, der die Nähe schon lächelnd unterschied, in eine unendliche Weite zum Himmel, groß und ernst, und jauchzte, als ob es ihn in all seiner Unendlichkeit begriffe. Demeter bebte. Das Herz schwoll ihr. In einem Strom von Glück drückte sie den Knaben an sich. „Nein,“ sagte sie, „sie sollen es uns nicht nehmen. — Wenn er mich einmal an sein großes Herz genommen und hat dich mir geschenkt, wird er uns nicht von sich weisen wenn wir zu ihm kommen.“ — Sie schickte Gudula zu einer gleichgültigen Bestellung weg, nahm ihr Kind und ging noch die nämliche Nacht in einer unheimlichen Gewißheit mit ihm ins Meer.

DER WINGULT

Nur wenige haben die wahrhaft wüste und ungeheuerliche Gestalt des Wingult erlebt, die im ersten Jahre des großen Krieges erschien und in einem ungeschlachteten Heldentum von kurzer Dauer und kaum erkennbarer Deutung an den Augen der Menschen vorüberzog. Wie aus urfernen und urersten Zeiten stammend ging der Wingult seinen Weg. Er glich den alten sagenhaften Männern und Helden, denen ungeheure Körperkräfte zur Erfüllung riesenhafter Taten zu Gebote stehen, und andere Zeiten hätten leicht einen Mythos aus seinem Tun gemacht, bei welchem er, die Menschen denen er gedient verlassend, zu den Göttern hinüberging.

Als gegen Ende der ersten großen Kriegsbewegungen die Heere in zwei unendlich langen Fronten sich aneinander keilten, in Erde und Fels einwühlten und monatelang um den Besitz eines fußbreiten Fetzens Land oder eines Hügels statt um die Entscheidung kämpften, kam mit einem kleinen Trupp von Ersatzmannschaften für eine deutsche Dragonerschwadron ein auffälliger Kerl in einem französischen Dorf an, sein Pferd am Zügel führend wie die andern. Sie waren in gehöriger Entfernung von der Front ausgeladen worden und hatten einen erheblichen Marsch hinter sich. Der Rittmeister, der seine Schwadron in dem Dorf untergebracht hatte, trat bei der Ankunft der neuen

Mannschaften aus seinem Gehöft auf die Dorfstraße. Wie die Leute hießen und wie alt sie seien. Jeder beantwortete die Fragen. „Wingult“ sagte der Auffällige, als die Reihe an ihn kam, „dreißundfünfzig Jahre.“ Der Offizier fand Anlaß den Mann zu betrachten. Ein Kerl, vornübergebeugten Nackens, mit riesenhaften Schultern und gewaltigem Rücken, langen Armen, ungeheuren Händen, auf starken Beinen ruhend wie eingelassen, sah er aus wie ein ragender stehengebliebener Brückenpfeiler, an dem nach vorn ein Stück der Wölbung hing während man die übrige Brücke abgetragen hatte. Langsame schwere Bewegungen verrieten unheimliche Kräfte.

„Sie sind also freiwillig ausgerückt. Wann haben Sie im Heer gedient? Was ist Ihr Beruf?“ — Er sei nie Soldat gewesen, antwortete der Wingult. „Wie kommt das?“ fragte der Rittmeister; „warum hat man Sie nicht eingestellt?“ — Wingult grinste etwas verlegen, griff mit der einen Hand von unten auf seinen Rücken und sagte: „Ich paßte, glaube ich, nicht in eine Paradeaufstellung.“ Das war richtig: ein Brückenpfeiler seiner Art war mit einer in Linie aufzustellenden Kompagnie nicht in Einklang zu bringen.

Der Wingult war Rheinschiffer von Beruf und mochte früh genug durch die zu ladenden und entladenden Lasten seinen Schultern die Muskellagen angewöhnt haben die sie jetzt so gewaltig erscheinen ließen. Nichts beschäftigte seinen Geist als nur, ob und was man in der Welt mit der Kraft seines Körpers leisten könnte. Jahrausjahrein, tagein tagaus hatte er immer schwerere Lasten gehoben und auf den eisernen Gebirgen seiner

Schultern an den Ort geschleppt wohin sie gehörten. Er war stumpf geworden in diesem Dienst und der Anstrengung die er forderte. Aber er war stolz geworden, stärker zu sein als andere.

Ob er den Falmeneid geleistet habe, fragte der Rittmeister. Der Wingult wußte nicht was das sei. Ein Treueid gegen den Kaiser und das Vaterland, erklärte man ihm. Der Wingult begriff das nicht; er trete doch nur in Dienst; er diene doch; gegen Lohn und Verpflegung. Es wurde ihm bedeutet, er habe dem Kaiser zu schwören. Ob der Kaiser auch ihn schwöre, fragte der Wingult, und auf alle Fälle bekreuzte er sich, bevor er, wie er es von den andern sah, die Hand zum Eide hob. Ob das hindere daß er in Dienst stehe; er wolle nur dienen, protestierte er, auf einfache Verhältnisse bedacht, die er verstand und zu überblicken vermochte. Er wolle auch ein Dienstbuch in dem das alles stehe. Das wurde ihm zugesichert; er erhalte ein Soldbuch. Damit gab sich der Wingult scheinbar zufrieden.

Wie von selbst und als ob es seines Amtes wäre, übernahm nun der Wingult allen schweren Dienst in der Schwadron dessen er habhaft werden konnte. Er putzte und wartete sechs Pferde statt eines; er schleppte den ganzen Hafer für die ganze Schwadron allein vom Wagen; er schulterte die schweren riesigen Kisten mit Bekleidungsstücken, die fast täglich eintrafen, allein und wippte sie über den Nacken an ihren Platz daß keiner eine Hand dazu zu rühren brauchte; und in der Schmiede riß er den widerspenstigen Pferden, die sich nicht beschlagen lassen wollten, die Beine vom Boden, daß ihnen das Schlagen und Sichhinschmeißen ver-

ging. Aber das war alles nichts. Schon nach wenigen Tagen begann es den Wingult zu wurmen, daß für Waffentaten, ja selbst für Taten und Arbeit andrer Art, die seinen Schultern genügt hätte, kein Feld sich öffnete. Die Schwadron lag in Ruhe; außer einer täglichen Verwendung zu polizeilichen und wirtschaftlichen Zwecken wurden keine Lorbeern geerntet; zudem wußte man in dieser Phase des Krieges, immer von neuem auf eine große Bewegung oder einen Durchbruch hoffend, mit der Reiterei nichts Rechtes anzufangen. Der Wingult lief, nachdem er die paar Säcke vom Fouragewagen geboben und seine Pferde versorgt hatte, mißmutig und unnütz umher wie ein leibhafter Atlas, dem man die Weltkugel vom Nacken genommen und der sich ohne die ihm gebührende Last nicht zurecht findet.

Als er das erste Mal nach seiner Ankunft in Reih und Glied an einer Aufstellung der Dragoner teilnahm, bei der die Ausrüstung der Mannschaft gemustert werden sollte, fiel es auf, daß er neben dem Seitengewehr eine kleine rundliche Steinflasche oder Steinkrücke, fast kugelig, mit kurzem Hals, angeschnallt hatte. Sie war mit einem großen fettigen Kork verschlossen; auch die Mündung des Behältnisses glänzte ölig. Man verwies es ihm, den Gegenstand mitzuführen; er gehöre nicht zur Ausrüstung und beschwere ihn nur; zwei Feldflaschen mit Kaffee oder Tee oder was er wolle seien erlaubt.

Der Wingult trug bedächtig den beanstandeten Gegenstand in sein Quartier und legte ihn ab. Bei der nächsten Aufstellung aber erschien er wieder mit der fettigen Steinkrücke am Riemen. Was er denn eigent-

lich darin habe, fragte der Wachtmeister, nun stutzig ob der seltsamen Unbotmäßigkeit. „Erdöl“, sagte der Wingult. Das sei doch ganz unnütz, meinte der Wachtmeister; ob er denn auch eine Lampe bei sich trage? Der Wingult aber erwiderte: das Erdöl brauche er gar nicht für eine Lampe sondern für den feuerspeien- den Berg. Was das sei, fragte der Wachtmeister ärgerlich. Aber es war aus dem Wingult nicht mehr herauszubringen, als daß er das Petroleum für irgend ein Kunststück brauche. Er brauche es eben und es mache ihm Freude. Andere hätten doch eine Mundharmonika in der Tasche oder ähnliches, und das sei das gleiche. Die umstehenden Dragoner lachten über den Eigensinn des alten Mannes, der vor dem viel jüngeren Unteroffizier so gewichtig eine Liebhaberei verteidigte; und da von einer Belastung von Wingults gewaltigen Lenden durch den kleinen Gegenstand keine Rede sein konnte, behielt er seine Steinkruke.

Während nun der Wingult so unausgenutzt durch die Tage und Nächte trieb und darunter mehr seufzte als unter irgend einem Gewicht das jemals seinen Rücken drückte, griff er oft halbentschlossen nach der geheimnisvollen Kruke an seinem Gürtel. Er schien den Entschluß zu erwägen, sich irgendwie entscheidend zu befreien. Dann aber schob er das Steinbehältnis immer wieder zurück, als ob er noch ohne das Letzte auszukommen gedächte. Eines Abends jedoch konnte er sich nicht mehr lassen. „Achtung“ rief er den Kameraden zu, die gelangweilt, aber weniger unzufrieden als er im Dunkel eines ausgeräumten großen Wirtszimmers um eine einzelne Kerze versammelt waren: „Achtung! der

feuerspeiende Berg!“ Es entstand eine Pause. Der Wingult bekreuzte sich. Dann nahm er aus seiner Kruke einen gewaltig großen Schluck Petroleum in die Höhlung seines Mundes und prustete es durch die Flamme eines Zündholzes das er in der hohlen Hand rasch angestrichen hatte. Eine dicke schwelende Feuerwolke fuhr von seinem Gesicht fort und erlosch, nach allen Seiten in kurzlebigen Flammen auseinanderfahrend.

Die Dragoner, an mancherlei gewöhnt, sprangen starr auf. Mochte der Wingult diese Darbietung erfunden haben, mochte sie unter rheinischen Schiffern anzutreffen sein, noch keiner hatte das erlebt. Es stank nach rußendem Petroleum; die Luft war heiß und verbraucht; alle hatten einen ekelhaften, bitteren Geschmack im Munde, manchen schüttelte es, keiner vermochte etwas zu sagen. Der Wingult aber grölte unbändig und entzückt, wie ein erster Mensch über eine erste Freude. Er fand die Sache sehr geglückt und fühlte sich, als er den Raum verließ, etwa wie ein Apoll, der eben sich selbst und eine Götterversammlung durch sein Saitenspiel ergötzt hat.

Indessen ging er mit diesen Selbstbeschwichtigungen, die ihm seine Kruke verschaffen konnten, sehr sparsam und scheu um, als ob er fürchte, sie könnten durch Wiederholung sich abnutzen oder ihre Kraft verlieren. Der feuerspeiende Berg war eine äußerste Zuflucht, ein wildes und rohes Sakrament, zu dem er sich nur in den höchsten Erregungen seines Innern verstieg. Nach jener Ausübung schien er ein paar Tage beruhigt. Aber es dauerte nicht lange. „Gebt mir zu schaffen und zu essen“, rief er, „sonst laufe ich fort.“ Und diese

Drohung bekräftigte er mit den obszönsten, unflätigsten Worten und Flüchen die je aus menschlichem Munde kamen. Er glaubte ein Anrecht auf Waffentaten zu haben und jeden Abend meldete er sich bei seinem Unteroffizier oder einem andern Vorgesetzten, um bei ihm sein Recht einzutreiben wie etwas das dieser ihm persönlich schulde. „Wenn der Fähnrich nicht wäre, wäre ich schon längst fortgelaufen“, sagte der Wingult düster nach solchen Unterredungen und schaute in der Richtung nach der Front.

Da es dem Wingult heilig ernst war wenn er so sprach, und er wahrhaft fürchterlich herumstrich nachdem seine Arbeit, die für ihn nur ein paar Handgriffe bedeutete, getan war, meldete man die Reden dem Rittmeister. — Es müsse jeder in diesem Kriege an dem Platz ausharren an den er hingestellt sei, suchte ihn dieser zu beschwichtigen; auch an ihn werde die Reihe kommen. — „Ja, aber er sei noch überhaupt nicht hingestellt“, erwiderte der Wingult. Man habe ihm gesagt, im Kriege würden die äußersten Anstrengungen verlangt: „Ich kann viel mehr“, sagte er gedrückt und stand da wie ein demütiger Riese. — Ob er denn schießen könne, ob er treffen könne; ob er überhaupt mit der Schußwaffe ausgebildet sei, fragte der Rittmeister nach einem Ausweg suchend. Darauf war der Wingult nicht vorbereitet. Er schoß wohl schlecht und recht, wie man damals ziemlich sorglos die Leute in die Front brachtc, aber er verachtete eigentlich diese Kunst. Schießen konnte jeder, da war kein Reiz für ihn. „Wenn ich nahe genug bin, brauche ich nicht zu schießen,“ sagte er schließlich zögernd.

In der That wäre er aber doch wohl auf und davon gegangen, wenn der Fähnrich Salzach nicht gewesen wäre. Der Wingult hatte eine zärtliche und vernarrte Zuneigung zu ihm gefaßt, weil der Fähnrich, ein blutjunges, leichtgliedriges Kerlchen, das eigentlich noch auf die Schulbank gehörte und wie ein zartes Spielzeug herumliief, den Anstrengungen des Feldlebens nicht gewachsen war. Das rührte den Wingult. Er konnte ihm so nebenher dienen; das befriedigte ihn. Er putzte ihm sein Pferd von oben bis unten und legte ihm den bepackten Sattel auf, was der Kleine nie allein zuwege brachte. Jeden Abend kam er und sah nach, ob der Fähnrich auch gehörig eingewickelt war. Denn es waren kalte Monate; und wenn es dem Wingult zu kalt schien, wickelte er den Kleinen in eine zweite Decke die er hatte, und schlief selbst unbedeckt. Was in dieser großen und rauhen Seele Liebe genannt werden konnte, gehörte dem Fähnrich. Der war es auch allein, dem er erzählte. So erfuhr Salzach, daß der Wingult ein ältliches Weib zu Haus am Rhein habe, mit dem er etwas wie eine gute Wirtschafts- und Sonntagsgemeinschaft gepflegt haben mußte. Sie seien am Sonntag jeweils den Rhein herauf oder herunter gefahren auf einem wirklichen Dampfboot. Nie anders als den Rhein. Es sei sehr schön gewesen. Aber jetzt müsse er Heldentaten verrichten. — Von der Frau kam nie ein Brief und der Wingult schrieb nie; sie mochten wohl beide das Schreiben zu mühsam finden. Nur einmal im Monat kam eine harte dunkle Wurst für den Wingult. Erbot sich dann Salzach an seiner Statt für ihn zu schreiben, so winkte er ab und bedeutete ihm,

daß nach ihren Abmachungen alles in Ordnung sei solange die Alte Wurst schicke.

Nichts aber hätte des Wingult Neigung und Verehrung für den Fähnrich besser dartun können als die Bereitwilligkeit, mit der er ihm sein finsternes Sakrament als Opfer und Tröstung darzubringen sich erbot. Denn da Wingult den Fähnrich, der von den Bitternissen des Krieges ganz zermürbt war, Brüder im Kampf und Schwestern daheim hatte um die er sich sorgte, oftmals heimlich vor Erschöpfung weinen sah, gedachte er ihn durch sein Kunststück, dessen Wirkung auf ihn selbst unfehlbar war, aufzuheitern und zu kräftigen. „Fähnrich?“ fragte er, wenn er ihn traurig sah, so zart als es ihm gegeben war und nicht ohne Großmütigkeit, „Fähnrich, soll ich den feuerspeienden Berg machen?“ Und dabei strahlte er ihn an. Doch Salzach, der die bitterliche Zeremonie schon damals genossen hatte, als sie Wingult den überraschten Kameraden das erste Mal vorführte, hielt nicht viel von ihrer erbaulichen Wirkung auf seine Gemütsverfassung und wehrte ab. „Nein Wingult“ sagte er gerührt; „man muß es nicht verschwenden“; und er lächelte. Dann meinte der Wingult, er habe dem Kleinen durch die bloße Erwähnung und Vorstellung des behüteten Spiels eine Art wohlthätigen Vorgesmack davon verschafft und es halb und halb mitgekostet.

Nach einigen Wochen des Hinwartens wurde endlich die Schwadron mit anderen Truppen abbefördert und an anderer Stelle, weitab von ihrem Ruheort, an die Front herangezogen. Der Wingult atmete auf. In den ersten Tagen seien Aufräumarbeiten auf frisch

erobertem Gelände auszuführen; danach würde die Schwadron, je zwei Züge sich ablösend, in den Kampf- und Schützengräben verwendet, so lautete der Befehl für sie. Mit dem Vorgefühl eines herkulischen Heldentums warf sich der Wingult den gestellten Aufgaben entgegen.

Die Deutschen hatten an diesem Abschnitt der Front nicht unerhebliche Fortschritte gemacht und ein gutes Stück Boden gewonnen. Dieses wiederzuerobern griffen junge kriegsunerfahrene kanadische Truppen die jetzt stark durch die Natur begünstigten und eine flache Mulde beherrschenden Stellungen an. Es waren die denkwürdigen Todestage kanadischer Divisionen im Spätmai des Jahres fünfzehn. In tiefgliedriger Ordnung wie zu einem Einmarsch liefen die Kanadier am hellen Licht in die gierigen unermüdlichen zahllosen Mündungen der deutschen Maschinengewehre hinein und starben selig Wahnsinnigen gleich, die vom Tode nichts wissen. Durch Stunden folgten sich immer neue Regimenter. Als die Nacht kam, bestrahlte der Mond vor der deutschen Front ein schlafendes Heer, Mann bei Mann in guter Ordnung ruhend, um nie wieder zu erwachen. Am folgenden Tage hatten die Deutschen, da der Feind keinen ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen vermochte, an dieser Stelle mühelos ihre Linien in einen flachen Grund vorgeschoben und das tote Heer hinter sich gelassen. Aber noch am fünften Tage lagen die gefallen Feinde unbegraben. Denn neue Kämpfe entbrannten. Die Schanzungen der eroberten feindlichen Stellungen und Gräben wurden umgedreht, neue Befestigungen aufgeführt, Verbindungsgräben

hergestellt und mit Blut das Gewonnene verteidigt, das unblutig genommen war. Bald forderten eigene Verwundete und Tote jede Hand und jede Bahre.

Als der Wingult an der Seite des kleinen Fähnrichs, der den Zug befehligte, die langgestreckte Mulde betrat in der die Kanadier ihren Tod gefunden, überblickte er das Feld mit den Augen eines Riesen, dem es ganz allein zu Werk und Tun zugeteilt war. Der Mond gab Licht genug um zu erkennen, daß selbst auf dem kleinen Raum, der den Dragonern zugewiesen war, viele Hunderte von Leichen lagen. Die Maitage, kalten Frühjahrswochen folgend, waren heiß und stehend von Sonne gewesen. Die Naecht war schwül. Eine grauenhafte Wolke von Verwesung lag auf dem Feld und stank zum Himmel. Den Soldaten drang der Schweiß aus allen Poren. Sie fielen fast unter dem Anhauch der Toten.

Aber es mußte geschehen. Man machte sich ans Werk. Bald jedoch sah man, daß es unmöglich war, jedem Toten sein Grab zu graben. Und es entstanden jene furchterlichen Gräber auf denen die Inschrift zu lesen war; hier ruhen acht Kanadier; hier ruhen dreiundzwanzig Kanadier; hier ruhen fünfundvierzig Kanadier; hier ruhen siebzig Kanadier. Der Wingult und die welehe Bahren hatten oder sieh solehe aus Zeltbahnen herrichteten, schleppten die Toten; die andern gruben. Der Wingult hob seine Toten allein vom Boden empor, schulterte sie quer, brachte sie heran und ließ sie über seinen gewaltigen Nacken in die gemeinsamen Gräber hinabgleiten. Er sprach kein Wort, er hatte kein Aufsehauen, kein Atemholen, keinen Schauder,

keine Ausnahme und gab die Leichen der Erde, als habe der Tod selbst ihn dazu bestellt.

So ging es zwei Nächte. Niemand hätte es wagen dürfen, sich bei Tage in der Mulde zu zeigen. Obwohl aber in der zweiten Nacht andere Männer diejenigen ablösten die in der ersten draußen gewesen waren, so ging der Wingult doch wieder mit und schleppte die Leichen heran wie die Nacht zuvor. Hunderte glitten hinab. Seine Muskeln waren prall und steif wie gedrehte Taue, sein Atem ging ruhig und alles war seines Amtes. Danach waren sie alle begraben.

Als er beim Morgengrauen in sein Quartier kam, trat er zu dem Fähnrich, der von der ersten Nacht erschöpft noch in tiefem Schlafe lag. Er ließ ihn ruhen. Aber er selbst, bevor er sich zur Ruhe legte, machte zum Zeichen seines Triumphs als Schluß und Krönung seines fürchterlichen Handwerks und zur eigenen Verherrlichung desselben den feuerspeienden Berg weit über den Hof hin. Dann tränkte er die Pferde im Stall und legte sich schlafen.

Aus irgend einem Grunde verzögerte sich das angekündigte Einsetzen der Dragoner in den Kampfgraben um eine Woche. Der Wingult hungerte und zitterte schon nach neuen Taten. Die Kameraden lachten wenn sie ihn so sahen; vorne, sagten sie, heiße es hübsch den Läusen und den Granaten still halten, und eine Gewehrschießerei sei doch auch nichts für ihn; höchstens wenn es einen Angriff gebe. Der Wingult aber sagte, er werde sich schon zu schaffen machen. Als sich schließlich die für den Dienst in den Gräben ausgewählten Dragoner (denn eine Anzahl mußte zur

Pflege der Pferde zurückbleiben) in ihrer angewiesenen Stellung befanden, sahen sie sich am Rande eines flachen versumpften Grundes liegen, durch den ein träger Bach floß. Diesen hatte der Feind durch die fast vollständige Verstopfung seines Durchtritts durch den Körper eines hohen Eisenbahndammes, der den Grund durchquerte und fleißig unter Feuer gehalten wurde, zu einem unüberschreitbaren Überschwemmungsfeld angestaut, das freilich nur nahe dem eigentlichen Bachbett von größerer Tiefe war. Der Wingult blickte über den abfallenden Grund, über die Wasserfläche, aus der hohes dichtes Schilf kaum noch mit den Spitzen herausah, und über den drüben wieder aufsteigenden Grund nach dem feindlichen Drahtverhau. Er schien zu Tatenlosigkeit verurteilt.

Für die kommende Nacht bat er sich einen Patrouillengang aus. Der Rittmeister lachte: weiter als bis an den Bach würden sie nicht kommen ohne zu ersaufen; nicht einmal schwimmen konnte man in dem Schilf. — Vielleicht fänden sie eine seichte Stelle, sagte der Wingult. — Als es ganz finster war, gingen sie in das Schilfineer hinunter; aber überall wurden sie von dem Morast festgehalten und standen im Wasser. Der Wingult sah sich unzufrieden um. Nach einer Weile vergeblichen Umherwatens winkte er den andern, stehen zu bleiben, und verschwand wortlos bachabwärts im Dunkel, bis an dem Nabel im Wasser. Die Dragoner warteten geduldig eine lange Zeit. Dann geriet mit einem Male eine deutliche Strömung in den überschwemmten Grund, das Wasser floß in langsamen Wirbeln ab. Kurz darauf erschien der Wingult wieder.

Was er eigentlich vollbracht hatte wußte niemand; doch mußte es wohl etwas Riesenhaftes gewesen sein. Er war schwarz von Schlamm und Geschling, mit Erde und Moor bedeckt bis über den Kopf, spie sumpfiges Wasser ans Nase und Mund und zitterte vor Anstrengung am ganzen Leibe. Er habe einen Stein weggewälzt, brachte er schließlich hervor; aber der Wirkung nach mußte er einen Damm eingerissen haben.

Am folgenden Tage unterhielt der Feind, beunruhigt durch die Veränderung des Wasserstandes in dem Schilfgrund, ein lebhaftes Feuer darauf. Da von deutscher Seite ein ernster Angriff geplant wurde, war den Truppen befohlen worden, den Bach mit schmalen Laufstegen zu überbrücken und jedenfalls Balken, Pfähle und Planken bereit zu halten. In der nächsten Nacht führte man alles Notwendige mit einem vier-spännigen Wagen bis an den Rand des Schilfes herunter wo man es unauffällig lagern wollte. Der Fähnrich und der Wingult waren bei dem Unternehmen. Während der Wagen zum Abladen hielt, riß eine Granate zwei der Pferde tot nieder. Man solle den Steg besser gleich bauen, sagte der Wingult, der hinüber wollte. Die ersten Pfähle hielten; die aufgelegten Planken führten bis nahe an das versumpfte Bachbett. Aber zu seinem Unwillen sah der Wingult daß die weiter vorgetriebenen Pfähle keinen Grund faßten. Ein Stück offenen grundlosen Sumpfes schimmerte zwischen dem Schilf. Der Wingult blickte sich um; irgend eine wilde Vorstellung einer schwimmenden Brücke blitzte in ihm auf. Er trat von dem begonnenen Steg herunter und wies zwei Dragoner an, ihm zu helfen. Und er

schob, sich fast niederlegend, seinen Kopf und Nacken unter die Brust eines der gefallenen Pferde. Er faßte die Vorderbeine über seine Schultern: von den Dragonern hinten gestützt, ritt der gewaltige tote Leib auf seinem Rücken bis zum Ende des Stegs. Dann stürzte der Wingult ihn über seinen Nacken vor sich in den Sumpf.

Den kleinen Fähnrich, der wie alle zurückgetreten war, überging ein leiser Schauer nicht so sehr über den Anblick, als über die Ungeheuerlichkeit des Einfalls, den die körperliche Kraft ausgelöst zu haben schien. Der Kadaver, von dem brechenden Schilf wie von einer Unterlage gestützt, schwamm ganz wenig nach abwärts; dann hielt das Schilf ihn gegenstehend still.

Der Wingult richtete sich auf. Er erprobte, ob der Pferdeleib trage. Der schwimmende Pfeiler hielt zwei Planken und das Gewicht eines Mannes ohne zu versinken; wenn der Mann herunter trat, hob er sich wieder.

Aber dem Wingult genügte das nicht. Noch einmal wiederholte sich das Schauspiel: noch einmal ritt ein totes Pferd auf seinem Rücken, das er über seinen Nacken in das andre hineinstürzte. Darauf schob er die ineinander verschränkte Masse mit Stangen und Balken hinaus und legte die zwei Planken nebeneinander hinüber, die bald starr mit den auf festem Boden ruhenden verbunden waren. Der Pfeiler hielt und lag still. Man war über die grundlose Stelle und eigentliche Tiefe hinweg; drüben faßten die Pfähle den Grund. —

Sechsmal durchmaß der Wingult den Steg hinüber und herüber: allein, wie zu einer Besitzergreifung. Der Steg lag gedeckt zwischen dem Schilf; man würde ihn selbst bei Tage nicht bemerken.

Darauf ergriff der Wingult einen Karabiner und sah den Fähnrich an. — Nun sei er endlich vorn, sagte er; jetzt ginge er nicht wieder hinten hin. — Der Fähnrich, der den Befehl über die Hand voll Leute führte, die an dem Steg gearbeitet hatten, verstand wohl was er meinte, fragte aber dennoch was er beabsichtige. „Ich will hinüber“ sagte der Wingult, unbestimmbarer Taten voll. „Allein?“ fragte Salzach, der das für die andern nicht zugeben wollte. „Allein“ sagte der Wingult.

Der Kleine blickte ihn mit unverhohlener Bewunderung an. Es war eine für ihn, den Schwachen, unerreichbare Kühnheit, die er, der Starke, vor ihm voraus hatte. Da kam ihm ein Gedanke: „Nur wenn ich mitgehe“ sagte er, jählings errötend, zu einer tollkühnen Nebenbuhlerschaft emporgerissen. Der Wingult wandte sich ab; er sagte nichts. Er nahm zwei Brote vom Wagen und vorsorglich eine Decke für seinen kleinen Freund von den Pferden. Die Kameraden sollten morgens vor Eintritt der Helligkeit und abends nach Anbruch der Dunkelheit Essen bis zum Steg bringen. Sie brauchten nicht hinüber zu gehn. Am Ende des Steges sollten sie es hinstellen; der Wingult deutete genau auf den Pfosten. Darauf ließ er den Fähnrich über den Steg vorangehen wie einen Zuschauer, den einer zu einem Vorhaben mitnimmt das nur ihm selbst angeht.

Sie ließen das Schilf und die Niederung hinter sich und stiegen langsam und leise den sanften Hang des

Grundes hinauf. In einem zerrütteten Granattrichter, der einen Busch vor sich entwurzelt und umgewühlt hatte, richtete sich der Wingult ein. Von hier aus würde er bei Tageslicht sehen was zu machen sei; und der kleine Salzack bebte vor der Sicherheit und Zuversicht, die ihm seine überlegene Körperkraft verliehen; der brauchte nichts in sich zu überwinden, keine Anwandlung, keinen Schauer, keinen Ekel, keine Angst je niederzukämpfen, um mutig zu sein.

Bis hierher war das Heldentum des Wingult gediehen, als ihm ein Zwischenfall ein Ende setzte: sie brachten ihm kein Essen. Zwar am nächsten Morgen, als er nach einer ereignislosen Nacht zum Steg hinunterging, fand er, noch warm, zwei wohlgefüllte Eßgefäße voll Suppe vor; am Abend aber war die Stelle, wo die gefüllten Geschirre stehen sollten, leer.

Eine Stunde zuvor hatte man ihm den Fähnrich erschossen. Mochte der Feind eine unvorsichtige Bewegung bemerkt haben, mochte er nur Verdacht geschöpft haben, plötzlich wurde der umgestürzte Busch und die Wurzeln hinter denen sie lagen, von einem Geschloße von Maschinengewehrfeuer zerzaust: ein Geschloß fand ein Bett in des kleinen Fähnrichs Schläfe und Hirn. Vergeblich hielt der Wingult seinen ungeschlachten Finger auf die runde kleine Öffnung; es war nur das Blut eines Toten, das heraussprang.

Als der Wingult nach dem Steg hinunter ging, nahm er seinen erschossenen Freund mit. Wie leicht er ist, dachte der Wingult; keiner der Hunderte von Toten, die er getragen, war so leicht gewesen. Am Ende des Stegs legte er den Leichnam in das Schilf und streckte

ihn gerade aus wie eine schlanke Kerze. Sie würden ihn aufnehmen, meinte er. Dann sah er nach dem Essen; aber der angewiesene Platz war leer.

Der Wingult stutzte und blickte nach den deutschen Linien. Dort war alles still. Ab und zu ging eine Leuchtkugel hoch, sank langsam und starb über dem Grund. Er glaubte an irgend einen Zufall, eine Verzögerung, hing die entleerten Kochgeschirre, aus denen er und der Fähnrich gegessen, an den Pfosten des Stegs und ging gelassen zu seinem Standort zurück. In der Morgenfrühe fand er abermals nichts. Die Kochgeschirre hingen wie er sie verlassen; die Leiche des Fähnrichs lag unberührt. Wieder blickte er nach den deutschen Gräben hinüber. Sie waren nicht das Viertel einer Stunde Wegs entfernt. Es hungerte ihn; die Brote waren verzehrt. Aber er setzte den Fuß nicht von dem Steg. Er wollte wissen, ob er vergessen war und wie weit sie es treiben würden. Er wußte ja freilich nicht, daß die Schwadron schon am Abend des vergangenen Tages eilig zu anderer Verwendung herausgezogen war; daß andere Truppen jene Gräben und Stellungen besetzt hielten in denen er seine Kameraden währte; daß allerdings der neuen Besatzung dringlich aufgegeben worden war, täglich zweimal an den Steg im Grunde Essen für zwei Leute zu bringen; daß der Kommandeur der neuen Truppe indes dies glatt verboten hatte, da er auf keinen Fall wegen zweier Kochgeschirre voll Essen auch nur einen Mann aufs Spiel setze; es sei undenkbar daß drüben jemand sei, und wen es hungere, der werde schon zurückkommen. Das alles wußte der Wingult freilich nicht. Er ging vielmehr wieder an

den Ort den er sich gewählt, und unausgesetzt beschäftigte es ihn den ganzen Tag, daß sie ihm nichts zu essen brachten. Unzählige Male blätterte er das Soldbuch durch, um zu sehen, zu was der Kaiser sich ihm verpflichtet habe. Aber das Buch enthielt keine Bestimmung und wenn es eine enthalten hätte, würde er sie nicht haben lesen können. Er sann nach, ob sie ihn sonst vernachlässigt hätten; aber er erinnerte sich daß er eines Morgens sein ganzes Kochgeschirr voll frischer Milch gefunden habe, die die Kameraden nächtlich für ihn von den Kühen auf den Koppeln des Bauern abgemolken hatten; sie waren sicher weit darum gelaufen.

Als er am Abend des zweiten Tages nach dem Steg hinunterging (er ging spät, damit er nicht zu früh käme), knurrte sein Leib und sein Sinn war sehr düster. Er fand alles wie zuvor. Ungläubig sah er in die Gefäße hinein: sie waren leer wie gestern. Er wendete sie um, sah von neuem hinein: sie blieben leer.

Da stöhnte der Wingult auf, wild und tief. Die umgestürzten Geschirre in den riesigen Händen haltend, wandte er sich dem Dunkel zu, in dem die deutschen Posten lagen, die Vortruppen, die Heere und dahinter weit ein Volk und ein Land in dem er einst Kind war. Er reckte sich aus und brüllte wie ein ungeheures hungriges Tier über alles dies hin in die Nacht. Dann ließ er die Geschirre fallen.

Danach trat er zu dem Leichnam des kleinen Fähnrichs am Ende des Stegs. Er war steif von der Starre des Todes. Der Wingult hob ihn aus dem Schilf und nahm ihn unter den Arm wie ein Brett. Er wandte sich

um und schritt über die schwankende Kadaverbrücke zurück. Nahe der Mitte blieb er noch einmal halten. Er legte den Leichnam behutsam vor sich auf die Planken, drehte sich schwerfällig um und blickte zurück. Wie einer mit seinem besten Stücke Abschied nimmt, nahm er einen mächtigen Schluck aus dem Behältnis an seiner Seite. Einen Augenblick lang sahen die von seinem Gebrüll aufgeschreekten Posten im Schein eines flammenden Gewölks die riesenhafte Gestalt eines Mannes auf dem Wasser stehen. Dann verschwand die Erseheinung. Der Wingult aber schlug mit der flachen Hand den Pfropfen fest in den Hals der Flasehe, nahm den Leiehnarn vor sich von der Brücke und drehte dem Volke, dem er gedient, den Rücken. Er würde andere Dienste nehmen, daechte er dnuempf. Langsam und versunken ging er mit seinem toten Freunde unter dem Arm hinüber; feindwärts; — ins Dunkel.

LEGENDEN

COELESTINA

Eine Märchenlegende

An einem Samstagnachmittag im November hatten die Englein nichts zu tun und die himmlische Musik, die jeden Vor- und Nachmittag spielte, mußte sich ohne die Unterstützung behelfen welche sie ihr sonst durch ihren Gesang zu leisten hatten. Und das kam so. Am verflossenen Sonntag während der großen Himmelsandacht hatte der Herrgott zu bemerken geglaubt daß die Engelchöre nicht so frisch klangen wie er es sonst zu hören gewohnt war, ja daß kleine Rauigkeiten die himmlische Harmonie störten auf deren ungeschmälerte Reinheit er sehr sah. Er ließ sich daher nach der Andacht den Kapellmeister und den Gesanglehrer kommen und stellte sie ziemlich verdrießlich über seine Wahrnehmungen unter dem Hinweis zur Rede, er könne nach einer arbeitsreichen Woche wohl verlangen daß ihm am Sonntag in der Himmelskirche eine anständige Musik vorgemacht würde. Das aber was er heute da hätte zu hören bekommen, erinnere ihn eher an üble irdische Katzenmusiken, die er nicht allzusehr liebe, als an eine Symphonia coelestis wie sie einzig hier am Platze sei. Der Kapellmeister, dem der Gesanglehrer durch Haltung und Gesichtsausdruck stumm beizupflichten sich bemühte, erklärte dem lieben Gott hierauf, daß er seine Wahrnehmungen nicht bestreiten könne; er müsse für die beobachteten Mißstimmigkeiten die Engel verantwortlich machen, von

denen sich einige Schreihäse im Übereifer ganz heiser geschrien hätten und dadurch die Klangsönheit des Ganzen, wenn auch nur wenig, so doch für Gottes Ohr wohl vernehmlich beeinträchtigten. Der Herr hatte darauf befohlen daß Maßregeln getroffen würden, die solche Vorkommnisse für die Zukunft unmöglich machten, und die himmlische Vorschung, welche für diese Dinge die zuständige Stelle war, erließ daraufhin eine Verordnung, wonach nicht nur den Engeln das Singen an Samstagnachmittagen überhaupt verboten sondern ihnen auch noch ans Herzgelegt wurde, sich nicht durch unnötiges Springen und Tollen zu erhitzen, Schreien und Zanken zu unterlassen und ihre Stimme für den großen Himmelskirchgesang am Sonntag möglichst zu schonen. Denn der Herrgott ging, weil er es nicht nötig hatte, nur Sonntags in die Kirche, im Gegensatz zu allen anderen Himmelsbewohnern, insbesondere den Heiligen, die schon aus alter lieber Gewohnheit in die Kirche gingen, und den vielen armen Sündern die, seit der Heiland die Auferstehung in der Welt eingeführt hatte, den Himmel bevölkerten und den Kirchenbesuch recht nötig hatten.

So saßen also an jenem Samstagnachmittage die Englein teils tatenlos auf den himmlischen Wolken herum, die Hände über den Knien und die Flügel über dem Rücken gefaltet, teils waren sie höchst überflüssiger- und unnützerweise damit beschäftigt festzustellen, wer von ihnen die schönsten Goldspitzen an den Federn hätte, oder sic standen an der Milchstraße und gafften dem endlosen Zug der Sterne nach, der an ihnen vorüber des Weges zog.

Im Gegensatz zu den Englein hatte am nämlichen Nachmittag der heilige Petrus alle Hände voll zu tun. Vor dem Himmelstor drängte sich gerade eine besonders große Menge von Einlaß begehrenden Seelen; denn zu der sich ziemlich gleich bleibenden Anzahl an andern Wochentagen kamen am Samstag noch diejenigen hinzu welche sich mit ihrer Auferstehung besonders aus dem Grunde beeilt hatten, um den Sonntag im Himmel und alle Erbaulichkeiten dieses Tages mitzugenießen und solchergestalt im neu angetretenen ewigen Leben ja nichts zu versäumen. Außer seinem Torhüteramt hatte aber der heilige Petrus auch noch die Aufsicht über die Sterne zu führen, von denen eine sehr große Zahl nicht im eigentlichen Himmel sondern außerhalb desselben im ewigen, unendlichen Raum verteilt war; und diese Aufgabe, welche ihn in seinem himmlischen Torwärterhäuschen keinen Moment schlafen ließ, machte ihm keine geringe Sorge. Denn gerade wieder einmal hatte sich unter den Sternen, besonders unter den kleineren, die bedauerliche Neigung eingestellt, ihren Platz plötzlich zu verlassen oder mit glänzenden Stücken um sich zu werfen, die sie planlos in das Weltall und nicht zum geringen Teil auf die Erde hinabschleuderten deren Bewohner diese Vorgänge in klaren Novembernächten theils mit Bewunderung theils mit Furcht beobachteten. Denn sie konnten sich von dem Herkommen dieser Sternschnuppen, wie sie die lichtglänzenden, am Himmel dahinfahrenden Sternstücke nannten, keine rechte Vorstellung machen. Besonders in dem Sternbilde der Leoniden war in diesen Tagen wieder einmal der Teufel los, wie der

heilige Petrus sagte wenn er das Himmelstor hinter sich zugeschlagen hatte und im weiten Raum allein war, um an irgendeinem besonders rebellischen Punkt nach dem Rechten zu sehn und dem Verschleudern des kostbaren Sternenmaterials Einhalt zu tun.

Als er daher an jenem Samstagnachmittag die Engel so nichtsnutzig und nichtstuerisch herumlungern sah, kam ihm in seiner Arbeitsbedrängnis der Gedanke, ob er sie nicht in irgendwelcher Weise für sich anstellen könnte; und da er ihnen die himmlische Torhüterstelle unmöglich ohne das Umstoßen aller geheiligten Traditionen anvertrauen konnte, so machte er sie in der anderen ihm aufgebürdeten Obliegenheit dienstbar. Diese schien ihm für ihre geistigen Fähigkeiten, die er nicht allzuhoch anschlug, auch nicht zu schwer, zumal er sie anwies, etwaige widerspenstige Sterne die das Schnuppen nicht lassen wollten, sofort von ihrem selbständigen Platz im Raume ab- und dem großen Strome derer zuzuführen die auf der Milchstraße ihre leicht übersehbare und kontrollierbare Bahn am Himmelsgewölbe dahinziehen mußten. Die Englein, froh einmal aus dem goldnen Himmelsgitter herauszukommen, unterzogen sich belustigt ihrer neuen Aufgabe und begaben sich in gesonderten Trüppchen, immer ein größerer Engel mit einigen kleineren, auf die ihnen zugewiesenen Posten.

Anfänglich und bis in die Dämmerung hinein ging alles ganz gut. Sei es daß sich die Sterne aus Galanterie gegen den himmlischen Besuch von allem Unfug fernhielten, sei es daß sie fürchteten, auf eine Anzeige der aufsichtführenden Engel beim heiligen Petrus wirklich

zur Milchstraßenwanderung verdammt zu werden, was ungefähr dem Schicksal gleich zu achten war, wenn Menschen von freien luftigen Höhen mit herrlicher Aussicht auf denen sie wandeln plötzlich für immer auf die staubige Landstraße versetzt würden wo sie mit allerlei Volks in Sonne und Unbehagen ihres Weges ziehen müßten, kurz: sie begaben sich zunächst völlig ihres aufgeregten Wesens und zogen still und geordnet, wie es ihnen zukommt, ihre vorgeschriebenen Bahnen. Kaum aber war die Dämmerung vorüber und die Nacht über das blanke Himmelsgewölbe als ein schützendes schwarzes Tuch gegen mutwillige Beschädigungen der Himmelspolitur ausgebreitet worden, als nach allen Seiten ein heftiges Feuerwerk und Bombardement mit Sternschnuppen vor sich ging und die Engel, welche einsahen daß es eine unmögliche Aufgabe sei, die weggelaufenen Sternlein oder ihre losgeschleuderten Bestandteile wieder einzufangen, nichts weiter tun konnten, als die Schuldigen aufzuschreiben, um sie dem heiligen Petrus beim Rapport zur Meldung zu bringen. Dies alles wäre nun freilich nicht so schlimm gewesen, zumal der heilige Petrus in den Monaten August und November an solche Vorkommnisse reichlich gewöhnt war; als aber plötzlich aus dem Sternbilde der Leoniden so etwa um halb neun Uhr ein entsetzliches Geschrei und Gejammer und darauf ein gottserbärmliches Geheul und Geschluchze gehört wurde, da wußte er daß etwas Unangenehmes und Außerordentliches passiert sein müsse, ließ sofort von einer himmlischen Posaune in den Raum hinaus Appell blasen, warf das Himmelstor einem Einlaß begehrenden Sünder ras-

selnd vor der Nase zu und begab sich eiligst und Böses ahnend nach dem ihm wohlbekannten Gestirn. Von dort kamen ihm schon auf halbem Wege sechs Engel entgegengelassen, die fünf kleinen heulend und die Fäustchen in die beiden Augen gedrückt und der größere ganz fassungslos vor sich hinweinend. Auf seine Frage erhielt Petrus zunächst keine Antwort aus der er etwas hätte machen können, und bugsierte also die heulende Gesellschaft zunächst in sein Geschäftszimmer, wo er sie, nachdem sie sich etwas gefaßt hatten, auszufragen begann. Da erfuhr er nun daß sie erst ihrer sieben gewesen seien, daß aber auf einmal das kleine Englein Coelestina beim Versuche, eine nichtsnutzige Sternschnuppe wieder einzufangen, so schnell in der Richtung nach der Erde verschwunden sei daß sie vermuteten, es sei diesem Himmelskörper zu nahe gekommen und dann von der dort herrschenden Schwerkraft, vor der sie ja freilich oft genug gewarnt worden seien, da die kleinen Engel sie mit ihrer geringen Flügelfkraft nicht überwinden könnten, auf sie herabgezogen worden. Sie hätten zwar alle gerufen und geschrien, aber das fallende Englein sei bald in dicken, grauen Regenwolken, welche die Erde umgaben, ihren Blicken entschwunden. Als das der heilige Petrus hörte, wurde er sehr zornig; denn wenn die verlorene Coelestina nicht wiedergefunden wurde, so gab es für ihn eine Menge Schreibereien die er hatte und am Schlusse noch eine lange Auseinandersetzung mit dem Herrgott. Man konnte es ihm daher nicht verübeln, wenn er den aufsichtführenden Engel unter harten Worten gehörig an den Flügeln zauste, daß er Federn lassen mußte, die fünf

kleinen Engelknirpse aber einen nach dem andern über sein heiliges Knie legte und ihnen mit seiner heiligen Hand eine Strafe verabfolgte, wie er sie noch von seinen irdischen Zeiten her kannte.

Damit war nun freilich nicht viel gebessert; im Gegenteil: alle sechs heulten von neuem los und die kleinen brüllten sich ganz heiser, was doch gerade durch die von der himmlischen Vorsehung angeordnete Samstagsnachmittagsruhe hatte vermieden werden sollen. Und so blieb ihm nichts übrig, als den Rest einer Lakritzstange unter sie zu verteilen, die er sich einmal in Kapernaum nach seinem berühmten großen Fischzug gekauft hatte, da er sich dabei einen starken Schnupfen und einen leichten Husten zugezogen. Dieses Mittel hatte insoweit den gewünschten Erfolg als sich die Engel bei seinem lange währenden Genuß beruhigten und ihre geröteten Stimmbänder allmählich wieder zu einem zarten Rosa verblaßten, so daß in der Kirchenmusik am darauffolgenden Sonntag die Stimmlein frisch und rein klangen als ob nichts geschehen wäre. Der heilige Petrus aber, welcher wegen der Anstellung der Engel in seinen Diensten ein böses Gewissen hatte, beschwichtigte dieses mit der unbegründbaren Hoffnung, des verlorenen Engleins doch vielleicht in den nächsten Tagen auf eine ihm noch unklare Weise wieder habhaft zu werden, und beschloß daher, vorläufig von dem ganzen Vorfall dem lieben Gott nichts zu sagen. Als aber Tag um Tag verrann ohne daß sich das Englein an der Himmelstür wieder einfand oder von einem befreundeten Kometen daselbst abgegeben wurde, war der heilige Petrus durch die

Unterlassung der sofortigen Meldung von dem Begebnis erst recht in eine prekäre Lage versetzt. Und so kam er auf die Idee, die Sache überhaupt zu vertuschen, da Engelzählungen nur alle Jubeljahre einmal stattfanden und Namenslisten nicht geführt wurden. Dies war nämlich insofern unnötig, als die Engel von Rechts wegen aus dem Himmelsgitter nie herauskamen, also wer darin war auch darin blieb; nur über die etwa zu frommen Kindern abkommandierten wurde eine Liste geführt, deren Einträge der heilige Petrus beim Aus- und Eingang dieser Engel am Himmelstore selbst besorgte. In diese trug er nun den Namen der kleinen Coelestina mit dem Zusatz „auf unbestimmte Zeit“ ein, obgleich eigentlich so unerfahrene Engelkinder zu derartigen Missionen nicht verwendet zu werden pflegten. Die an der Geschichte beteiligten sechs Engelchen aber hielten fein dicht, eingedenk der Tracht Prügel die sie weg hatten und der Federn die sie hatten lassen müssen; und selbst wenn sie etwas davon hätten laut werden lassen, so würde es die himmlische Vorsehung, der sie es hätten anbringen müssen, doch nicht geglaubt sondern ihnen vermutlich noch das alberne Geschwätz verboten haben. So blieb es im Himmel unentdeckt daß das Englein auf die Erde hinabgefallen war.

Als Coelestina dem Sternknirps aus dem Leonidenschwarm, welcher mit unglaublicher Geschwindigkeit der Erde zustrebte, nachsprang um ihn an seinen Platz zurückzuführen, hatte sie ursprünglich nur vor, ihn bis zu der Wolkenschicht zu verfolgen, welche grau

und schwer ihr die gefährliche Nähe der Erde deutlich genug anzeigte. Aber von dem tollen Hinterherjagen war sie dermaßen im Schwung daß sie noch ein ganz beträchtliches Stück über diese Grenze hinaus- und in die dichten feuchten Massen hineinfuhr; und als sie dann unter Aufbietung aller Kräfte mit den Flügeln schlug, um wieder nach oben zu kommen, waren diese so naß geworden daß sie nur noch unvollkommen ihren Dienst taten. Schon fühlte das Englein, wie die Schwerkraft, welche es sich wie eine große vielarmige Spinne vorstellte, seine Beine ergriff und da verließ es bald aller Mut und damit auch die letzte Kraft für weiteren Widerstand. Die Erde zog es unbarmherzig an sich, es sank unter müdem Geflatter wie ein krankes Vöglein tiefer und tiefer bis es endlich, etwas hart wie ihm schien, im Kohlgarten eines Bauern auf dem Boden aufstieß. Es war ganz erschöpft und außer Atem und die irdische Luft kam ihm schwer und drückend vor im Vergleich mit der durch den Äther verdünnten himmlischen Atmosphäre. Da stand es nun fremd in einer fremden Umgebung und wußte nicht was beginnen. Denn es war unterdessen stockfinstere Nacht geworden daß man nicht die Hand vor den Augen sah, und kein Stern vermochte mit seinem Licht die dicke dunkle Wolkenmauer zu durchdringen, welche einförmig und steinern die Erde vom Himmel abschloß; der Mond aber wurde in jener Nacht wieder einmal seiner Aufgabe als Himmelslicht gar nicht gerecht, da er erst Tags zuvor von seinem vertragsmäßigen monatlichen Urlaub heimgekehrt war, nach welchem er zum Ärger der Mutter Erde immer so schwäch-

tig und glanzlos war daß sie einen halben Monat mit ihm zu tun hatte, bis er wieder rund und voll wurde. Dazu legte sich der erste stille breite Frost über das Land und Coelestina, die außer ihren Flügeln nichts anderes an hatte, sah sich daher frierend nach einem Obdach um. Aber die Bauern im Dorfe hatten längst ihre Lichter gelöscht und sich ihr zunächst befindliche Gehöfte, zu dem der Gemüsegarten gehörte, konnte sie in der Dunkelheit nicht entdecken. So fühlte sie sich wirklich ganz von Gott verlassen und weinte, da sie nicht zu rufen wagte, noch eine Zeitlang still vor sich hin. Dann aber duckte sie sich unter eine große Kohlstaude, brach von der danebenstehenden noch einige Blätter ab, die sie über die frostigen Beinchen legte, breitete die Flügel über Schulter und Rücken soweit sie reichen wollten, und schlief, indem sie die Knie eng an sich zog, sie mit den Armen umfaßte und ihr Köpfchen darauf legte, bald vor Ermüdung fest ein. Als sie am andern Morgen hungrig und frierend erwachte, hatte der Frost Bäume und Sträucher mit blitzendem, starrem Reif überzuckert und alles ringsum sah so prächtig aus daß sie zuerst dachte, vielleicht doch nicht auf der Erde sondern in einem Märchenlande zu sein. Unter diesem Eindruck und unter dem Hunger der sie zu plagen begann, brach sie von einem nahestehenden Strauch ein bezuckertes Ästchen ab, das sie unverzüglich in den Mund steckte. Aber da es kein Zucker war, wie es im Märchenlande hätte sein müssen, vielmehr genau so fade schmeckte wie wenn sie an einer Regenwolke geleckert hätte, deren Geschmack sie früher mit ihren englischen Gespielen öfters in die-

ser Weise untersucht hatte, so bemerkte sie wohl daß es doch die Erde sei auf welche sie verschlagen worden war. In den Betrachtungen über ihr bitteres Los, denen sie sich gerade von neuem hingeben wollte, wurde sie durch die barsche Stimme des Bauern gestört, der hinter einer Scheune herumkam um seinen Gemüsegarten zu besuchen und nachzusehen, ob der Frost seinem Kohl gut zugesetzt hätte.

„Ei, was will es denn unter meinem Kohl?“ rief er grob. „Gewiß einige fette Stauden mitgehen heißen!“

Da er aber näher kam und das Englein so ganz nackt wie es vom Himmel gefallen dastehen sah, mit ungeordneten nassen Flügeln, triefendem Haar und einem ebenso triefenden blau gefrorenen Näschen, mit verweinten Augen und am ganzen Körper zitternd vor Frost, daß es sich in Gedanken über seinen Anblick vor sich selbst schämte, blieb er stehen und betrachtete sich das seltsame Wesen genauer. Und da er noch keinen Engel gesehen hatte, hielt er es für irgendeine seltene Art Federvieh, wie es vielleicht auf dem Monde zu Haus sein könnte. Er stellte also zunächst keine Fragen mehr sondern stieg mit einigen großen Schritten über die schmalen Beete, ergriff das Englein wie ein junges Gänschen bei den Flügeln und trug es so aus dem Garten über den Hof in die Stube, um das Wesen dort näher zu besehen. Dort erkannte er freilich daß es kein Vogel sei sondern eher ein Menschlein mit ein paar kleinen ihm sehr untauglich und unnütz vorkommenden Flügeln und so fragte er es, woher es komme. Das Englein aber schwieg darauf und konnte es nicht übers Herz bringen, zu sagen

daß es ein Englein wäre und stracks aus dem Himmel käme; denn es fühlte gar wohl welch eine jämmerliche Figur es in diesem Moment abgab, und da gedachte es lieber insoweit inkognito zu bleiben. Da der Bauer also keine Antwort bekam, fragte er weiter, wie es heiße.

„Coelestina“, antwortete das Englein nach einigem Zögern gedchnt, wobei es sich auf den Fersen hin und her drehte.

„Coelestina?“ sagte der Bauer. „Ach was, dummes Zeug! Coelestina ist überhaupt kein Name und außerdem viel zu lang.“ Und indem seine Gedanken eine andere Richtung annahmen, fügte er, die kleine Gestalt mit den Augen von neuem überfliegend, hinzu; „Ich will dir etwas sagen: schön bist du nicht aber vielleicht nützlich.“ Zu diesen Worten, deren Sinn Coelestina nicht verstand, dachte er sich daß er das Knirpslein, da er keine Kinder hatte, behalten wollte, damit es seine Gänse hüten oder seiner Frau, deren Augenlicht nachließ, mit seinen jungen Augen und zarten Fingern beim Linsenlesen behilflich sein könne. Denn Linsen und Sauerkraut war des Bauers Lieblingsgericht. Damit er aber sicher wäre daß das Englein ihm nicht wieder durch die Luft entwische, wie es durch die Luft in den mit Zäunen und hohen Hecken umgebenen Garten gekommen war, ergriff er eine große Schere, mit der er sowohl jene Hecken als die Flügel seiner Gänse zu verschneiden pflegte wenn diese die Gefahr des Entfliegens in sich zu tragen schienen, und stutzte dem Englein die Schwingen um ein solch beträchtliches Stück daß von ihnen kaum etwas übrig blieb

als zwei kleine formlose Stümpfchen an den Schultern, Coelestina vor Schmerz ach! und weh! schrie und von neuem in ein herzerreißendes Schluchzen ausbrach.

„So,“ sagte der Bauer, ohne daß ihn das Gejammer mehr rührte als wenn ein Gänschen schrie, „jetzt siehst du schon etwas menschlicher aus. Nun heule mir nicht die Ohren voll; ich gebe dir auch einen hübschen und anständigen Namen.“

Darauf kam es nun freilich dem Englein in seinem Schmerz um den Verlust seines wichtigsten englischen Requisites weniger an; aber der Bauer verstand das nicht und dünkte sich beinahe gnädig, als er der weinenden Coelestina den Namen Anneliese verlieh, aus keinem anderen Grunde als weil seine Frau, die Bäuerin, auch so hieß und ihm also der Name am nächsten lag. Daß er wesentlich kürzer gewesen wäre wie Coelestina, kann füglich nicht behauptet werden; es kam aber dem Bauern so vor und also war es so.

Unterdessen trat auch die Frau in die Stubc, die mit der Nachbarin ihren Morgenschwatz über das Wetter und das eine Ei beendet hatte welches ihre siebzehn Hühner bei der zunehmenden Kälte täglich legten. Sie war nicht in der besten Laune, da ihr die Nachbarin gesagt hatte, sie hätte am heutigen Morgen von ihren sechzehn Hühnern zwei Eier gehabt, und hielt dafür daß diese Sache nicht mit rechten Dingen zugeing. Als sie daher das nackte schluchzende, nun in der Zimmerwärme ganz krebsrote Wesen zu Hause vorfand und der Mann ihr seine auf dasselbe gerichteten Absichten kund tat, brummte sie etwas vor sich hin, daß er auch etwas Besseres tun könne als hergelaufenes Gesindel in das

Haus zu nehmen und er solle den Balg wieder auf die Landstraße jagen woher er gekommen sei. Da konnte sich aber Coelestina denn doch nicht mehr halten, nahm allen ihren Mut zusammen und sagte mutzig: „Ich bin nicht hergelaufen sondern hergeflogen, daß ihr es nur wisset!“ Und da nun die Bäuerin, über diese Worte verwundert, auch noch die abgeschnittenen Flügel auf dem Boden herumliegen sah und die feinen Gliederchen des Kindes erblickte, sie auch von dem ersten Blatte ihrer Bibel die Abbildung eines Engels kannte die ungefähr dem Anblick der Coelestina entsprach wenn man sich vorstellte daß ihr die Flügel noch an den Schultern säßen, so ging ihr die Wahrheit schrecklich auf. Da zog sie aber erst recht über ihren Mann her: „Du alter gottvergessener Esel,“ sagte sie, „du siehst natürlich in deinem Unverstand, den Gott dir verzeihen möge, nicht daß dies weder ein Mensch noch ein Vogel ist, wie du angenommen hast, sondern ein wirklicher leibhafter Engel vom Himmel, noch dazu einer mit Goldspitzen an den Flügeln wie sie so selten sind. Das kommt aber davon daß du nie in die Kirche gehst und nie in unserer Bibel liesest; denn dann wäre dir’s auf dem Titelpuffer schon aufgefallen oder der Pfarrer hätte dir einmal einen beschrieben. Ach Gott, ach Gott! Was soll man nun machen, da du ihm die Flügel abgeschnitten hast. Zusammenbinden hättest du sie sollen, daß er nicht entfliegen konnte, aber nicht so voreilig sein. Wenn wir den Engel in der Kirche an den Küster abgeliefert hätten der mit dem Herrgott so gut steht und ihm den Überläufer sicher wieder zugeführt hätte, dann hätten wir vom lieben Gott doch eine rechte Gnade

erbitten können: daß die Kuh gut kalbt oder daß unsere Hühner auch so gut Eier legen wie die der Nachbarin. Aber so! In dem Zustande nimmt ihn der Herr ja gar nicht zurück.“

So zeternte sie mit langem Atem wohl noch eine halbe Stunde; aber währenddessen fand sich allmählich das Mitleid für das Los der kleinen Coelestina, welche noch immer nackt und traurig auf der Ofenbank saß, bei ihr ein, und im Grunde ihres Herzens hatte sie gar nichts dagegen, sie im Hause zu behalten und an ihr eine Hilfe in der Wirtschaft zu haben die ihr ermöglichte, die Morgenausprache mit der Nachbarin noch länger auszudehnen als es ohnehin schon geschah. Nur wollte sie von sich aus den Vorschlag nicht gemacht haben, damit sie's ihrem Mann immer vorhalten könnte wenn es schief ausging. Diesen schickte sie nun mit der Weisung über die Straße, beim Strumpfwirker ein Paar starke Strümpfe und ein gestricktes Wämschen einzuhandeln und bei der Nachbarin ein Hemdchen ihres Bubens anzuborgen, wozu sich der Bauer, froh dem Vorwurfshagel seiner getreuen Ekehälfte so auf gute Manier zu entgehen, schnell bereit fand. Unterdessen holte sie aus der Kammer einen dicken roten Wollrock den sie in früheren Zeiten auf dem Felde getragen und bis zu den Knien herauf verschlissen hatte, schmitt das nun unbrauchbare Stück ab und wickelte ihm dem Englein in mehrfachen Runden um die Hüften, so daß es dergestalt gleich mit mehreren Röckchen übereinander aus einem Stück bekleidet war. Darauf flocht sie die englischen Locken noch halbnuß zu zwei kurzen, starren Zöpfchen, in welche sie ihnen Halt zu geben noch

zwei gelbe Zigarrenbänder einband die sie sich einmal von ihrem Manne für unbekannte Zwecke ausgeboten hatte. Anneliese unterwarf sich dieser ihr fremden Prozedur zwar wehmütig aber ohne Klagen, da sie nicht schmerzte, und bald strebten die steifen Flechten keck und selbstbewußt nach zwei verschiedenen Richtungen von ihrem Köpfchen ab, als ob sie damit eine Abneigung gegen den Nacken bekunden wollten den sie ja doch nicht erreichen konnten. Als sie dann nach kurzer Zeit in zwei schwarz und rot geringelten Strümpfen stand, welche ihr viel zu lang und weit waren, ihr also in mehreren unförmigen Falten um die Beine lagen, so daß diese einen grotesken und geschraubten Anblick gewährten; als sie in ihrem wollenen Wämschen steckte, welches der Geschmack des Strumpfwirkers mit kleinen braungefleckten Muscheln als Knöpfen ausgeputzt hatte; als ihr dann endlich noch ein rotes Tüchkeppchen mit schwarzsamtem Zwickel wie ein kleiner umgestülpter Nachen quer auf dem Kopfe saß, da fühlte sie sich etwas wärmer und geborgener. Zwar kratzten und kniffen sie die ungewohnten Kleider oftmals recht empfindlich; denn sie waren doch aus gröberem Stoff gemacht als die Garnierung von rosa Wölkchen die sie einzig im Himmel zu tragen gewohnt war, und auch das nur an Sonn- und Festtagen wenn die kleineren Engel mit an der langen Tafel sitzen durften, an welcher die elftausend Jungfrauen gespeist wurden. Aber was wollte sie machen: auf die Barmherzigkeit des heiligen Philippus konnte sie nicht warten, zumal da es unsicher war ob er überhaupt noch auf Erden wandelte; kalt war es, und so mußte sie die Kleider also

nehmen wie sie waren. Als ihr aber nach kurzer Zeit die Bänerin einen granen heißen Reisbrei in einem irdenen Napf mit einem eisernen Löffel auf den Tisch stellte und ihr darüber eine wäßrige fettigtrübe Brühe goß, in welcher zwei Rosinen und eine winzige vertrocknete Birne schwammen, im Geschmack nicht von dem ihr anhaftenden Stiel zu unterscheiden, da fing sie von neuem an zu weinen; denn sie mußte an die herrliche himmlische Tafel denken mit den silbernen Bestecken und goldenen Tellern und an die weißschimmernden Reisspeisen mit ihren Saucen aus Himmelblau und Regenbogenorange. Aber schließlich ging es ihr auch hier wie bei den Kleidern: Hunger hatte sie und anderes bekam sie nicht. Auch den Strohsack, welchen die Bauersleute ihr am Abend in eine Ecke der Kammer als Lager warfen, mußte sie am Ende ruhig hinnehmen, obwohl er keinen Vergleich mit den himmlischen Betten der Englein anhielt, die mit den feinsten frischgefallenen Schneeflocken gefüllt waren.

Da die Bauersleute in ihrer Weise gutherzig mit Anneliese verfahren, so faßte sie sich in den nächsten Tagen mehr und mehr, zumal da sie die Hoffnung hegte daß ihr Aufenthalt auf Erden nicht allzulange währen würde. Sie hatte nämlich die Worte der Bänerin wohl im Gedächtnis behalten, die sie an den Küster zur Weiterbeförderung in den Himmel hatte abliefern wollen. Also glaubte sie daß die Bänerin, wenn nur erst einmal die Flügel wieder gewachsen wären, sich auch später wohl noch zur Ausführung dieser Absicht verstehen würde. Aber in dieser Hoffnung sah sie sich bitter getäuscht. Nicht als ob die Bäuerin nicht nach ihren

Worten hätte handeln wollen; aber die Flügel wuchsen dem armen Englein nicht wieder; der täppische Bauer hatte mit den Federn auch ihren Lebensnerv durchschnitten und statt von neuem zu wachsen und kräftiger und größer zu werden als die verlorenen, wie es sie für eine im Notfall auszuführende Flucht von der Erde die es so festhielt, benötigt hätte, schrumpften sie nun mehr und mehr zusammen und bildeten am Ende nur noch ein Paar kaum fühlbarer Wülstchen. Somit unterschied sich Anneliese bald nicht mehr von den anderen Kindern des Dorfes als höchstens in ihrem Betragen, das darauf hinweisen mochte daß sie einst bessere Tage gesehen, und in dem kleinen Stückchen Himmelsglanz das im Hintergrund ihrer Augen zurückgeblieben war.

Als Anneliese die Entdeckung machte daß ihre Flügel nicht wieder wuchsen, da wußte sie daß ihr Schicksal besiegelt sei und nur ein Wunder sie retten könne. Einige Tage vergoß sie neue Tränen und da sie den Bauersleuten nicht mit ihren Klagen lästig fallen wollte, ging sie hinaus hinter das Haus, wo zwischen den Hecken auf einem Stück Wiese die Hühner pickten und in einer Lache die Gänse zusammenhockten. Denen klagte sie ihr Leid, oft und lange; und die Hühner waren ganz entsetzt darüber, liefen bestürzt umher und riefen einander zu: „Ach Gott, ach Gott; ach wie arg! Ach Gott, ach Gott; ach wie arg!“ Der Hahn aber schrie zum Himmel empor, als ob er mit seinem Krähen den heiligen Petrus, dem der Hahnenschrei noch von seinen Erdentagen unangenehm sein mochte, hätte anklagen wollen. Die Gänse dagegen saßen teilnahmslos beisam-

men und machten nur immer die gleiche kurze schnoddrige Bemerkung, als ob sie sagen wollten daß da nichts zu machen sei. Da nun der Bauer Anneliese mehrfach auf diesem Wiesenstück bei dem Geflügel angetroffen hatte, war er sehr zufrieden daß sie, wie er vermeinte, sich ohne Murren dem Hüten der Gänse unterzog, die zuvor oft genug nach dem Dorfteich ihre Wanderung unternommen hatten und von dort immer nur mit Schwierigkeiten unter protestierendem Geschnatter nach Hause hatten gejagt werden müssen. Anneliese war es auch ganz recht so; denn auf dem Grasplatze konnte sie wenigstens still für sich ihren Gedanken nachhängen und sie an eine zum Himmel steigende Lerche oder einige weiße Wölkchen anheften die sich in der Höhe allmählich verloren. Dort war sie auch geschützt vor den Bauernkindern, welche sie groß und dumm anzusehen pflegten wenn sie vor das Haus trat. Ab und zu kam zwar der Junge der Nachbarin herüber, um mit ihr zu spielen; aber sie mochte ihn nicht, da er immer schmutzige Füße hatte und zerrissene Höschen, auch öfters, wenn gerade niemand zugegen war, das Fingerchen in die Nase steckte; und da sie nicht auf seine Spiele einging, so fand er sie bald langweilig und unterließ seine Besuche.

So blieb Anneliese bei den Bauersleuten eine lange Zeit; viele Jahre. Aber obgleich sie während dieser ganzen Zeit mit niemandem über ihre himmlische Herkunft und Heimat sprach, da sie wehmütig daran dachte wie geringes Verständnis die Gänse für ihre Geschichte gehabt hatten und demzufolge annahm daß wenn die Vögel ihr keine Teilnahme bezeugten,

dies von den Menschen noch weniger zu erwarten sei, so blieb bei ihr doch unvermindert die Sehnsucht bestehen, endlich wieder in den Himmel zurückzugelangen. Und wenn sie der liebe Gott nicht kraft seiner Allmacht wieder zu sich empornahm, so vermeinte sie daß das nur geschehe, um sie eine kürzere oder längere Zeit für ihre Unachtsamkeit zu strafen, und murrte nicht darüber. Ihr liebster Aufenthalt aber blieb die kleine Wiese hinter dem Hause, weil sie da im Schatten der Hecke auf dem Rücken liegend ungestört in ihren lieben Himmel hineingucken konnte; doch je tiefer sie in ihn hineinblickte desto tiefer wurde ihre Sehnsucht.

Da begab es sich — Anneliese mochte nun ungefähr das Alter von zwölf Jahren erreicht haben — daß in einem benachbarten Dorf der Jungfrau Maria eine neue Kirche geweiht werden sollte; und der Herr Pfarrer hatte dazu von der Kanzel der alten baufälligen Dorfkirche, welche abgebrochen werden mußte, die heilige Jungfrau selbst durch Gebet für den kommenden Sonntag eingeladen, damit ihr Segen auf dem neuen Hause und seiner Gemeinde ruhe. Der Pfarrer hatte diese Einladung freilich mehr bildlich aufgefaßt; Maria aber, die lange nicht auf der Erde gewesen war, nahm es tatsächlicher mit ihr und bereitete sich, der Weihe ihres Kirchleins beizuwohnen. Da aber in dieser Zeit die Welt nicht mehr an Wunder gewöhnt war, die heilige Jungfrau auch im Laufe der Jahre von sinnfälligen Wundertätigkeiten mehr und mehr abgekommen war, so nahm sie die Tracht einer ehrsamn Bürgersfrau wie sie wohl an Sonntagen aus der Stadt in

die Ortschaften hinauskommen um die ländlichen Armen zu besuchen. So gedachte sie unauffällig und unerkant wieder einmal auf Erden wandeln zu können. Solcherweise verkleidet ließ sie sich in den ersten Morgenstunden einer milden Frühlingsnacht, die dem Weihesonntag vorausging, auf der Sichel des Mondes sanft zur Erde nieder, die sie in einem stillen Tannenwald erreichte in welchen der Mond leisen Fußes hinabstieg. In dem frischen erdeduftigen Morgen wurde ihr der Weg nicht zu lang zu dem Dorf, das sie schon aus weiter Ferne an dem in der Sonne blitzenden neuen goldenen Wetterhahn auf dem Turm der neuen Kirche und an den langen Wimpeln und Blumengewinden erkannte die von diesem herabhangen. Die Feier der Weihe verlief schlecht und recht. Der Pfarrer und die Bauern taten ihr Bestes dazu. Maria aber gewährte es eine heimliche Freude, statt den Andächtigen in der Glorie der Himmelskönigin zu erscheinen wie sie es früher gewohnt gewesen, lieber an den Herzen einiger Blinden und Arnen bald durch ein tröstendes Wort bald durch ein Almosen ihre Wunder im stillen zu erweisen; und sie erschienen ihr größer und schöner als viele derer welche die Legenden ihr nachsagten. Da nun die Kirchweihe kurz nach Mittag zu Ende war und sie ohne Begleitung an den späteren Belustigungen der Menge nicht teilnehmen wollte, sie aber noch eine Anzahl Stunden vor sich hatte bis die zum Himmel aufsteigende Mondsichel ihre Rückkehr erlaubte, so erging sie sich noch ein wenig planlos und gelassen in den Feldern und den anliegenden Dörfern. Da, als sie der Weg gerade an einer wohlbeschnittenen hohen

Rotdornhecke entlang führte, vernahm sie hinter dieser eine reine himmlische Stimme die zu einer himmlischen Melodie halblaut die folgenden Worte sang:

Wenn ich ein Prinzlein wär'
von Gottes Gnaden
hätt' ich ein prächtig Haus,
Diener, Soldaten;
hätte ein herrlich Kleid
silberbeladen;
wenn ich ein Prinzlein wär'
von Gottes Gnaden.

Da ich ein Englein bin
von Gottes Gnaden
bin ich auf Erden hier
kummerbeladen.
Keiner gibt 'was dafür
würd' ich verraten
daß ich ein Englein bin
von Gottes Gnaden.

Bei den ersten Worten des Liedes war die Jungfrau lauschend stehen geblieben, und da sie den Gesang wie die Melodie sehr wohl als nicht von dieser Welt erkannte, ahnte sie daß sie da eine Entdeckung machen würde die sie wohl etwas anginge. So schritt sie, während die himmlische Stimme die zweite Strophe nochmals etwas leiser vor sich hin sang, bis zum Ende der Hecke an dem Haus vorüber durch den Hof und fand sich bald auf dem kleinen Grasplatz Coelestina gegenüber. Diese erkannte sie sofort an den himm-

lischen Augen und an ihrem Wuehs, und nichts war natürlicher als daß sie jetzt die Stunde der Erlösung aus ihrem Erdendasein gekommen glaubte. In ihrer Freude konnte sie sich gar nicht fassen und erzählte ihre Erlebnisse in soleh einem krausen Gedankengewirr daß die Mutter Gottes davon ganz benommen war und am Ende von Coelestinas Erzählung genau so atemlos dastand wie diese selbst. Das eine freilich war klar genug: der in einer Fülle von Wendungen, zärtlichsten Bitten, Bestürmungen und Umhalsungen sich immer wiederholende Wunsch Coelestinas, die Jungfrau möge sie alsbald mit sich in den Himmel emporheben. Die Mutter Gottes war eine besonnene Frau und sagte dem Mädchen daß das so ohne weiteres nicht ginge; denn als arme Sünderin wolle und könne sie doeh füglich nicht im Himmel umherlaufen, und was wolle sie dort droben als Engel ohne ein Paar Flügel wie solche die himmlische Vorsehung vorschrieb und verlangte? Zudem sei der Mond noch viel zu schwach, um sie auch nur bis an das Himmelsthor mitzunehmen, und habe schon bei seinem nächtlichen Abstieg unter ihrer eigenen Last ein schiefes Gesicht gemacht. Da nun, wie Coelestina geschildert habe, die ihr von der himmlischen Vorsehung auf Lebenszeit verliehenen Flügel nicht mehr wüchsen, sei guter Rat teuer. Doeh hoffe sie daß vielleicht der heilige Martin, der die himmlische Rüstkammer unter sich habe, auf ihre Vorstellung ihr ein Paar von denjenigen Flügeln ausliefern würde welche für die frommen Kinder der Menschen bestimmt seien die nach der Auferstehung zu Engeln erhoben würden.

Mit diesem Trost nahm sie Abschied von Coelestina, die bei den ersten Worten ganz traurig geworden war, nun aber neuen Mut schöpfte und es wagte, sie anzuflehen daß sie doch ihre himmlische Majestät beiseite setzen und den heiligen Martin recht inständig um das Paar Flügel bitten möge; denn ihrem bittenden Auge könne niemand etwas abschlagen. Da lächelte Maria, versprach am übernächsten Tag, wenn der Mond sich senkte, wieder zu kommen und schritt nach Osten davon dem Orte zu, wohin sie die Mondsichel bestellt hatte die sie zum Himmel tragen sollte.

An jenem Abend saß Anneliese noch spät, als es schon ganz dunkel geworden war, an ihrem Platz auf der kleinen Wiese und blickte dem Monde nach, wie er so sanft und stetig zum Himmelporstieg; und auf ihm stehend glaubte sie in einem feinen duftigen Glanz die Gestalt der Himmelskönigin zu sehen bis sie samt der Sichel unter ihren Füßen hinter einer Wolke verschwand

Am andern Morgen ließ die Mutter Gottes dem heiligen Martin sagen, ob es ihm genehm sei daß sie am Nachmittage die himmlische Rüstkammer besichtige die sie noch nie gesehen hätte. Denn mit ihrem Anliegen wollte sie erst an Ort und Stelle herausrücken, da sie vermeinte, sie könne ihm dort besser zusetzen und ihn ein wenig in die Enge treiben wenn er Schwierigkeiten machen sollte. Martin, der seine Kammer wohl in Ordnung wußte, ließ ihr vermelden daß er ihr zu Befehl stände und sie erwarten würde. So begab sie sich am Nachmittage in die himmlische Rüstkammer. Martin empfing sie voll Ehrerbietung an der Türe, und der Hauptmann von Kapernaum, der ihm zur

Hilfe beigegeben war und die Kammerabteilung für die himmlischen Heerscharen unter sich hatte, war auch da. Da standen nun in langen Reihen die Posauen des Jüngsten Gerichts und die Lanzen der Reiterei und ihre Kürasse; und von der Decke hingen die Heiligenscheine in einem SchließBringe vereinigt; die feurigen Schwerter der Erzengel aber hingen etwas gesondert hinter einem eisernen Vorhang, damit kein Unglück geschehe. Auf einem Sims über der Tür sah Maria die zehn Lampen der klugen und törichten Jungfrauen, und dann kam ein Himmel voller Geigen und ein langer Gang mit Palmenwedeln; aber in einem besonders langen Raum waren Tausende und Tausende von Engelsflügeln wie die Dachziegel auf dem Boden aufgestellt, einer hinter den andern gelehnt. Als die heilige Jungfrau dort mit Martin allein war, fragte sie ihn, ob er ihr nicht ein mittelgroßes Paar dieser Flügel ablassen könne. Der heilige Martin, etwas erstaunt, verneinte dies indes. Da wurde sie dringlicher und dringlicher und redete lange Zeit auf ihn ein, daß er ihr die Flügel lassen müsse, da er sich wohl denken könne daß sie dieselben für einen guten Zweck brauche. Aber es half nichts, Martin blieb fest bei seiner Weigerung. In aller Ehrfurcht, so sagte er, müsse er den Wunsch ihrer himmlischen Majestät versagen; denn das sei in einem geordneten Gemeinwesen mit stehenden Heeren unbedingt das wichtigste daß die Kammer stimme. Das habe er von den kriegführenden Mächten aller Zeiten gelernt. Und wenn bei der nächstjährigen ökonomischen Musterung auch nur eine von den numerierten Schwungfedern fehle, koste es ihn

den Heiligenschein, geschweige denn wenn ein ganzes Paar Flügel nicht zur Stelle sei. Falls, was er nicht wissen könne, die heilige Jungfrau die Flügel nur zum Theaterspielen brauche, so verwahre er in der Ecke noch ein altes griechisches Modell das er von seinem Vorgänger übernommen habe; sie seien von einem gewissen Ikarus, entsprächen aber nicht den Anforderungen die heutzutage an das Fliegen gemacht würden sondern seien nur eine Spielerei.

So verabschiedete sich die Jungfrau Maria unverrichteter Sache von dem gestrengen heiligen Martin und bewegte das Schicksal Coelestinas in ihrem Herzen. Aber sie fand keinen Ausweg. Den Gedanken, Gott zu bitten daß er sich seines Engels annehme, verwarf sie schon aus dem Grunde, weil sie ihm den Kummer über die Pflichtvergessenheit des heiligen Petrus ersparen wollte; außerdem aber hatte der himmlische König sich vor nicht zu langer Zeit alle Bittgesuche von Himmelsbewohnern, da sie immer mehr überhandnahmen, durch ein besonderes Betteleigesetz verboten in dessen Eingang es hieß daß, da im Himmel alles nach seiner Allwissenheit vollendet eingerichtet sei, insoweit von niemandem der seine Einrichtungen genieße etwas zu bestellen sei. Er könne daher das Recht von Bittgesuchen nur den Menschen in ihrer Hilflosigkeit zubilligen, und auch dann nur, wenn sie ihm unmittelbar vor seinen Thron gebracht würden; irgendwelche Vermittler aber wolle er nicht anhören.

Dieses göttlichen Willenserlasses eingedenk behielt Maria ihre Entdeckung und ihr Anliegen für sich und am Ende nach langem Überdenken fand sie auch

für Coelestina einen Ausweg; einen harten bittern Ausweg, aber sie beschloß ihr ihn mitzuteilen. Wie sie es versprochen stieg sie in der nächsten Nacht wieder zur Erde hinab und fand Coelestina ihrer wartend. Als diese sie ohne die erhofften Flügel auf sich zuschreiten sah, da bestürmte sie sie mit tausend ängstlichen Fragen auf deren manche Maria die Antwort schuldig bleiben mußte. Da sie aber in ihrer Verzweiflung sagte, sie könne es kaum glauben daß Gott von ihrem Schicksal wisse, denn so hart sei er nicht, sie für eine kindliche Unachtsamkeit so schwer büßen zu lassen, da verwies ihr die heilige Jungfrau zwar solche Reden konnte aber keine ganz ausreichende Erwiderung darauf finden. Mit der göttlichen Allwissenheit, so erklärte sie etwas aus ihrem Gleichmut gebracht, verhalte es sich derart daß Gott ohne Zweifel alle Dinge auf Erden wissen könne; es aber wohl einmal vorkomme daß er gewisse Dinge nicht wissen wolle, und noch öfter daß er sie in ihrer Erledigung hinter andere wichtigere zurückstellen müsse. Gerade jetzt könne dies wohl nicht nur auf ihr Schicksal allein Platz greifen, da der Herr durch irdische Angelegenheiten aufs äußerste in Anspruch genommen sei, indem eben einmal wieder, wie er ihr jüngst mitgeteilt, allenthalben die Völker aufeinander platzten, von denen jedes ihn zum Helfer in seiner gerechten Sache anrufe. Allen aber müsse geholfen werden. Und wenn in ihrem Gottvertrauen die Menschen so große, ja schier unerfüllbare Dinge von ihm erbäten, welche Wünsche zu erfüllen ihm oft recht schwer würde, so könne er sie doch nicht ganz damit im Stich lassen.

Da merkte Anneliese wohl daß ihr kleines Los hinter so wichtigen Dingen welche die Welt bewegten zurückstehen müsse und war um so begieriger, nun den Rat der heiligen Jungfrau zu vernehmen den diese ihr beim Beginn ihres Besuches angekündigt hatte. „Mein Kind,“ sprach Maria, „es gibt für dich keinen andern Weg, von dieser Erde wieder in den Himmel zu gelangen, als den welchen alle diejenigen zu diesem Ziele beschreiten müssen die auf ihr wallen: daß du nämlich den Tod erleidest und nach der Auferstehung durch das Himmelstor eingehst, das sich dir kraft der Leiden meines Sohnes nicht verschließen wird. Weine nicht,“ fügte sie hinzu, als sie Tränen in Coelestinas Augen sah, „denn siehe, das irdische Leben ist kurz im Vergleich zu der ewigen Seligkeit des Himmels. Bedenke daß auch ich es in Kummer getragen und es der Heiland in Leiden geendet hat, während außer Gott dem Vater nur ihr himmelseingeborenen Englein diese Bürde nicht auf euch zu nehmen braucht. Wenn du solches als eine unverdiente himmlische Gnade erkennst, mag das dir deine Prüfung leichter machen.“

Da wurde Coelestina stille und schluchzte nur manchmal noch ein wenig und dankte Maria für ihre Worte. Und diese nahm endlich von ihr Abschied; nicht ohne ihr zum Trost zu versprechen, solange ihr Leben währe, alle sieben Jahre, wenn die Sichel des Mondes das erstemal nach Frühlingsanfang am Himmel sichtbar sein würde, zur Erde hernieder zu steigen und sie mit ihrem Trost und wenn sie in Not wäre mit ihrer Hilfe aufzusuchen.

Von Stund' an war das ganze Leben Annelieses, alle ihre Gedanken, ihr Sehnen und ihre Träume auf den Tod gerichtet. An der Schönheit dieser Welt ging sie wie an etwas Unnützem vorüber und eine Freude verachtete sie wie einen Umweg, der sie von ihrem Ziel abführte. Obwohl ihr der Tod ein leises geheimnisvolles Grauen einflößte, so sehnte sie ihn doch herbei wie einen unumgänglichen Schmerz, den man je eher je leichter erträgt. Und ihr Verlangen zu sterben war bald so groß daß sie darüber nachsann, wie sie den Tod näher zu sich heranzwingen oder ihn finden könne, wenn er sie nicht finde. Nicht daß sie jemals daran dachte, von sich aus das Leben wegzuworfen; denn sie wußte daß dies ebenso verächtlich sei wie Brot in den Staub der Straße zu treten. Aber sie wußte auch, daß es Helden gab die ihren Tod in der Schlacht suchten, und mutige Männer die ihr Leben für das anderer oder für ein großes Ziel aufs Spiel setzten, und ihr eigenes Ziel dünkte ihr mindestens so groß als irgendeines auf Erden. So begann sie nach einiger Zeit, wo immer im Dorfe ein Schwerkranker an einer ansteckenden todbringenden Krankheit darniederlag, in dem Hause allerhand Hilfeleistungen zu verrichten und, soweit ihr das in ihrem jugendlichen Alter erlaubt wurde, in der Heilanstalt auf der Höhe, wo die vielen hoffnungslosen Lungenkranken gepflegt wurden, zu kleinen Handreichungen ab und zu zu gehen; und da den Kranken ihre geräuschlose sanfte Gegenwart angenehm war und sie häufig zu bleiben gebeten wurde, so war sie oft viele Stunden des Tages mit ihrer Hilfe um sie am Orte des Todes und der Gefahr.

Unter solchen Gewohnheiten war Anneliese siebzehn Jahre alt geworden und ein zwar zartgliedriges und feines aber früh entwickeltes und widerstandsfähiges Mädchen. Da genügten ihr die unregelmäßigen und unvollkommenen Versuche dem Tode zu begegnen nicht mehr, sondern sie bat den alten Bauern, welcher sie scither wie eine Pflegetochter gehalten hatte, um die Erlaubnis, in die große Stadt gehn zu dürfen, damit sie dort die Kunst und die Pflicht einer Krankenpflegerin von Grund auf lernen könne die sie hier nur planlos und ungenügend anszuföhren in der Lage sei. Der Alte wollte sie erst nicht ziehen lassen, da ihm ihre häuslichen Dienste zustatten kamen, und meinte, es sei nützlicher und wiehtiger, seiner Frau im Hause beizuspringen die schon zu alt geworden sei, um alles ohne Hilfe zu verrichten. Die Bäuerin aber, welche die Worte durch die offene Kiehhentüre gehört hatte, verbat sich mit Nachdruck, das heißt mit schreiender Stimme, daß man sie zum alten Eisen werfe und unterstützte schon in gekränkter Frauenehre und zur Bekräftigung daß sie sich auch allein helfen könne den Wunsch Annelieses, womit derselbe denn auch erfüllt war. An einem der nächsten Tage verließ sie das stille Dorf, die guten Leute, den kleinen ihr lieb gewordenen Rasenplatz, wo ihr die Mutter Gottes erschienen, und ihre Hühner und Gänse, denen es keinen Eindruck machte daß sie fürderhin der Hut eines Engels entbehren sollten unter der sie bisher gestanden.

In dem großen Krankenhause der Stadt lernte sie bald alles das was ihr die Thüren in die Krankenstuben derer öffnete welche dem Tode geweiht waren. Dort

fühlte sie sich an ihrem Platz; dort ergriff sie sogar jene eigentümliche innere Heiterkeit und äußere Sonnigkeit, wie sie ein Mensch zeigt welcher gewiß ist daß seine Arbeit ihn zum vorgesteckten Ziele führt. Diese Gewißheit gab ihr die Ausdauer, gab ihr die Unermüdllichkeit, gab ihr die Hingebung, die Sanftmut, die Geduld welche ihr Beruf erforderte und gab ihr ebenso diejenigen Eigenschaften die ihn zu einer Kunst machen. Ihre Nähe war wie ein leises wohlthätiges Fächeln, ihr Tritt unhörbar, als ob sie wirklich noch mit ihren englischen Flügeln daherschwebte, die Berührung ihrer schmalen guten Hände kühlte die fiebernden Stirnen und ihre Stimme war wie die Melodie eines sanften wohligen Wellenschlags am Ufer eines sonnigen Sees. Wenn sie sich aber über ihre Kranken beugte, besorgte ihre letzten Atemzüge zu erhaschen oder ihren letzten Wunsch aus ihren brechenden Augen zu lesen, dann war es ihnen in der That, als ob sie in das Antlitz eines Engels sähen der ihnen vom Himmel zum Beistand in ihrer schwersten Stunde gesandt war. So oft sie aber bei diesem Leben tödlicher Gefahr oder dem Tod selbst begegnete: nie streckte er nach ihr den Arm aus, sie verfiel nie auch nur einer der Krankheiten welche sie umgaben. Es schien als ob sie gegen alles das gefeit sei, als ob sie aus einem anderen, unantastbaren, reineren Stoffe geschaffen sei als die Menschen, an welchem die Schädlichkeiten abprallten wie Holzpfeile an der geglätteten Wölbung eines metallenen Schildes.

Als Anneliese im Beginn ihres neunzehnten Jahres stand, wurde sie eines Abends an das Bett eines jungen

Baumeisters gerufen welcher an einem mörderischen Fieber erkrankt war. Er hieß Frohmut und lag in einem von der Straße abgelegenen Hause, das auf stille, alte Gärten hinaus und in dessen Fenster die Märzsonne, so viel sie es konnte, hineinsah. Seine Sache stand schlecht; eine beständige Unruhe, welche immer von neuem die leisen Ansätze einer Heilung zerstörte, durchwühlte ihn und sein lebhafter Geist fand nicht den Schlaf, den der ermattete Körper so dringend brauchte. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben und erhofften auch nichts mehr von dem vorgeschlagenen Wechsel einer Pflegerin und Annelieses Berufung, die sie nur geschehen ließen, damit auch scheinbar Gleichgültiges nicht versäumt würde. Aber als Anneliese einige Tage um den Kranken war, legte sich seine Unruhe und damit die schlimmsten Stürme des Fiebers; und seit der Zeit besserte sich sein Zustand langsam. Sie mochte sich keine Rechenschaft darüber geben, ob ihre Gegenwart diese Wandlung bewirkt hätte, aber bald genug hatte sie erkannt was ihm Ruhe gab; und so saß sie denn häufig gegen Abend an seinem Lager, hielt seine Hand still in der ihren und summt ihm mit einer jener himmlischen Melodien welche heiter und ernst in einem sind in den Schlaf. Nach Wochen aber, da sich seine Kräfte allmählich gehoben hatten, begann sie ihm mit halblauter Stimme zu erzählen, und es war ihre eigene Geschichte die sie ihm als ein Märchen erzählte. Sie sprach ihm von der Heiterkeit des Himmels; von dem goldenen Gitter das ihn umschloß, von dem Wolkenteppich, den langen weißgedeckten Tischen an denen die Himmlischen speisen, von den

Engelschören und himmlischen Konzerten und vom himmlischen Dom in welchem man so aus freier Brust atmen und frei emporblicken könne ohne Schwindel zu bekommen wie in vielen Kirchen dieser Welt; und er sei, sagte sie, so heiter und frei und auch so stark und weihevoll wie ein hochstämmiger grünender Buchwald im Sonnenlicht. Da sie nun bei diesen Worten sein Auge leuchten sah und er sie bat, das von dem Dom genauer auszuführen, so beschrieb sie ihm alles aufs bestimmteste, Säulen und Bogen, Wölbungen und Gesimse, Nischen und Chor, so daß er es hätte zeichnen können. Als sie aber gegen das Ende ihrer Geschichte kam, da vergaß sie sich ein wenig und erzählte ihm auch, wie sie so ganz von dem Wunsch nach jenem Himmel, den sie im Tode gewinnen solle, erfüllt sei daß ihr die Welt keinerlei Freude darbieten könne. Wie könne der beständige Wechsel von Sommer und Winter, die Vergänglichkeit der Blumen, die Stürme selbst der edelsten Leidenschaften in den Herzen der Menschen und ihre Kämpfe selbst für die höchsten Dinge dieser Welt — alles Vorgänge an denen, wie sie wisse, selbst gute Menschen ihr unvorstellbare Schönheiten fänden und genössen — für die irgendeinen Reiz haben deren einziges Ziel die ewige himmlische Beständigkeit und Harmonie sei.

Als sie mit diesen Worten geendet hatte, erschrak sie ein wenig, denn Frohmuts Hand zitterte in der ihren und erschien etwas zu unterdrücken was er ihr hatte sagen wollen; und während er sonst durch ihre Lieder oder Worte immer erheitert schien, ging heute ein Schatten über seine Züge. Er war die nächste Zeit

nachdenklich und still; und Anneliese glaubte zu bemerken daß seine Augen öfter als früher auf ihr ruhten.

Aber eines Tages, als wiederum die Abendsonne ihre schrägen Strahlen in das Zimmer schoß bis auf das Bett in der Tiefe, und Frohmut wieder die Hand Annelieses hielt die bei ihm saß, da begann er zu erzählen: von sich und seinem Leben. Es war ein starkes, ein stürmisches, ein beinahe brausendes Leben in welches da Anneliese hineinsah, voll von einer gewaltigen, fast wilden Lebensfreudigkeit, daß es ihr bei seinen Worten ganz angst und bang wurde. Und er beschrieb ihr die Schönheit dieser Erde so glühend, so gewaltig, so als das einzigste reinste Erlebnis daß sie ihm beinahe glaubte, wie schön es sei zu leben und wie bitter zu sterben. Er wollte es sie lehren, die Schönheit des Frühlings und des Winters, die Schönheit der Blumen und der Tiere, die Schönheit des Menschen und seiner Gefühle zu erkennen; und einmal werde er sie auf einen hohen Berg führen, wo sie mit ihm herabblicken würde auf das Meer; auf das wogende Meer in seiner Kraft und seiner Unendlichkeit und auf nichts anderes als das Meer; und sie würde nicht müde werden, darauf zu schauen, und das sei so schön daß der Mensch in die Knie sinken müsse vor dieser Schönheit und sein Gesicht mit den Händen verhüllen, damit er von ihr nicht geblendet würde.

Da wurde es Anneliese eng und sonderbar zumute, und sie geriet in Angst daß Frohmut in sein Fieber zurückfiele. Der aber fuhr fort und erzählte von sich und seiner Jugendzeit und schonte sich nicht, sondern sprach von seinen Verfehlungen die er begangen, und

seinen Fehlern die er jetzt noch besitze, und von den Mängeln in seiner Kunst; und dies alles so daß Anneliese bald sah, wie er nicht im Wahn redete sondern es ihm bitterernst mit seinen Worten sei. Denn er sagte daß, wie ihm in seinen Gedanken nichts zu hoch und in seinen Gefühlen nichts zu wild gewesen sei, auch seine Bauwerke darunter litten, daß kein Gewölbe ihm hoch genug, kein Säulenbündel ihm stark genug, kein Sims ihm wuchtig genug und kein Bogen ihm kühn genug gewesen wäre, so daß seine Bauten kein wohltuendes Empfinden auslösten, also nicht harmonisch sein könnten. Da aber seine Kunst nur ein Ausdruck seiner selbst sei, so könne sie daraus seine eigene Unzulänglichkeit wohl am augenfälligsten erkennen.

Und da sie nun alles von ihm wisse, auch alle seine Fehler kenne, so habe er nun den Mut, sie zu fragen, ob sie in ihrer himmlischen Harmonie ihm das geben wolle was er zwar unablässig gesucht aber nie gefunden, und ob sie ihm folgen wolle für immer. Denn er habe sie lieb gewonnen in langen stummen Wochen und liebe sie nun, nicht in einer auflodernden Flamme sondern in einer stillen, tiefen Glut, wie ein Mann nur einmal lieben könne in seinem Leben.

Als er so geendet hatte, wurde Anneliese sehr traurig, denn sie sah wohl, welche starke und edle Seele da um sie warb. Aber sie wußte auch daß sie ihn nicht wiederlieben könne; denn da sie ein Engel war, kannte sie die irdische Liebe nicht und wußte sich ihrer unfähig; ebenso unfähig wie etwa eines Verbrechens.

Also sagte sie ihm das schweren Herzens. Frohmut antwortete nichts darauf, sondern sagte nach einer

Weile traurig und fast tonlos, er habe sie in all den langen Woehen mit seinen Gedanken so umspinnen und umfaßt daß sie nun in der Tiefe seines Herzens gebettet liege wie ein schöner Kristall in einer Steindruse; den Kristall aber werde man nicht wieder aus seiner Umhüllung lösen können ohne diese zu zerschmettern.

Nach einigen Tagen stellten die Ärzte einen Rückgang seiner Kräfte fest, für den sie keinen Grund erkennen konnten. So siechte Frohmüt von Stund' an dahin. Aber er hörte nie auf zu hoffen, und so oft Anneliese zu ihm trat, blickte er forsehend und bang in ihr Auge. Sie jedoch war verzweifelt vor Angst und Schmerz, denn sie wußte wohl daß Frohmüt sich in Liebe zu ihr verzehre wenn sie bleibe, und fürchtete daß es ihn ebenso töten könne wenn sie ihn verlasse. Also erwartete sie ungeduldig und ratlos den Besueh der Jungfrau Maria, den sie ihr vor sieben Jahren angekündigt hatte; denn schon stand der Mond im letzten Viertel, und in wenigen Tagen, einen Tag nach dem Neumond, war Frühlingsanfang.

Da kam die Jungfrau zu ihr wie sie es versprochen, aber als sie Anneliese in soleher Not und Angst sah, als diese ihr vorstellte daß sie nun das Entsetzliche tragen müsse, an dem Tod eines guten und lebensfrohen Menschen schuldig zu werden, da sah Maria wohl daß es an der Zeit für sie sei zu handeln. Sie versprach ihr also, bei Gott selbst ihre Sache zu vertreten und fuhr gen Himmel. Unterwegs aber schalt sie den Mond, daß er sich nicht mehr beeile, obwohl es ihr eigentlich nicht darauf ankommen durfte, da sie den lieben Gott

doch vor Anbruch des nächsten Morgens nicht sprechen konnte; und der Mond ließ es sich auch nicht anfechten sondern zog seinen Weg.

Als die Jungfrau nun am Himmelstor angelangt war und der heilige Petrus ihr geöffnet hatte, da tat es ihr doch leid daß das himmlische Strafgericht, welches sich notwendig über ihn ergießen würde wenn sie Gott von allem Geschehenen Mitteilung machte, sein altes Haupt so völlig unvorbereitet treffen solle, und sie beschloß daher, ihm eine Warnung zukommen zu lassen. Sie fragte ihn also, mit in sein Torhüterhaus eintretend, ob er ihr nicht angeben könne, wie lange der Engel Coelestina, den sie bei ihrem letzten Ausgang auf Erden getroffen, dorthin abbefehligt sei. Petrus konnte sich anfänglich des Namens nicht entsinnen und mußte viele Seiten in dem Ausgangsregister zurückblättern bis er ihn fand. Die Datumsangabe aber rief ihm die ganze schreckliche Wahrheit ins Gedächtnis zurück und als er der Jungfrau antwortete, der Vermerk laute auf unbestimmte Zeit und die Sache müsse jedenfalls ihre Richtigkeit haben, da klang seine Stimme etwas zitterig. Nunmehr war Maria der ganze Zusammenhang klar; sie verließ ihn indessen ohne mehr zu sagen. Petrus aber sprang im Verlauf der Nacht mehrfach von seinem Lager auf und lief hastig zur Türe hinaus; und wenn er dann auch immer bald zurückkehrte und sich wieder niederlegte, so hatte er doch eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen, noch bevor der Herrgott an seine Regierungsgeschäfte ging, trug ihm Maria die ganze

Sache vor. Das Benehmen des heiligen Petrus und das Abhandenkommen eines seiner Engel schien ihm aber bei weitem das wichtigste zu sein, so daß er sich diesen Teil von Marias Erzählung noch einmal wiederholen ließ, wobei er immer in seinem Erstaunen vergaß, die himmlische Krone die er gerade in der Hand hielt aufzusetzen und dergestalt eine ganze Weile barhäuptig dastand. Als ihm die Jungfrau nun bedeutete daß ihr viel mehr als die Unregelmäßigkeiten des himmlischen Türschließers das Schicksal Coelestinas und des jungen Baumeisters am Herzen liege, da wurde der Herr mißnützig und sagte, daß die innere, himmlische Sache zu allererst Remedur erheische; denn das seien ja schaudervolle Zustände die sich ihm da aufdeckten. Zunächst hieße es da also, vor seiner eigenen Thür kehren, und dazu werde er das Erforderliche alsbald veranlassen.

Also berief Gott der Herr unverzüglich eine Versammlung aller Heiligen im großen blauen Himmelsaal, und die himmlischen Heerscharen, das Fußvolk unter dem Erzengel Michael und die Reiterei unter dem heiligen Georg, wurden auch dazu befohlen. Als alles beisammen war, ließ er sich, angetan mit der göttlichen Kraft und Herrlichkeit, auf dem himmlischen Throne nieder, und zu seiner Rechten nahmen die Jungfrau Maria und zu seiner Linken der Heiland ihre Thronessel ein; aber unter den dreien hielten eine Menge Engel, welche die himmlische Vorsehung eigens dazu bestimmt und befehligt hatte, einen goldglänzenden Wolkentepich empor, den man von dem Morgenrot auf einige Stunden für diesen Zweck entliehen

hatte. Darauf erhob der Herr seine Stimme und legte in wenigen Worten den versammelten Heiligen das Vorkommnis mit dem Englein Coelestina und ihr Abhandenkommen klar, so daß der heilige Petrus, der unter den Aposteln stand, unruhig auf seinem Platz hin und her trat. Dann führte er aber in seiner Ansprache weiter aus, daß der Vorfall an sich nicht gar zu schlimm sei, da es wohl einmal vorkommen könne, daß ein Engel wie irgendein anderes himmlisches Gerät abhanden kommen könne, daß er aber dem heiligen Petrus den Vorwurf machen müsse, die Sache nicht sofort gemeldet zu haben, wodurch er sie vielleicht erst bei der nächsten Engelzählung entdeckt haben würde, wenn nicht die Mutter Gottes zufällig aus einem besonderen Grunde ihm davon Mitteilung gemacht hätte. Man könne nicht verlangen, daß er seine Allwissenheit, die er für irdische Dinge benötige, auch noch auf himmlische Angelegenheiten erstrecke. Diese Vertuscherei und das ihm dadurch bewiesene geringe Vertrauen komme ja beinahe dem Verhalten von Bediensteten unter den Menschen gleich, welche es auch gewohnheitsmäßig verheimlichen, wenn ihnen irgendein ihrer Herrschaft gehöriger Gegenstand zerbreche oder verloren gehe. Mit der Verlässlichkeit des heiligen Petrus sei es so wie so nicht zu weit her, da er zur Zeit als sein Sohn noch auf Erden gewandelt sei, diesen dreimal, sozusagen in einem Atem bevor der Hahn krähen konnte, verleugnet habe.

Der liebe Gott redete sich im weiteren Verlauf seiner Ansprache in eine immer größere Entrüstung und einen gewaltigen göttlichen Eifer hinein und ging mit

dem armen alten Petrus so scharf ins Gericht daß ihm beinahe die himmlische Gerechtigkeit, die er nach den Worten des Propheten in der linken Hand hielt, entfallen wäre. Schließlich kam ein solch göttlicher Zorn über ihn daß er mit der Drohung schloß, im Wiederholungsfalle solchen mangelnden Vertrauens, gleichviel von welcher Seite, der hohen Versammlung den ganzen himmlischen Bettel vor die Füße werfen und dem Himmelsthron zugunsten seines Sohnes entsagen zu wollen.

Da standen nun die Heiligen sehr betroffen über diesen Ausgang von Gottes Rede und die himmlischen Heerscharen blickten ernst drein. Der heilige Petrus aber, der besonders durch den Vergleich mit den irdischen Bediensteten ganz aufsässig geworden war und sich außerdem den Anschein geben wollte als nehme er die Sache auf die leichte Achsel, stieß den Apostel Paulus welcher neben ihm stand mit dem Ellbogen leicht in die Seite und fragte ihn unter der Hand, ob er nicht finde daß der Herr zu viel Wesens über einen gefallenen Engel mache. Paulus konnte trotz des Ernstes der Situation nicht anders als leise vor sich hin zu lächeln. Der Heilige Geist aber, der über dem Haupte Gottes in Gestalt einer Taube in seinem Heiligenschein schwebte, sträubte die Federn.

In der ersten Bestürzung über Gottes Zorn fand niemand der Anwesenden ein Wort. Nach einer Weile indes trat zu aller Erstaunen der heilige Joseph in den freien Raum der vor dem himmlischen Thron gelassen war und schickte sich zum Sprechen an, dies war um so wunderbarer als man eigentlich solange er im

Himmel war nie etwas von ihm vernommen hatte. Der heilige Joseph war nämlich durch die im Himmel herrschenden Verhältnisse etwas in schiefe Lage gekommen, insofern er die beständige Nähe der heiligen Jungfrau, deren er sich auf Erden erfreuen durfte, infolge ihrer Erhöhung zur Himmelskönigin nicht mehr genießen konnte; seine treuen Beschützerdienste, in welchen sein Hauptverdienst für Maria und seine vornehmste Tätigkeit auf Erden bestanden hatten, waren in ihrer neuen Würde völlig überflüssig, und so stand er etwas allein, wenn sich auch Gott es nicht nehmen ließ, ihn regelmäßig mit der übrigen Sippe Mariae zum Weihnachtsabend und zum Karfreitagessen einzuladen. Aber da er zu den Aposteln, die einen geschlossenen Kreis bildeten, nicht gehörte und die anderen Heiligen wesentlich jünger waren als er, so lebte er still für sich und gab sich ganz dem Lesen gelehrter Bücher hin, so daß er höchstens gelegentlich einmal in alter Anhänglichkeit an sein irdisches Handwerk einen lose gewordenen Sparren auf dem Himmelsdach wieder fest schlug. Seine Belesenheit und Gelehrsamkeit kamen ihm nun plötzlich bei dieser Gelegenheit zustatten und gaben ihm den Mut, auf die Worte Gottes zu antworten. Er führte etwas schwerfällig aber doch klar und verständlich aus, daß von einer Thronentsagung oder Abdankung Gottes des Vaters gar keine Rede sein könne, da eine solche nach der himmlischen Verfassung unzulässig sei. Denn dann würde die heilige Dreieinigkeit eines ihrer wesentlichen Bestandteile beraubt; und selbst wenn man annehmen wolle daß er nach seiner Abdankung ihr noch weiter

angehören könne, falls er nur immer in der Nähe und in allen Dreieinigkeitsfragen erreichbar wäre, so ginge das aus dem Grunde nicht, weil abgedankten Göttern verfassungsmäßig ein für allemal der Aufenthalt im Himmel verboten sei, wie man vor noeh nicht zu langer Zeit selbst entschieden hätte, als man eine so achtbare göttliche Persönlichkeit wie den Apollo nicht habe aufnehmen wollen. Er machte den lieben Gott ferner darauf aufmerksam daß im Falle seiner Abdankung als einzige Orte, wo er mit Anstand den ewigen Rest seiner Tage verbringen könne, nur Asgard und der Olymp in Frage kämen; und in dem ersteren wäre es doch wohl für immer zu kalt und neblig, während auf dem letzteren er wohl von Jupiter und seinen Göttern nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen werden würde. Diese gelehrten Ausführungen gehörten nicht streng zur Sache und der Herrgott sagte dem heiligen Joseph daher daß er sie sich hätte sparen können und hier nicht ein irdisches Parlament wäre, in welchem der Vorsitzende so geduldig die vielen und langen unsachlichen Ausführungen der Redner anzuhören pflegte. Da trottelte der heilige Joseph ziemlich betroffen auf seinen Platz zurück und hatte nicht den Eindruck als ob er mit seiner Rede sein Verhältnis zum lieben Gott gebessert hätte. Aber durch die ganze Heiligenversammlung ging doch ein Seufzer der Erleichterung nachdem Joseph geendet hatte, und der Heiland nickte seinem Stiefvater gnädig zu, da er sich gar nicht sehr nach dem Himmelsregiment sehnte, während die Apostel dem Redner einer nach dem anderen schweigend die Hand drückten mit Ausnahme des heiligen Petrus.

Unterdessen erklärte Gott Vater die Versammlung für geschlossen und befahl noch, um die Gelegenheit wahrzunehmen und sich auf andere Gedanken zu bringen, einen Vorbeimarsch der himmlischen Heerscharen während dessen sein Zorn sich legte und die Freudigkeit am himmlischen Regiment zurückkehrte. Hierauf rückten die Heerscharen in ihre Quartiere, die Heiligen gingen auseinander und der himmlische Friede griff wieder Platz.

Für das Schicksal von Anneliese war nun freilich mit diesen Maßnahmen des heiligen Vaters, so wichtig sie auch für die himmlische Ordnung waren, nichts gewonnen. Aber die Mutter Gottes, da sie sich einmal der Sache angenommen hatte, ließ nicht nach, sie zu verfolgen; und so gesellte sie sich am Abend jenes Tages, als der liebe Gott nach seinem Tagewerk sich im Paradiesgarten in der Kühle erging, zu ihm in der Absicht, nochmals für ihren Schützling bei ihm vorstellig zu werden. Da nun der Herr sie so in aller der Reinheit, Anmut und Hoheit in welcher sie dem Raffael zu seinen Bildern gesessen hatte dahervandeln sah, da hatte er seine göttliche Freude an ihr und beschloß sie anzuhören. Also trug sie ihm ihr Anliegen nochmals vor und stellte es gar beweglich dar, wie sehr sich Coelestina danach sehne daß er sie zu sich nehme und wie es nicht der göttlichen Barmherzigkeit entsprechen könne daß der arme Baumeister so viel um sie leide, noch der göttlichen Gerechtigkeit daß ein Engel sein Siechtum und seinen Tod verursache. So flehe sie ihn an, doch die Gebete seines Engels zu erfüllen und ihn

von der Erde zu entführen, damit er nicht die Schuld auf sich zu nehmen brauche, einen Menschen getötet zu haben. Doeh Gott schritt schweigend neben ihr her und strich sich den Bart und sprach nach seiner unerforschlichen Art kein Wort als sie geendet hatte, und so wußte sie nicht ob er nach ihren Bitten handeln werde; aber als sie in sein ernstes gütiges Angesicht blickte, da ahnte sie daß er es zum Guten wenden würde, und verließ ihn leichteren Herzens.

Und Gott war weiser als sie und handelte nach seiner Weisheit. Denn als an einem der nächsten Tage, da die Abendsonne ihre letzten goldenen Strahlen wieder einmal in das Krankenzimmer warf und in die Tiefe hinein bis auf das Bett und das Antlitz des jungen Baumeisters, Anneliese wieder still an diesem Bett saß und er ihre Hand in der seinen hielt und wiederum so ganz von innen heraus bewegt und erwartungsvoll in ihr Auge sah, da geschah es daß Gott der Herr mit seiner allmächtigen und gütigen Hand das Herz des Engels berührte und es leise ein wenig von seinem Platz in der Mitte des Körpers, wo es bisher geruht hatte, hinüber nach der linken Seite rückte; dahin wo die Herzen der Menschen schlagen (denn die Herzen der Engel liegen wegen der ihnen innewohnenden Harmonie symmetrisch in der Mitte des Körpers). Da aber das geschehen war, da schien es Anneliese, als ob ein unendlicher Freudenschrei durch die ganze Welt ginge und sie müsse ihn mitschreien; und sie fühlte ihr Herz anders schlagen, und als der Kranke, der ihre Bewegung bemerkte, in freudiger Erschütterung in ihre Augen blickte, da standen sie voller Tränen. Und

sie beugte sich über ihn und ließ es geschehen daß er sie an sich zog und ihren Mund küßte, und sie weinte lange und still an seinem Halse, so daß der liebe Gott beinahe fürchtete, er habe ihrem Herzen einen etwas zu starken Stoß versetzt. Aber es war nur Freude die sie weinte. Und die erste Träne, die sie aus einem menschlichen Herzen vergoß, fiel in die geöffnete Hand des Mannes und verging dort gleich einem wunderbaren Diamanten, so rein und klar und makellos und auch so voll stiller Glut wie das Herz aus welchem sie zu den Augen emporgestiegen war. Von dem Tage, an welchem das Herz Annelieses sich der Liebe geöffnet, kam ihr die Welt wie verwandelt vor. Die Vöglein auf den Zweigen sangen ein anderes Lied, die Blumen in den Beeten vor dem Fenster strahlten sie anders an, die Sonne erwärmte ein anderes Blut in ihren Adern, und die ganze Erde, auf welcher gerade der Frühling wie ein junger Sieger seinen Einzug hielt, war von einem unbeschreiblichen Jubel erfüllt, in den sie selbst einzutauchen begehrte wie in einen wonnigen strahlenden Reigen. „Wie ähnlich“, sagte sie zu sich; „wie ähnlich sind sich doch Himmel und Erde.“

Den Baumeister machte sein Glück genesen. In wenigen Wochen verließ er das stille Haus und begann die Vorbereitungen für dasjenige dessen Plan ihm schon in den langen Nächten des Krankenlagers so klar vorgeschwebt hatte und das den Herd für ihn und Anneliese enthielt.

Kaum jedoch daß er selbst in voller Kraft wieder dem Leben geschenkt war, als Anneliese, mit der höchsten Freude nun auch des Leides der Menschen teilhaf-

tig geworden, an der nämlichen mörderischen Krankheit sich niederlegte die er eben überwunden hatte. Der Tod stand mehr als einmal an ihrer Seite. Aber wie sie für den Geliebten gewacht und gesorgt, so tat er es jetzt für sie; und wenn es Anneliese noch nicht gewußt hätte, so hätte sie es jetzt erfahren was Menschenliebe vermag. Einesmals in diesen Tagen sagte sie es dem Geliebten, wie so ganz anders doch, um so vieles schöner und seliger, tiefer und ergreifender die irdische Liebe sei gegenüber der himmlischen die sie früher geübt; und daß die Welt und das Leben, das ihr ein solches heiliges Gefühl schenken könne, auch heilig und schön sein müssen. Wie sie früher den Tod gesucht, ja darum gebetet hatte, so inbrünstig betete sie nun darum daß er sie verschone. Aber als dies Gebet und jene Worte zu Gott hinaufdrangen, da lächelte er leise in seiner Güte und sprach zur Jungfrau Maria die bei ihm war: „So geht es auf Erden zu; ohne sie zu kennen, sind die Irdischen unzufrieden mit der Welt und dem Leben das ich ihnen gab, und können es gar nicht erwarten, bis sie das ewige Leben im Himmel erlangt haben; wenn sie aber erst die Schönheit der Schöpfung und die Freuden des irdischen Daseins entdeckt haben, dann wünschen sie, des ewigen Lebens auf Erden theilhaftig zu werden.“ Aber ihren Wankelmuth trug er Anneliese nicht nach.

Siegenas und der Baumeister führte sie heim. Seit jener Zeit breitete sich eine wundersame Klarheit und Feierlichkeit in ihm aus, die auch auf seine Bauten überging.

Bald schmückten schöne Kirchen voll Einfachheit und Kraft das Land, bei deren Bau ihm jene himm-

lische Kapelle vor Augen stand welche Anneliese ihm dereinst in seiner Krankheit beschrieben hatte. Die Leute aber sagten von seinen Kirchen, man glaube wohl, daß Gott darinnen wohne.

Sie lebten lange und glücklich. Anneliese gebär ihrem Gemahl Kinder, die rechte Menschen waren und das Herz am rechten Fleck hatten; aber an den Schultern trugen sie alle ein kleines goldgelbes Mal, das wie ein goldenes Federchen ansah, zum Zeichen daß ihre Mutter ein Engel war.

**SANKT
GEORGS STELLVERTRETER**

Legende

Es begab sich eines schönen Tages daß der heilige Georg, welcher seit Jahrhunderten die Reiterei der himmlischen Heerscharen befehligte, bei Gott dem Herrn um Urlaub einkam. Dessen hatte sich der Herrgott freilich nicht versehen; denn wenn er es auch gewollt war, daß sich einige Heilige *minorum gentium*, die sich nicht gerade in verantwortungsreichen Stellungen befanden, in ihrem Dienst solche Freiheiten erlaubten, denen er großmütig nachsah, so war doch von dem heiligen Georg während der ganzen langen Jahre, die er ihm in Treuen diente, niemals ein Urlaubsge- such eingegangen. Er ließ ihn also zu sich rufen und beschied ihn, daß das doch ganz gegen die himmlische Ordnung sei, wenn er, der sich noch niemals seinen ritterlichen Heiligendiensten entzogen hätte, damit jetzt auch beginnen wollte wie andere, welche die Sache nicht genau nähmen. Sankt Georg, welcher als Heiliger der Ritter und als Ritter unter den Heiligen das Haupt hoch und frei trug, so wie ihn Donatello in seinem Standbild an Or San Michele in Florenz dargestellt hat, sah seinem Gott ins Angesicht und da er einen festen Stand bei ihm hatte, so war er auch um eine freimütige Antwort nicht verlegen, wie er es seiner Ritterwürde schuldig zu sein glaubte. Er sagte also zu Gott dem Herrn, er möge bedenken daß seine Gerechtigkeit mit diesem Bescheid den er ihm gegeben

zu dem nämlichen Ziele gelangt wäre wie die Vernunft der Obersten auf Erden, welche da ihre pflichteifrigsten Offiziere, wenn sie wirklich einmal um Urlaub einkämen, theils verwundert, theils entrüstet mit der Begründung abwiesen: „Ja, wie kommen Sie nur dazu? Das fehlte ja gerade noch!“ während sie anderen luftigeren Kameraden jede Dienstumgehung dieser Art als selbstverständlich nachließen. Zudem, so fuhr der heilige Georg fort, sei von einer leichtfertigen Benrlaubung seinerseits gar keine Rede; vielmehr betrachte er eine längere Abwesenheit von seinen Truppen, und zwar mindestens auf ein Jahr, für ganz unerlässlich, da er fühle daß er seinen heiligen Aufgaben als Befehlshaber der Himmelsreiterei nicht mehr so voll gerecht werden könne; nicht als ob seine Kräfte nachließen, sondern es sei eine ganz bekannte Tatsache der Erfahrung, daß zu langes ununterbrochenes Befehlen an höchster Stelle nicht gut tue, die Leistungsfähigkeit der Befehligen wie des Befehlshabers darunter leide und eine unüberwindliche Stumpfheit auf beiden Seiten Platz greife, von welcher, wie Gott der Herr wohl wisse, nur er selbst als Herrscher des Himmels und der Erden frei sei. Er gedenke aus diesem Grunde sich in längerem Betrachten gänzlich anderer Verhältnisse im Kriegsdienst, der auf Erden ihm unbekannte Fortschritte gemacht haben müsse, neue belebende Gesichtspunkte zu erwerben, wie sie ihm für seine Stellung notwendig erschienen.

Der Allmächtige konnte sich ebensowenig der Richtigkeit der letzten Bemerkungen wie der Einsicht entziehen daß sein erster ablehnender Bescheid, wie Sankt

Georg herausgeföhlt hatte, nicht der himmlischen Gerechtigkeit entspräche welche er übte. Er bedachte sich also. Mochte er auf der einen Seite seinem vornehmsten Heiligen gegen unanfechtbare Gründe nicht entgegentreten, so schien es ihm auf der anderen Seite ganz gegen alle Ordnung daß die himmlische Reiterei solange ohne einen Führer sich selbst überlassen sein solle. Aber zur Übernahme der himmlischen Stellung des heiligen Georg war kein anderer Heiliger tauglich; das ergab sich ohne weitere Erwägung. Indem er ihm das vorstellte, gedachte ihn Gott von seinem Vorhaben abzubringen. Aber Sankt Georg blieb bei seinem Gesuch; so wie sie jetzt sei, habe die himmlische Reiterei überhaupt keinen Zweck mehr, führte er aus, also müsse er auf neue Erfahrungen für sie ausziehen und wenn sie nicht für die Zeit seines Urlaubs ohne Befehlshaber belassen werden könne, was er übrigens einsche, so solle man sie für diese Zeit abrüsten; vielleicht brauche man sie dann überhaupt nicht mehr zusammenzutreten zu lassen, wenn man den allgemeinen Abrüstungsbestrebungen, die auf Erden sich nur mühsam Boden verschafften, mit gutem Beispiel vorausgehen wolle. Aber davon wollte Gott, solange die Macht der Finsternis bestehe, nichts wissen. Wenn also, wie Georg zugäbe, seine Reiter nicht ein volles Jahr lang führerlos bleiben könnten, so sei der Herr zur Bewilligung seines Urlaubs nur dann in der Lage, wenn er ihm für die Zeit desselben einen geeigneten Stellvertreter bringe, dessen Bestätigung er sich vorbehalte.

„Damit Ihr aber erkennet,“ fuhr Gott fort, „daß ich der Genehmigung Eures Wunsches, dessen Berechti-

gung ich anerkenne, geneigt bin, will ich selbst, sofern Ihr nur die geeignete Persönlichkeit ausfindig gemacht oder in Vorschlag gebracht habt, Euch beistehen sie zu gewinnen.“

„Und wie, mein Herr und Gott,“ fragte der heilige Georg, welcher sich mit seiner Nachfolgerschaft oder seiner Vertretung noch nie in Gedanken befaßt hatte, „müßte der beschaffen sein welcher an meiner Statt dir dienen dürfte?“

„Das ist bald gesagt,“ erwiderte der Herr; „ein Ritter müßte er sein wie Ihr, ohne Tadel und Furcht, und nicht als armer Sünder dürfte er in den Himmel eingegangen sein. — Aber er wird nicht so bald gefunden werden.“ Und mit diesen Worten entließ er ihn.

Daran mußte sich der heilige Georg als an einem weisen, gerechten und gütigen Bescheid genügen lassen, und wenn er auch noch nicht wußte, wo er den Stellvertreter den Gott verlangte hernehmen sollte, so verzagte er doch insoweit keinen Augenblick, eingedenk dessen daß er ihm seinen Beistand versprochen hatte, die geeignete Persönlichkeit zu gewinnen.

Also hielt er Umschau nach seinesgleichen; zuerst unter den Heiligen, auf die er seine Hoffnung wohl setzen durfte, denn keiner von ihnen war als Sünder in den Himmel eingelassen worden. Aber so viele ihrer waren — und Sankt Georg sah bei dieser Gelegenheit einige die er noch nie gesehen zu haben glaubte —, so war doch kein einziger Ritter unter ihnen. Da waren weiter die Erzengel, die wohl mit den Waffen umzugehen wußten; aber weder Gott noch er selbst hatte sie je-

mals als wirkliche Ritter gelten lassen, obgleich er mit ihnen wegen ihres ritterlichen Wesens auf gutem Fuße stand. Die anderen Engel kamen insoweit noch weniger in Frage und die übrigen Himmelsbewohner waren allesamt arme Sünder. Als er diese Erfahrung gemacht hatte, beschied sich der heilige Georg daß er vielleicht noch manchen Tag an seinem Platz würde ausharren müssen ehe er seinen Urlaub antreten könnte. Denn es war wenig Aussicht vorhanden daß durch die Himmelstür etwas anderes eingehen würde als arme Sünder und ab und zu ein neuer Heiliger, der aber dann sicher kein Ritter war. Nichtsdestoweniger begab er sich in den nächsten Tagen, so oft es seine Dienstobliegenheiten erlaubten, nach dem Himmelstor in der unbestimmten Hoffnung, daß er seinen Stellvertreter durch dasselbe eingehen sehn würde.

Aber nichts dergleichen. Einen armen Sünder nach dem andern lieferte der Tod an der Pforte ab und der heilige Petrus, welcher es wissen mußte, sagte seinem Mitheiligen auf die Beschreibung von der Persönlichkeit die er suchte, so etwas gäbe es heutzutage nicht mehr. Aber das wollte der heilige Georg nicht glauben daß auf Erden alle Ritter ohne Furcht und Tadel ausgestorben seien und es von diesen keiner zuwege bringen sollte, ohne zum Sünder geworden zu sein von der Erde zu scheiden. „Mag schon solche Ritter geben die keine Sünder sind,“ sagte der heilige Petrus; „aber wenn sie es nicht zu ihren Lebzeiten waren, so machen sie die Pfaffen noch in ihrem letzten Stündlein dazu, indem sie's ihnen so lange einreden und ihnen so lange zusetzen sich als arme Sünder zu bekennen,

bis sie sich in ihrer Todesangst dazu verstehen; und dann kommen sie eben an das Himmelstor, demütig gesenkten Hauptes, wie die andern und gehen als arme Sünder bei mir ein. Siehst du einen,“ fuhr der heilige Peter fort, indem er die endlose Straße hinab wies, die zur Erde führte, und auf der in Abständen viele, viele Pilger zum Himmel heranzogen, „siehst du einen der erhobenen Hauptes daherkäme? Auf den könntest du deine Hoffnung setzen.“ Aber Sankt Georg sah hinab und erblickte keinen.

Da verließ der heilige Georg nachdenklich den himmlischen Schließer und am nächsten Tage kam er nicht, nach den Einlaß begehrenden Seelen zu sehen. Aber an dem darauf folgenden Tage erschien er wieder bei dem heiligen Petrus am Himmelstor und seine Züge trugen etwas Erwartungsvolles. Nicht lange, und der Tod kam mit einem elenden Schneiderlein, das sich gar erbärmlich anstellte und mit dem nicht viel Umstände gemacht wurden. Als der Tod darauf wieder seinen schwarzen Klepper, der von dem vielen Hinauf und Hinunter schon ganz abgetrieben war, bestiegen hatte, um von neuem seinem Geschäft auf Erden nachzugehen, trat der heilige Georg heran und stellte ihn. „Bruder Tod,“ rief er, denn alle Ritter nennen den Tod ihren Bruder, „auf ein Wort!“ Der Tod brauchte seinen müden Gaul nicht zum Stillstehen zu zügeln und wandte sich schweigend im Sattel um, die knochige Hand auf die knochige Kruppe gestützt. „Bruder Tod! Du weißt daß du bei uns Rittern in anderer Achtung stehst als bei denen die dich fürchten. Und während

alle Welt dir ausweicht, erlauben wir dir, an unserer Seite zu reiten unser ganzes Leben lang und murren nicht über dich wenn du uns aus der Welt führst. Einmal könntest du mir, dem Heiligen der Ritter, um deswillen einen Gefallen erweisen.“

„Und der wäre?“ fragte der Tod.

„Kannst du mir nicht einen Ritter ohne Furcht und Tadel aus dem Leben zur himmlischen Herrlichkeit einführen, der hier als Ritter und nicht als armer Sünder passieren könnte? — Es soll nichts Unrechtes dabei sein und Gott weiß auch davon.“

„Brauchst nicht davon zu sprechen daß bei einem Ansinnen von dir gestellt nichts Unrecht's ist“, erwiderte der Tod. „Aber es gibt nicht viele solcher wie du brauchst. Und wenn es einen gibt, müßte ich ihn unversehens holen, von wegen — —; doch das tue ich nicht gern. Einem Ritter ohne Furcht und Tadel kündige ich mich vorher an; die haben keine Furcht vor mir, also brauche ich sie ihnen auch nicht zu ersparen wenn ich's anderen armen Schluckern oft in Gnaden antue.“

„Ritterlich fürwahr“, sagte der heilige Georg, „wie es dem Bruder der Ritter ziemt. Sollte mir auch nicht gefallen, wenn du einen Ritter um meinetwillen unversehens holtest. So kündige dich einem an, den du für unanfechtbar hältst; und wenn er es ist, wird er auch über die Frist die du ihm zubilligst hinwegkommen ohne daß sie ihn zum Sünder machen.“

„Vielleicht! — Mag sein, wenn ich sie kurz bemesse“, meinte der Tod, ohne zu zeigen ob er Vertrauen dazu hätte, „aber es kann schief ausgehen. — Doch laßt

sehen, wer es sein könnte!“ Da sank der Tod auf seiner Mähre ganz in sich zusammen in Sinnen; und die beiden Heiligen, Georg und Peter, standen schweigend bei ihm unter dem geöffneten Himmelstor eine ganze Weile während welcher die Englein die den Dienst zu versehen hatten auf dem einen schwingenden Torflügel im Halbkreis hin und her zu fahren sich belustigten. Endlich begann jener, sich ein wenig aufrichtend, langsam wieder:

„Da wäre einer — — der Rittmeister —; nun, der Name tut ja wohl im Himmel nichts zur Sache; obwohl es ein guter bürgerlicher Name ist den er trägt,“ bekräftigte er, da er die etwas ungläubigen Gesichter der beiden Heiligen sah, „stammt aus Bremen, wohnt aber jetzt in seinem Haus, der Sonnenweide, wie er es nennt, auf den westlichen Höhen am Rhein, wo er nach Frankreich hinübersehen kann; damit er dem Frohsinn und dem Wein näher sei, wie er sagt. Das ist ein Ritter nach deiner Art, heiliger Georg, vom Scheitel bis zur Sohle. — Wie oft hat er mir ins Angesicht geschaut; aber er hat's mit Lachen getan und es ist kein Falsch an ihm. Zwar wettet er ein ordentliches Grobzeug vom Maul und fluchen mag er bei allen Teufeln daß es seine Art hat, besonders des Abends, wenn er etwas unter seinem Bett zu suchen scheint was er nicht finden kann. Gegen die Weiber freilich ist er zu allen Zeiten von feinen Worten und übrigens immer von ritterlichen Manieren wo sie am Platz sind. Von Gebet und Kirchgang hält er wohl nicht viel, obwohl ich ihn einmal selbst in einer Kirche gesehen habe, in deren Kühle ich trat, um mich vor der Sonnenglut zu

retten die mir auf die Knochen brannte; nur: ein Priesterrock war nicht drinnen. — Und beten habe ich ihn auch einmal hören, da ich neben ihm stand als er beinahe von den Hottentotten totgeschlagen worden wäre die ihn und seine paar Reiter umzingelt hatten. Aber es war ein seltsames Gebet das er sprach; denn er sagte, während er die Übermacht ins Auge faßte die auf ihn von neuem einzudringen sich anschickte, mit der gesenkten Klinge in der Faust die Worte: ‚Herr Gott, wenn es einen gibt, in deine Hände befehle ich meine Seele, wenn ich eine habe.‘ Zu mehr hat er sich wohl nicht Zeit gelassen. — Aber durchgehauen hat er sich. — Glaube nicht daß ihn jemand je klein kriegen würde oder daß er seinen Nacken beugen würde, es sei denn er stände vor Gottes Thron und sähe ihn von Angesicht zu Angesicht. — — Wäre wohl dein Mann, Georg — doch ohne ausdrücklich Geheiß von unserm Herrgott werde ich ihn nicht abrufen; denn seine Stunde ist noch nicht da.“

„Soll auch nicht geschehen, Bruder“, versetzte Sankt Georg, während der Tod seine Rosinante, die mit zurückgelegten Ohren auf drei Beinen eingeschlafen war, unsanft in die Rippen stieß als ob er ärgerlich über die verschwatzte Zeit sei, sie allmählich in einen müden Trab versetzte daß die Eisen klappten, und mit wehendem Mantel davon ritt.

Am Abend jenes Tages schlug der heilige Georg seinem Herrn den Rittmeister vom Rhein als seinen Stellvertreter vor, indem er ihm alles getreulich berichtete was der Tod über ihn erzählt hatte. Und er verschwieg ihm auch nicht, daß der Rittmeister gar

vielm mit des Teufels Namen Nachdruck verschaffe, worauf Gott erwiderte daß er das lieber sähe als wenn die Menschen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seinen eigenen Namen im Munde führten. Als sein Reiterführer ihm aber die Geschichte von dem sonderbaren Gebet erzählte, da sagte der Herr, daß er wohl davon wisse und daß er es einem gerade denkenden Ritter nicht verübeln könne, wenn er, mißtrauisch durch allen Firlefanz den man der Menschheit heutzutage vormache, nun auch die einfachsten Dinge nicht blindlings mehr glauben wolle sondern sich hinter einem Wenn verschanze. Den Rittmeister kenne er als einen ganzen Mann und er sei ihm an Stelle des heiligen Georg für die Dauer seines Urlanbs wohl recht.

Also erhielt am folgenden Tage der Tod durch den heiligen Petrus den göttlichen Befehl, den Rittmeister aus seinem irdischen Leben abzuuberufen.

Als der Tod diese Weisung am Himmelstor erhalten hatte, ritt er langsam abwärts, Schritt für Schritt, in Gedanken versunken; und wenn die alte Stute am Rande der Straße stehen blieb und einige staubige Halme abrupfte, so störte er sie nicht darin, so daß es schon eine Weile dauerte bis er die Erde wieder unter sich dröhnen hörte wie ein gewaltiges Grab. Er zog auch nicht geraden Weges zum Rhein sondern machte allerhand Umwege und hatte in den Städten und Dörfern bald hier bald da etwas zu bestellen, sich bei diesem oder jenem für spätere Zeit ankündigend wo er sich sonst nicht mit Umständlichkeiten plagte. Und es schien ihm nicht recht wohl in seinem alten Mantel

zu sein, da er manchmal unwillig die Schultern hin und her zog wie einer dem es in seinem Rock zu warm wird.

So war die Sonne schon herunter als er von Osten her an den Rhein kam und auf den Höhen des jenseitigen Ufers das Hans des Rittmeisters vor sich sah, das er an dem Lichterglanz der von ihm ausging und an den mancherlei Lampions erkannte, die in den Gängen und Lauben des Gartens in gedämpfter Helligkeit bis an das Ufer des Stroms herunter erglänzten und im Abendwind leise hin und wieder schaukelten. Denn der Rittmeister hatte Gäste zu Abend und das festlich erlichtete Hans und der lichterschaukelnde Garten waren ein bekannter Anblick in der Gegend ringsum. Der Tod polterte mit seinem Pferde in die Fährre, welche ihn an das andere Ufer und zu dem kleinen Städtchen bringen sollte das etwas weiter stromab hart am Ufer in dichte Gassen zusammengedrängt lag und sich nur mit wenigen Häusern bis zur halben Höhe herauf am Hügelhange festzuklammern wußte. Als er nun an der Fährkette schweigend über den schweigenden Strom trieb, bedachte er sich daß es nicht ritterlich von ihm gehandelt sein würde, wenn er einem Ritter und dessen Fremden ein frohes Abendmahl verdürbe, indem er ihm in seiner wahren Gestalt ins Hans fiel. Die Gäste, so meinte er, brachten wenigstens nichts von ihm zu spüren wenn er dem Rittmeister ankündigte daß er ihn am andern Morgen in der Frühe abholen werde; denn diese Frist wollte er ihm noch gönnen. Er zog daher drüben seinen Gaul in eine Herberge, während er selbst die Gestalt und Tracht des Büttels annahm, den der Rittmeister noch ans

seiner Fährnrichszeit kannte, um so bei seinem Erscheinen vor ihm nicht alles Gewichtes bar zu sein. So angetan, ging er ziehenden Schrittes den Berg hinan und wußte nicht ob ihm das Steigen an sich schwerer geworden war oder ob's ihm nur heute so schwer ankäme, weil er einen Ritter in sein Verderben hineingelobt hatte.

Droben im Hause saß man beim Wein. Die Speisen waren abgetragen, aber die Gesellschaft blieb seßhaft vor den gefüllten Gläsern, deren jedem eine leichte lebendige Säule luftiger Perlen entstieg als ob ein unerschöpfliches Leben darin sein Spiel triebe. Es waren nicht mehr als sechs, drei Männer und drei Frauen, welche da in dem Raume versammelt waren, der nur zur Hälfte in das Haus eingebaut war, zur andern Hälfte aber in seiner ganzen Längsseite in einen terrassenartigen Vorbau auslief, um dessen Brüstung und hölzerne Eckpfeiler der wilde Wein dem leichten Gebälk zustrebte das diesen Teil deckte und mit dem Laub vereint dem zaghaften Licht der Sterne den Eintritt nicht ganz verwehrte. Beide Hälften verband der getäfelte Fußboden ohne Grenze zu einer wohltuenden Einheit, die das Heimisch-trauliche eines Gemachs mit der Freiheit einer das Land beherrschenden Terrasse in glücklichster Weise verschmolz. Denn die sechs, welche da oben an dem mehr in den Innenraum gerückten Tisch saßen — vier mit dem Rücken gegen die Wand, in deren Mitte die Thür zu einer inneren Halle führte, und zwei an den beiden schmalen Enden — überblickten von ihren Sitzen über die unteren Terrassen des Gartens hinweg weithin das Tal und den

Strom: nicht nur zu den gegenüberliegenden Höhen sondern stromaufwärts, da der Rhein dort eine scharfe Biegung ins Land hinein macht, eine lange Strecke, die in leicht geschwungenem Laufe vor ihnen zurückwich, bis sie, in unbestimmter Ferne durch die rechts und links schroffer herantretenden Berge des Ufers allmählich eingeengt, endlich dem Auge durch einen sich vorschiebenden Bergriegel Halt gebot. Dort hinauf lagen an den Ufern Städtchen an Städtchen, an die wald- und weinbebauten Hänge angelehnt Siedelung über Siedelung zerstreut, und auf den vorspringenden Punkten, mit den Felsen scheinbar verwachsen, die alten Schlösser und Burgen des Rheintales. Der Geist des geschäftigen, tätigen Lebens, der von den Niederlassungen der Menschen heraufstieg, mischte sich mit dem der Vergangenheit und Sage, der von den Ruinen herüber wehte, zu jenem mächtigen Strom, welcher in den Herzen derer die ihn in sich hineinfluten lassen, immer die nämliche Empfindung auslöst, die in einer sich selbst überlassenen, gedankenlosen Stille hervortritt, dem innern Jubel über die Schönheit des Landes den Ausbruch wehrend.

In dieser Stimmung, dem Anblick des in der Dämmerung allmählich versinkenden Tales hingegeben, hatten auch diesmal wieder, wie schon so oft, die sechs auf der Sonnenweide das abendliche Mahl in einer Art von stiller Feierlichkeit verzehrt. Wenig Worte waren dabei gewechselt und Tischreden gab es ein für allemal nicht in ihrem Kreis. Denn man hatte sich gewöhnt, den schweren duftenden Rheinweinen die Ehre anzutun, sie nicht auf Kommando zu Trinksprüchen

gläserweise hinabzuspülen nach Sitte zeehender Junker sondern sie nach ihrem Werte zu behandeln und ihnen, jeder nach seinem Geschmaek, mehr zuzusprechen als seinem Nachbarn. Jetzt aber, da das Dunkel den Genossen das Bild der Landschaft entzog, der eruste Rheinwein dem lustigeren Champagner Platz gegeben hatte, zog sich die Feierlichkeit etwas vor der Ungebundenheit zurück und lustige Gespräche mit allgemeinem Gelächter wie heimliches Geflüster und ab und zu ein Erröten sprangen zwischen den drei Männern und den drei jungen Frauen hinüber und herüber wie Kobolde und Elfen im Wechseltanz.

Ursprünglich — vor Jahren — hatte der Kreis nur aus den drei Männern bestanden, die sich bescheidenlich und doch nicht ohne Selbstbewußtsein in ihrem Verhältnis zueinander „die drei Liechter“ nannten. Sich selbst nämlich gemeinsam oder einzeln etwas zu verspotten, war einer der Lieblingsfremdesdienste die sie sich gegenseitig erwiesen. Jeder war in seiner Art ein Prachtkerl und wenn sie auch die Gelehrsamkeit nicht mit Löffeln gefressen hatten, so hatten sie doch alle den Mund wie das Herz auf dem rechten Fleek und waren sich ihres Wertes andern gegenüber, trotz der schon erwähnten Bescheidenheit, wohl bewußt. Nur sich selbst beleuchteten sie in lustiger Weise bei jeder Gelegenheit von innen und außen. Und diese Gelegenheiten bestanden fast ausschließlich in gastlichen Zusammenkünften auf der Sonnenweide, die dazu vom Schicksal in ihr Dasein mit der äußersten Absichtlichkeit hineingebant schien.

Das vornehmste der drei Liehter und von den beiden andern als dasjenige angesehen welches den meisten Glanz ausströmte war der Rittmeister. Der saß nun schon einige Jahre nachdem er den Abschied aus dem Heere genommen hatte, da der Dienst ihm nach seinem afrikanischen Kriegsleben unerträglich zu sein schien, auf der ihm etwa zur nämlichen Zeit durch Erbschaft zugefallenen Sonnenweide und gedachte den Menschen zu zeigen daß dem schönen Leben auch ohne das Zwingende des Berufs noch genug abzugewinnen sei. Und dazu hatte er alles Zeug; denn die Vorstellung daß irgend etwas schöner sein könne als das Leben wie er es sich gestaltete, in völliger Freiheit aber doch nie in Untätigkeit, als welche er auch das Soldatenspielen in Friedenszeiten, wie er es nannte, halb und halb ansah und aus diesem Grunde verdamnte, hätte ihm niemand beibringen können.

Obwohl schon über die Vierzig, schien für ihn das Alter nicht zu Ende zu gehen wo er dem gleichgültigen Begebnis den Wert eines herrlichen Erlebnisses abzurufen wußte, für das er dann gern irgend etwas aufs Spiel zu setzen geneigt war. So konnte er einem Saek mit ein paar jungen Katzen, die ein Winzer zum Ersaufen vom Steg in den Rhein warf, in vollem Anzug nachspringen, um sie mit Gefahr seines Lebens wieder herauszuholen, und in der Gegend erzählte man sich daß er in ähnlicher Weise von einem Dampfschiff aus einen roten Sonnenschirm gerettet habe den der Wind einer Dame vom Deck in den Strom entführt hatte wo er in hilflosem Gesekaukel dahintrieb. Daß er bei einem Kriege nicht dahinten bleiben würde, war

für ihn selbstverständlich, und man wußte daß er die Neuerungen, die seine von ihm heißgeliebte Waffe erfuhr, aufmerksam verfolgte. Sie war auch der einzige Gegenstand welchem er einen gewissen eigentümlichen Forschungseifer entgegenbrachte, der sich mit gleichem Durst auch auf die Reiterei des Anslandes und vergangener Zeiten erstreckte. Und so hatte er die Wände seines Zimmers durch eine von ihm stetig höher geführte Mauer von allen nur irgend erreichbaren Büchern und Werken über Reiterei und Reiten allmählich verdickt, die er alle gewissenhaft durchlas. Aber einschließen ließ er sich freilich nicht von diesen büchernen Wällen sondern hielt die Thür ins Freie hübsch offen; denn das Wandern und Jagen machte ihm Freude und das Reiten war für ihn eine Notwendigkeit; daß der Spruch lautete: *navigare necesse, vivere non necesse est*, betrachtete er als eine ganz unverständliche Zurücksetzung des Reiters gegenüber dem Seefahrer. Für ihn stand das *equitare* vor dem *vivere* und er behauptete, schon aus dem Prägen jenes Spruches könne man erschen daß die Römer nichts von Reiterei verstanden hätten.

Der Rittmeister war reich und die Sonnenweide ohne Herrn. Aber wenn ihm von seinen Bekannten einer darauf anredete, warum er diesem vermeintlichen Mangel seines Daseins nicht abhelfe, pflegte er zu sagen daß er es nicht übers Herz bringen könne, eine hübsche junge Frau an seine Bettstelle anzubinden, und eine alte häßliche zu nehmen, könne niemand von ihm verlangen. Das sagte er so, daß die Frager nie wußten ob er in Ernst oder Spaß gesprochen und sich,

in ihrer Menschenfreundlichkeit gekränkt, zurückzogen. Aber keine von den lustigen Frauen am Rhein die ihm nachsahen, wenn er auf seinem langschriftigen feinhälsigen Engländer in jener Unauffälligkeit dahintritt die den Reiter von demjenigen unterscheidet der sich zu Pferde durchs Land tragen läßt, hat je mehr als ein lachendes Gesicht, einen kecken Zuruf oder ein neckendes Geplauder von ihm einstecken können. Denn das Geplänkel in der Liebe war nicht seine Art und eine ernsthafte Attacke, bei welcher er nach Ritterart sein Bestes einsetzen könnte, schienen ihm diese nicht wert.

Das zweite Licht, das sogenannte lange Licht, war des Rittmeisters um einige Jahre jüngerer Kamerad in seinem Kriegs- und Lagerleben gewesen, ein baumlang-er stiller Hüner, der eine Kugel in der Lunge sitzen hatte, die ihn zwar nicht störte aber seinen Abschied vom Dienst notwendig machte. Der war seinem Rittmeister, für den er durchs Feuer ging, an den Rhein gefolgt und studierte jetzt weniger ans Neigung als um irgend etwas zu tun mit dem Eifer des an Pflichten gewöhnten Mannes an der nahen Hochschule die Landwirtschaft, ließ es sich aber nie nehmen, zu den Zusammenkünften der Lichte herüberzukommen. Er war eine etwas scheue, schwer zugängliche Natur und es hatte Jahre gedauert, bis ihn der Rittmeister sozusagen entdeckt hatte. Aber nun hielt er um so treuer zu dem Jüngerer. Diesem war seines Rittmeisters Auffassung vom Dasein geradezu eine Erquickung; denn sie war von der seinigen, die er übrigens nie zum besten gab sondern wie etwas dessen er sich schämte für

sich behielt, so verschieden wie nur möglich. Er konnte es sich gar nicht erklären daß der Rittmeister immer etwas zu erzählen, immer etwas erlebt hatte, immer gespannt war wie das und jenes ausgehen würde, und er bewunderte das nicht nur an ihm sondern suchte ihm die Kunst des Lebens nach Strich und Regel abzulernen und war über nichts mehr erstaunt als über die sich immer wiederholende Entdeckung daß er darin gar keine Fortschritte mache. Das Ereignisse seines Lebens waren eben die Kriegsjahre gewesen und das Heute war für ihn nicht mehr als ein ungestaltbares Hinleuchten nach irgendeinem unbestimmten großen neuen Erlebnis, das morgen kommen sollte und nie kommen wollte. Daß man mit diesem Heute schon etwas Besonderes anfangen könne und nicht auf das Erlebnis des Morgen zu warten brauche, begriff er nicht. Da er somit seiner Meinung nach mit Ausnahme jener Kriegsjahre mit dem Rittmeister nicht viel erlebt hatte und erlebte, so trug er oft nicht viel zur Unterhaltung des Kreises bei; indes war er wohlbelesen und über die meisten Dinge die man aus Büchern schöpfen kann besser unterrichtet als die andern beiden Lichter. Was ihn aber dem Rittmeister besonders wert machte, war sein ritterlicher Sinn, den jeder bei dem Umgang mit ihm jederzeit herausfühlen mußte selbst wenn er sich scheinbar nicht äußerte.

Der dritte der Männer war des Rittmeisters Vetter, welcher zu gleicher Zeit als diesem die Sonnenweide zufiel das große Nachbargut stromaufwärts mit ausgedehnten Weinbergen geerbt hatte, das ihm der Vater in musterhafter Ordnung hinterließ und er in eben

solchem Zustand weiter führte. Er war ein echter lustiger rheinischer Junker, kannte jeden Sang und jeden Klang, jede Sage und jedes Geschichtchen aus der Gegend ringsum und war als trunkenfreudiger und trunkenverständiger Mann ein äußerst wichtiges und unentbehrliches Glied der freundschaftlichen Dreieinigkeit.

Es blieb aber dabei, daß die drei Lichter ihren Schein ausschließlich auf der Sonnenweide zusammentaten und sich dort nicht nur die Abende sondern auch ab und zu die Nacht erleuchteten, da ihnen des Vetters Haus wegen seiner noch dort mit ihm lebenden Mutter, die einen leichten Schlaf hatte, dazu nicht brauchbar schien und die Studentenbude des langen Lichts insoweit nicht in Frage kam. Zudem: wer von den andern hätte diese Zusammenkünfte so froh und festlich ausschmücken können wie der Rittmeister und wo im Umkreis gab es einen Blick ins Land wie auf der Sonnenweide?

Als sie sich aber nun im Laufe der ziehenden Sommer ungezählte Male zusammengefunden, sich so recht eigentlich durchleuchtet und am wechselseitigen Auf-
flackern und Reflektieren wie an einem lustigen Schattenspiel gründlich gütlich getan hatten, kam es den drei Lichtern vor, als ob der Glanz den sie ausstrahlten nachließe wie der Schein einer Lampe an die man sich zu lange gewöhnt hat. Um diesem Nachlassen ihrer Leuchtkraft abzuhelpen, schlug eines Abends der Rittmeister vor daß es jedem erlaubt sein solle, zu den Sonnenweidfesten eine Freundin mitzubringen, welche er wolle, um so einen Gegenstand zu haben den man gewissermaßen heller und glühender anstrahlen könne

als sie es untereinander vermöchten. Dieser Vorschlag wirkte wie ein schöner Blitzstrahl den man quer über das Firmament mit bewundernden Augen verfolgt, und wurde, schon weil er vom Rittmeister ausging, als besonders glänzend bejubelt, obgleich das lange Licht und der Vetter in dem Augenblick gar keine Ahnung hatten, woher sie eine Freundin finden sollten die den fast geheiligten Ton ihres Kreises nicht stören würde.

Der Rittmeister freilich wußte das; denn am nächsten Versammlungsabend führte er die schöne Lux als seine Freundin in den Kreis der Lichter ein, die als solche natürlich ohne weiteres bei dem Junker eine wohlgefällige Aufnahme fand und vollends von dem langen Licht geradezu als ein Wunder angestrahlt wurde. Dieser war ohne Freundin erschienen und erklärte etwas verlegen, er habe keine. Dagegen hatte der Junker, zur Probe, wie er sich vornahm, seine Cousine mitgebracht, welche seine Mutter seit einigen Jahren ins Haus genommen hatte und die er längst geheiratet hätte, wenn nicht die alleinseligmachende Kirche die sie darum befragten ihnen die Ehe als Verwandten aus irgendeiner Veranlassung versagt und aus diesem Grunde nicht seine Mutter gegen ihre Ehe überhaupt in Harnisch geraten wäre, aus dem sie nicht wieder herauszulocken war. So wollten sie warten und später versuchen, auch ohne den Priester glücklich zu werden, was sie sich nun einmal vorgenommen hatten.

Die braune Lux war die unnahbarste Schönheit der kleinen Stadt und bewohnte etwa auf halber Höhe und halbem Wege zwischen der Sonnenweide und dem

engwinkligen Gassengewirr ein schmuckes Haus hart an der Straße. Sie war die Tochter des verstorbenen Bürgermeisters und einer schönen Flamländerin, die in Frankreich eine zweite Ehe eingegangen war, während die Lux, erwachsen genug um ihren Willen zu haben, weder ihres Vaters Haus noch die Stadt verlassen wollte wo er begraben lag. Sie war groß, geschmeidig und von königlichem Wuchse, großzügig auch in den Linien des Gesichts, wie man es oft bei Menschen flämischer Abstammung findet, aber edel und regelmäßig und von einer kernigen gebräunten Gesundheit; eine Vereinigung von Eigenschaften die ihr erlaubte, ohne Auffälligkeit starke, satte Farben und schwere ungewöhnliche Stoffe, große Hüte mit wallenden Federn und zierliche mit Email betupfte goldene Schmetterlinge von französischer Arbeit als Ohringe zu tragen, welche mit zurückgelegten Flügeln an ihren schimmernden Ohren wippten wie an zwei Roscnknospen. Ihre braunen Augen hatten eine stille, vorsichtige Aufmerksamkeit, immer auf das Nächstliegende was gerade vorging; und eine zum Herzen dringende Frische und Fröhlichkeit blitzte aus ihnen heraus, wenn sie lachte und ihre etwas zu kleinen Zähne zeigte. Der Rittmeister umwarb sie mit aller Artigkeit und mit einer ihm selbst fremden Beharrlichkeit; aber obwohl sie ihn oft mit ihren aufmerksamen Augen offensichtlich betrachtete und ihm wohl auch überlegen zulachte wenn er vorüberritt, so gönnte sie ihm doch nie ein Wort und erwiderte nicht einmal seinen Gruß. Und so wäre die Belagerung wohl nie zum Ende gekommen, wenn er sich nicht in beson-

derer Weise selbst die Brücke geschlagen hätte. Denn eines Tages sah er im Vorbeireiten einen Grafen, der auf seinen Namen gestützt das edle Geschäft des persönlichen Heiratsvermittlers spielte und den er gerade aus seinem eigenen Hause hinausgeworfen hatte, mit dem Rücken gegen das geöffnete Fenster im Empfangszimmer des Fräuleins gelehnt das sich im Erdgeschoß befand, lebhaft in den Raum hineingestikulieren. Er ahnte was vorging, drängte sein Pferd an die Mauer und ergriff wortlos das schmächtige Gräflcin vom Sattel aus beim Kragen, hob es, wie der Riese den Gulliver im Märchen, aus dem Fenster heraus und setzte es in den Staub der Straße, worauf er ohne umzublicken seines Weges ritt. Das schien der Schönen denn doch andre Art als die der Männer welche sie bisher beobachtet, und sein Betragen hatte für sie etwas so zwingendes daß sie es ihm durch einen Besuch dankte. Und so lernte sie ihn lieben in seiner lebensfreudigen Ritterlichkeit; ihn, der sie liebte vom ersten Blick in welchem er das Edelmütige ihres Wesens herausgefühlt hatte, das sie zueinander treiben mußte wie eine höhere Macht. Die Leute redeten über ihre Freundschaft; sie ließen sie reden. Was hatten die Leute mit ihrer Liebe zu schaffen, die edel war weil zwei edle Herzen sie empfanden.

Die erste Tat der schönen Lux bei den Freunden von der Sonnenweide war, daß sie das dreiseitige Gleichgewicht wieder herstellte, welches der Hiine dadurch störte daß er ohne eine weibliche Zutat nunmehr offenbar an Gewicht verloren und sozusagen in der Luft schwebte. Sie sagte nämlich mit einem ihrer aufmerk-

samen, beinahe mustern den Blicke, sie werde ihm ihre Niechte Leonore mitbringen, die just die rechte Partnerin für ihn abgeben werde. Das lange Licht lachte und war es zufrieden; und die schöne Lux erschien das nächste Mal mit einem blutjungen Wesen von Edelfräulein, das bei ihr eigentlich nur zu Besuch war aber diesen bald in einen dauernden Aufenthalt zu verwandeln mußte. Nicht gar so oft kamen sie zusammen, so war der Hüne bis über seine abstehenden Ohren in sie verliebt, was die natürlichste Sache von der Welt war.

Und das war die sechste im Kreise derer auf der Sonnenweide, zu denen der Tod an jenem Abend emporstieg.

Gerade sagte der Rittmeister hinter einer roten Rose, die er von der Tafel aufnahm wo sie mit andern in einem losen Kranz gelegen hatte, zu dem an seiner linken Seite sitzenden Edelfräulein etwas was sie in ein lachendes Erröten, den sich vorbeugenden Hünen am Ende des Tisches aber in ein errötendes Lachen ausbrechen ließ; welche Doppelwirkung die schöne Lux veranlaßte ihm mit dem Finger zu drohen, während der Junker und seine Freundin am andern Ende in die Fröhlichkeit einstimmen die wie ein Funke an der Zündschnur zu ihnen lief. „Lüchlein,“ sagte der Rittmeister, welcher sie wegen ihres schneidigen Wesens und ihrer flinken Augen oft so nannte, „Lüchlein, wenn du drohst, ertränk' ich mich.“ Und um die Drohung wahr zu machen, tat er einen schreckhaft langen Zug. Er hatte noch nicht abgesetzt, als der aufwartende Bursch' ihm zuflüsterte, der Büttel ließe ihn heraus-

bitten, er habe ihm etwas zu bestellen. „Kreuz —, der Büttel?“ rief der Rittmeister laut, indem er das Glas auf den Tisch stieß. „Ja, was will denn der Büttel von mir? Außer zwei Maulwürfen hab' ich in der letzten Zeit niemanden umgebracht, stehlen ist keine Kunst die ich erlernt hab', und Brot und Wein sind bezahlt. — Wird ein feiner Spaß draus werden,“ lachte er aufspringend, „paßt auf, ich riech' ihn schon.“ Und hinaus war er daß der Stuhl gegen die Wand flog.

Draußen aber stand der Tod, den er trotz seiner Verkleidung sofort erkannte; und ein kalter Hauch traf ihn. „Herr,“ sagte der Tod, „ich muß euch dieses Leben von heut' auf morgen kündigen. Wenn die Sonne in euer Schlafgemach scheint, haltet euch bereit.“

Der Rittmeister zuckte mit keiner Wimper und die Worte klangen ihm nicht anders als wenn sein Oberst ihm Befehl sandte: „Wenn die Sonne aufgeht, haltet euch bereit zu reiten.“ Der Tod aber verschwand im zunehmenden Dunkel wie ein Bote dessen Fortgang man, in Gedanken mit der überbrachten Botschaft beschäftigt, nicht beachtet.

Schon wollte der Rittmeister zu der Gesellschaft zurückkehren, die er lachend verlassen hatte, als er sich bedachte; denn er bemerkte daß er ernst geworden war und einige Augenblicke brauche, um seine Nachdenklichkeit zu verwischen. So ging er ruhigen Schrittes über sandbestreutes Pflaster nach seinem kleinen Stall und trat in die offene Thür. Dort lehnte sein Pferdjunge, ein blöder, verwachsener armer Teufel, den niemand in der Nachbarschaft mochte und den er gutherzig angenommen hatte. Da übertrug er nun das

bißelhen Liebe und Zärtlichkeit das er bei den unduld-
samen Menschen nicht losgeworden war auf die ge-
duldigen Tiere und sie dankten es ihm und gediehen
unter seiner Obhut. Jetzt hoben sie beide mit leisem,
vertrautem Gewieher die Häse, als sie den Schritt des
Herrn erkannten. Der Junge hatte auf ihn gewartet
und fragte, wie er es alle Abend tat, ob er die Pferde
für den Ritt in der Frühe bereit machen solle. Und als
ob es wirklich einen Ritt gälte, antwortete der Ritt-
meister: „Den Engländer magst du immerhin fertig
machen; den Hottentotten kannst du in die Schwemme
reiten; das Fränlein wird nicht reiten morgen früh.“
Der Hottentotte war der alte Rappe der ihn im afri-
kanischen Kriege getragen und den er aus Dankbar-
keit für seine Dienste mit in die Heimat gebracht
hatte; nun diente er der schönen Lux als gefügiges
Reitpferd.

Als er wieder auf die Terrasse trat zu den Fremden,
spielte ein Lächeln um seinen Mund wie einem der
etwas Schönes erlebt hat. Aber die Männer wie die
Frauen mochten doch merken, daß das mit dem Büt-
tel nicht in einen feinen Spaß ausgegangen war wie
er angekündigt hatte.

„Wenn es sich um Geld handelt,“ sagte der Vetter,
„mein Bentel steht dir natürlich offen.“ — „Meiner
natürlich auch“, sagte bescheiden und treuherzig das
lange Licht, welches ganz vergessen hatte daß es selbst
kaum genug hatte um sich notdürftig in Brand zu
halten.

„Oder müssen wir dich wirklich aus dem Gefängnis
anslösen?“ meinte die schöne Lux halb im Scherz.

„Will er dich denn gleich mitnehmen? Da geben wir dir allesamt das Geleite!“

„Das ist nicht mit Geld abzmachen,“ erwiderte der Rittmeister lächelnd und schaute in sein Glas, „und ihr könnt mich auch nicht dahin geleiten wohin er mich bringen wird. Denn der Büttel — — denn der Büttel — der Büttel war der Tod!“

Sie schwiegen alle beklommen und die Frauen rückten ein wenig zu den beiden andern Freunden, während die Lux ihre ruhige Hand auf die seine legte. Aber keiner hatte eine Erwiderung und so fuhr der Rittmeister nach einer Weile fort:

„Warum es euch verschweigen die ihr ein Recht auf das habt was mich angeht; denn so haben wir es untereinander gehalten. — Ich habe des Todes kalten Hauch auf mir gespürt und es ist der letzte Abend den ich unter euch sein werde. Aber ich will ein schlechter Kerl sein, wollte ich traurig sein solange ich mit euch zusammen bin. Das soll des Todes schönster Streich werden daß er mich in eurer Mitte findet; in eurer schönen Mitte —.“ „Das Leben!“ schloß er dann plötzlich mit einem sieghaften Aufschrei und erhob sein Glas. Und die Freunde verstanden ihn und erhoben mit ihm ihre Gläser und leerten sie ein Lächeln im Herzen, obwohl es Tränen waren was in ihren Augen glänzte. Und dann kamen sie überein, die letzte Nacht die dem Rittmeister gegönnt war nicht unbemittzt vorübergehen zu lassen und ihm, der ihnen so viele Feste gegeben, seine letzten Stunden zu einem Fest zu gestalten wie er es liebte und ihn nicht zu verlassen. Der Tod werde wohl ritterlich genug sein, sagte der Ritt-

meister galant zu den Frauen, ihn, da er sich so ritterlich angesagt, auch auf gute Manier abzuberufen; es werde keine Szene geben die unliebsam sein könnte. Und so sprach er weiter über den Tod, als ob er morgen einen guten alten Kameraden wieder treffen würde den er in Ehren empfangen müsse und der ihm Ehre erweisen werde.

Aber so sehr sich die andern mühten, ihre Absicht in die Tat umzusetzen, es glückte ihnen nicht auf die erhabene Höhe zu gelangen welche der Rittmeister wie etwas Selbstverständliches dem kommenden Ereignis gegenüber gewonnen hatte. Bald hier bald da versank einer oder der andere aus der Runde in Schweigen und Sinnen, was sich wie ein vergiftendes Gähnen den übrigen mittheilte, und selbst als der Rittmeister das Lüchlein bat, die Laute herbeizuholen und durch eines jener kleinen französischen Marschliedchen deren Rhythmus schon allein wie ein belebendes Zaubermittel das Blut wirbeln macht, in den Freunden vertraute Stimmungen zu erneuen, wie sie es sonst so gut verstand, war nichts damit geholfen. Denn noch während die Finger gehorsam die lustigen, herausfordernden Akkorde griffen, beugte sich ihr schönes Haupt über die Laute und Tränen stürzten unaufhaltsam in rollenden Perlen herab.

Mehr und mehr kam es mit lastender Deutlichkeit ihnen zum Bewußtsein, wie er es war von dem ihr Zusammenhalt abgehangen hatte, und wie sie nach seinem Fortgang auseinanderfallen mußten gleich jenen kunstvollen Schlössern deren Glieder in unlösbarer Verschränkung zusammenschließen solange das eine,

wichtigste an seinem Platze ist, die sich aber nie wieder vereinigen lassen wenn dies eine Glied entfernt wird. Der Rittmeister sprang auf. Begütigend schlug er vor, sie wollten einen Gang durch den Garten nach dem Fluß hinunter machen, und schritt mit der schönen Lux voraus, während der Hüne mit seiner Partnerin folgte. Das Besitztum war durch die Straße von dem kleinen Landungssteg der Fähre getrennt. Als sie durch das Pförtchen hinaus traten, fiel es dem Rittmeister ein, — als ob er den andern damit helfen könne, indem er von neuem bewies daß ihn selbst der nahende Tod nicht anfechte, — die Kraftprobe zu machen, wie er es nannte. Wie oft hatte er diese Kunst geübt; und wenn er an den hellen Sommerabenden aus dem Garten auf den Fährsteg trat, dann war drüben auf dem steinigen Ufer schon eine Anzahl armer barfüßiger Buben versammelt, lauend wie die Möwen. Denn sie wußten was kam, und keins von den glänzenden Talerstücken die der Rittmeister mit einem ungewöhnlichen Maß von Kraft und Wucht über den Rhein warf, sich an dem Handgemenge ergötzend das sich entspann sobald das Geldstück klingend auf die Steine sprang, ist je verloren worden. Das Luchslein hatte ihn anfänglich von dieser Übung abhalten wollen, die ungerecht sei gegen die Kranken und Verkrüppelten, welche sich nicht am Strand herumbalgen könnten. Aber seit sie wußte daß er für die im geheimen mehr tat als ihnen ein paar armselige Taler zuzuwerfen, freute sie sich mit an den pfeifenden Münzen, an dem Getümmel drüben und an der Kraft mit der sie geschleudert wurden, wie er sich dieser Kraft zu freuen schien.

Es war dunkel und kein Mensch da drüben; aber wenn sie ihn heute nicht auf den Steinen auffingen, so würden sie ihn morgen finden; und was lag daran, wenn sie ihn nicht fanden, seinen letzten Taler: er brauchte die Kraftprobe.

Er holte aus, gewaltig, halb zur Erde zusammenge-
duckt, und surrend schwirrte die silberne Scheibe in
die Nacht. Die vier standen und lauschten auf den Auf-
schlag; sie lauschten viel zu lang. Aber weder das
Klingen auf den Steinen dort drüben noch das schlüp-
fende Geräusch des Einschlags in das Wasser und das
Zurückfallen der emporgeschleuderten Wassersäule
ließ sich vernehmen. Es war ihnen als ob eine unsicht-
bare Hand die Münze im Dunkel aufgefangen hätte.

Als die vier wieder zur Terrasse emporgestiegen waren,
fanden sie den Junker und seine Cousine zum Auf-
bruch gerüstet. Sie sagten zu dem Rittmeister, er wisse
daß sie keine Fahnenflüchtigen seien; aber es sei etwas
über sie gekommen, stärker als sie, das wollten sie ihm
zu sehen ersparen. Da blickte ihn auch Leonore mit
feuchten Augen bittend an und der Hüne hatte sich
abgewandt und schien unbeweglich ins Dunkel hinaus
zu starren. Er verstand sie alle und sie schieden mit
einem stummen Händedruck zweimal die Reihe herum.

So blieb er mit dem Lüchsllein allein.

Die schaukelnden Laternen im Garten waren alle
erloschen, als sie sich in einer der kleinen Lauben im
Dunkel niedersetzten. Er legte seinen Arm um sie und
lange saßen sie schweigend, nicht anders als wie sie so
oft in glücklichen Stunden am nämlichen Orte ge-

sessen, mit den Augen den geliebten Strom suchend, der jetzt, da der Schatten der Höhen ihn deckte, wie ein dunkler grauer Flor in der Tiefe des Tales ausgebreitet war. Und dann, regellos, losgelöst von zeitlicher Ordnung, wie es ihm einfiel, zog bald dieses, bald jenes Bild aus ihrem gemeinsamen Erleben in seiner Erinnerung herauf; und „weißt du noch?“ fragte er bei jedem der vielen Begebnisse die er in so schmucklosen, einfältigen Worten erzählte und doch so warm, so unmittelbar als wenn er sie gestern erlebt hätte. Aeh! sie wußte es wohl. — Als ob zwei Stämme, miteinander aus einer Wurzel empor zur Sonne ragend, in einer Krone ihre Häupter vereinigend, nicht von jedem Sonnenstrahl wüßten der sie gemeinsam traf, nicht von jedem Hauch sich rausehend erzählten der sie gemeinsam bewegte. „Wie schön war das“, sagte der Rittmeister dann immer einfach wenn sie leise bejahte. „Wie schön war das!“ — Aber es war nie ein Laut der Wehmut oder der Schatten einer Klage in seinen Worten daß er alles das jetzt lassen solle für immer. Nur das Schöne war in seinem Gedächtnis zurückgeblieben und er freute sich der Erinnerung daran wie eines neuen Wunders des Lebens, welches ihm in einer besonders glücklichen Stunde wie durch eine Gnade noch einmal das in einer seltsamen verklärten Frische zu genießen erlaubte was längst dahin war.

Sie stand auf. Sie hatte sich tapfer gegen die Weichheit gestemmt die sie übermannen wollte und sie an seiner Seite glücklich niedergekämpft: dies war zu viel. Zu viel von einer unergründbaren Schönheit, die eine unbekannte Gottheit in die Seele des Menschen

gelegt und die sie auf die Kniee zu zwingen schien; zu viel von einer erschütternden Macht, welche ihr Herz erzittern ließ zum Zerspringen. Sie trat hinaus vor die Laube unter den freien Sternenhimmel und breitete ihre Arme weit aus; zurückgeworfenen Hauptes, mit geschlossenen Augen und halbgeöffnetem Mund stand sie so eine Weile, ohne zu atmen. Da fühlte sie seine Nähe und ihre Arme schlossen sich um seinen Hals. Er aber umfing sie, weitausgreifend, als wolle er die ganze Welt an seine Brust reißen, und faltete die Hände hinter ihrem Rücken und preßte sie an sich mit einer Kraft und einer Feierlichkeit und einer Inbrunst so ganz frei von Zärtlichkeit daß sie es fühlen mußte, wie er in ihr mehr umarmte, unendlich viel mehr als das Weib das er geliebt. „Dir danke ich alles“, sagte er.

Da war sie so stolz und so reich, so beschämt und so klein, so voller Freude und voller Trauer, daß ihr Herz es nicht mehr trug. Ein heißer Strom drang von seinem Grunde herauf, der nicht mehr zu hemmen war. Mit einer beinahe abwehrenden Heftigkeit klagte sie: „Laß' mich weinen! — Weinen — weinen in meiner Kammer eingeschlossen, wo mich niemand sieht in meinem Glück und meinem Schmerz.“

Da wußte der Rittmeister daß er allein den Tod erwarten müsse. Mit behutsamen Händen führte er sie die Stufen hinan über die Terrasse und durch die Halle. Sie ließ Hut und Mantel wo sie waren. Als sie über den Hof gingen und eine Kette im Stall rasselte, sagte der Rittmeister: „Den Engländer ließe ich am liebsten laufen, damit ich nicht weiß wer ihn nach mir reitet. Den Hottentotten und den blöden Bur-

schen wirst du wohl behalten; sie sind beide treu.“ Sie nickte.

Am Tor des Besitztums, das er nicht mehr verlassen zu wollen schien, schieden sie. „Leb' wohl, mein tapfrer Freund“, sagte sie, zog ihre Hand aus der seinen und lief mehr als sie ging den Berg hinab ins Dunkel.

Unterdessen brachte der Hüne Leonore die Straße hinunter nach Hause, als diese am Gartentor des Pfarrers einen Augenblick stehen blieb und ihn fragte, ob er nicht meine, hineinzugehen und den Seelsorger nach der Sonnenweide hinauf zu bitten. Da fuhr aber der treue Kamerad los als ob er seinen Rittmeister gegen die schlimmste Verleumdung verteidigen müsse, und bewies dem edeln Fräulein mit einer an ihm ganz ungewohnten Beredsamkeit, daß das der niederträchtigste Verrat sein würde den die Hölle ersinnen könne, so daß sie betroffen stillschwieg und ihren Weg mit ihm fortsetzte.

Aber die Worte des Fräuleins, wenn auch nur halblaut gesprochen, waren gehört worden; denn in der Laube des Pfarrgartens nahe der Straße saßen noch spät der Pfarrer und sein hoher Besuch, der Bischof, im Dunkel bei einem Glas Wein, dem sie nicht zu selten erlaubten, den schlimmen Gang der Welt, über den sie im eifrigen Gespräch waren, durch eine ihren Worten entgegenlaufende Bewegung in ihrer Kehle zu unterbrechen. Als sie aber das Fräulein davon reden hörten daß der Rittmeister auf der Sonnenweide den kommenden Tag nicht erleben werde, stellten sie ihr Gespräch und das Trinken zugleich ein. Nach einer Weile fragte

der Bischof bedachtsam, ob es der Pfarrer nicht für angezeigt halte, nach diesem armen sterbenden Schäflein zu schauen ehe es für immer in der Finsternis verloren gehe. Der Pfarrer verstand und machte sich auf den Weg, nicht ohne den Mesner zu wecken, der dem Fürsten der Kirche für die Dauer seiner Abwesenheit aufwarten solle falls ihm, wie er erwartete, der Sinn nach einem andern Schlücklein stände. Oben ging er ungehindert in das Haus, da der Rittmeister dem nahenden Tod die Tür nicht hatte verschließen wollen, und fand ihn halb angekleidet auf dem Bettrand sitzend, wo er bei Lampenschein einige Lieder aus dem Gaudeamus las, die er als Wegzehrung mit auf die Reise nehmen wollte. Als er den Pfarrer eintreten sah, wunderte er sich, wem er wohl diesen Besuch zu verdanken habe. Der aber schob gleich den Bischof vor, welcher ihm, da man vernommen daß der Tod sich bei ihm angekündigt, den Befehl erteilt habe, ihn der Erquickung durch die Sterbesakramente teilhaftig werden zu lassen. Der Rittmeister erwiderte darauf, da er wohl wußte daß seine Hochwürden ein humorvoller Mann war, er fühle sich soeben durch das Lied vom Rodensteiner derart erquickt daß er keine Lust verspüre, diese Labung gegen eine andere einzutauschen deren Wirkung auf ihn zum mindesten zweifelhaft sei. Der Pfarrer aber verstand im Angesicht des Todes keinen Spaß, warf sich in die Brust und begann ihm als einem gotteslästerlichen Sünder donnernd ins Gewissen zu reden, als ob er die Posaunen des Jüngsten Gerichts hätte verkörpern sollen. Aber der Rittmeister war um Hilfe gegen die schmetternde Redekunst des hochwür-

digen Herrn nicht verlegen und trat nur seinem Hund, der neben dem Bette lag und sich sozusagen dazu anbot, so bestimmt und nachdrücklich auf den Schwanz daß dem Pfarrer selbst die Posaunen Jerichos als Rückhalt nichts genützt hätten; worauf der Rittmeister den klemmenden Fuß entfernte und gutgelaunt bat, ihn doch eingedenk der mancherlei Rehkeulen und Hasen, die er ihm als friedliebender Nachbar zugesandt, nach eigner Fassung selig werden zu lassen. Weniger diesen Worten als der zwingenden Maßregel gegenüber die er gegen sich angewandt sah, fühlte sich der Pfarrer wehrlos und verließ das Feld.

Der Bischof aber, dem er die Abneigung des sterbenden Lämmleins vor der geistigen Stärkung berichtete, war mit diesem Rückzug wenig zufrieden. Für ihn konnte zum mindesten der Grund den der Pfarrer dafür angab nicht verfangen; denn ihm hatte der Rittmeister nie eine Rehkeule und nie einen Hasen gesandt. Er beschloß also, um dem untergeordneten Priester mit gutem Beispiel voranzugehen, selbst einen Gang nach der Sonnenweide zu tun und die dem Bösen heimfallende Seele in den Schoß der Kirche zurückzuretten. Prüfend hob er die neue Flasche die der Pfarrer bei seiner Rückkehr vor ihm fand gegen das Windlicht empor und hielt es nach dieser Untersuchung für angebracht, den Mesner zunächst voranzuschicken, um bei dem Sterbenden seinen hohen Besuch anzukündigen.

Der Mesner, welchen die Natur mit jenem Verhältnis von platter Engbrüstigkeit und Rückgratskrümmung ausgestattet hatte durch welches sie die Demut

und Ergebenheit auszudrücken sich vorgenommen zu haben scheint, fühlte sich in dem erhabenen Gedanken, einen mächtigen Fürsten bei einem armen Sünder anmelden zu dürfen, förmlich emporgetragen zu der Tür des Rittmeisters und nicht lange, so steckte er seine gelbe Nase behutsam aus seinen hochgezogenen Schultern herein, die einen stillen Vorwurf gegen die Schöpfung zu bedeuten schienen daß er sie nicht völlig über den Kopf heraufziehen könne wie eine Schildkröte ihr Haus. Aber wie er so mit an den Leib gepreßten hageren Armen und übereinandergelegten Händen dastand, als ob die natürliche Länge menschlicher Glieder eine Schande sei, und seine Botschaft hersagte, nicht ohne seine eigene Wichtigkeit als Träger derselben durchscheinen zu lassen, überlief es den Rittmeister wie vor einem Ungeziefer; und während er nach einem Paar neuer Zügel griff, die der Sattler gebracht, klang sein „hinaus!“ so überzeugend daß der Mesner, weiteres nicht abwartend, sich unversehens wieder vor der Tür fand. Den Rücken noch etwas mehr gekrümmt als gewöhnlich schlich er die Straße zum Pfarrhaus hinab und das stolze Gefühl eines Märtyrers für die gute Sache schwellte sein nach hinten verlagertes vertrocknetes Herz, nur durch eine Art von Bedauern beeinträchtigt daß er den Geißelhieben eines wahrhaftigen, leiblichen Martyriums so nahe gewesen und ihrer von der Vorsehung doch nicht gewürdigt worden war.

Da machte sich in Würde und Eifer der Bischof selbst auf den Weg und der Priester folgte ihm in Gehorsam und Hilfsbereitschaft. Als sie bei dem Rittmeister eintraten, hatte er sich, da ihm nichts mehr

zu bestellen schien, niedergelegt. Eine ihm unbekannte Schwäche breitete sich durch seine Glieder und mit einer Anstrengung nur zog er seinen alten Kriegsgefährten, den krummen langen Reitersäbel der am Bettpfosten aufgehängt war, aus der Scheide und zu sich aufs Lager. Denn er dachte nicht anders als der Tod habe sich verfrüht, und mit einer Kraft die er für seine letzte hielt, umklammerte er den Griff der Waffe als ob er die Menschen zwingen wollte, sie ihm mit ins Grab zu geben, wie man den Rittern ihr Schwert ließ. Aber er hatte sich getäuscht. Nicht der Tod trat durch die sich öffnende Thür sondern der Bischof und hinter ihm leisen Schrittes der Pfarrer. Er wies sie nicht fort; seine Augen waren geschlossen und seine Gedanken nicht bei dem was um ihn vorging, sondern sie flogen in einem glücklichen Fluge einer alles vereinenden Erinnerung zu den alten Kameraden seines Regiments, zu den Schlachtfeldern Afrikas, zu der schönen Lux, zu dem Bauernhof, wo er als kleiner Knabe das erste Mal auf dem riesigen Braunen vor dem Heuwagen gesessen hatte, zu seiner Mutter, wie sie ihm die erste Armbrust schenkte in einem mattblauen Kleide und eine Korallenkette an Hals, und zu gleicher Zeit fast zu ihrem Grab, das er ihr auf dem Hügel in der kleinen nordischen Stadt pflegte von wo man das Meer sieht; dann hörte er feierliche Worte von einer Stimme die betete; Frauen zogen an ihm vorüber; und dann war er wieder bei der schönen Lux und im Kreis der Freunde auf der Terrasse seines Hauses; und wieder hörte er gütige Worte, die ihm so sanft und feierlich zuredeten, er möge die Hände zum Gebet falten und die Formel

der Beichte nachsprechen, auf daß ihm seine Sünden vergeben würden und er rein vor seinen Herrn im Himmel treten könne. Er besann sich; wem gehörte diese Stimme die er nie zuvor gehört hatte? „Laßt uns die Hände falten und also beten.“

Da öffnete er die Augen und sah den Bischof an seinem Bette sitzen und ihm zusprechen; und die Wirklichkeit erwachte um ihn zu neuem Leben. „Wollt ihr mich nicht in Frieden sterben lassen?“ fragte er bittend. Und der Bischof antwortete: „Das ist es was wir wollen, und damit ihr in Frieden sterben könnt, so wollet eure arme sündhafte Seele erleichtern in den Worten der Beichte.“ Als der Rittmeister sah daß sie nicht von ihm lassen würden, sagte er bestimmt: „Herr, solange ich ein Mann bin, habe ich keine Sünde begangen vor meinem Gewissen und wenn ich eine begangen habe, soll Gott sie mir vergeben. Was ich aber als Kind gefehlt, wird er gnädig ansehen, wenn er ein Vater ist.“ Da bekreuzte sich der Bischof, aber er ließ nicht ab und verdoppelte seinen Zuspruch, und wenn ihm die Worte ausgingen, trat der Pfarrer an seine Stelle, und so wechselten sie einträchtig ab in ihrer Sorge um das Seelenheil des Ermattenden. Und die Stunden zerrannen, und die Stille der Nacht lastete in dem Raum, in welchem die unablässigen leisen Worte der Geistlichen wie ein feiner kaum hörbarer Regen auf das Gemüt des Rittmeisters herabrieselten. Er aber schwieg beharrlich und warf sich nur manchmal von einer Seite auf die andere. Nur einmal, da sie ihm die Hand von dem Säbelgriff lösen wollten, damit er sie im Gebet mit der Linken vereinigen solle, sagte er finster und

als ob er eines Gelübdes gedächte: „Ich schwöre euch bei dieser Klinge, daß meine Hände sich nicht in Inbrunst falten werden; es sei denn um meiner Freundin Leib.“ Da bekreuzten sich die beiden; aber sie ließen nicht ab und setzten ihm zu mit milden Worten und mit strengen Worten, und mit Verheißungen und Drohungen, und mit Bitten und Befehlen. Und noch einmal fuhr der Rittmeister empor im Zorn, setzte sich aufrecht in seiner Lagerstatt und rief: „Von Glück könnt ihr sagen, wahrlich von Glück, daß diese Klinge in meiner Hand mir heilig ist.“

Da fuhren sie zurück.

Aber bald kamen sie wieder und saßen wieder auf dem Rand seines Bettes und redeten auf ihn ein, bis er ihnen den Rücken kehrte. Doch es half ihm nichts. Es war wie wenn ein glühender Wetteifer, gerade diese verstockte Seele vom Verderben zu erlösen, in den Herzen der beiden Genossen im heiligen Stand erwacht wäre, bei jedem zu neuer Flamme angefacht durch jede neue Bemühung des andern.

Am Ende wurde er sie müde. Er sehnte sich, noch einmal zurückzutauchen in den glücklichen kristallklaren Traum der Erinnerung, der ihn umfassen gehalten ehe sie ihn daraus geweckt hatten. Eines aber wollte er vor allem: nicht vor ihren Augen sterben. Und schon fühlte er, wie sich etwas über seine Kniee legte wie eine bleierne Decke. Also fragte er, beinahe überhört von den Priestern, ob sie ihn in Frieden und allein lassen wollten, wenn er mit ihnen beten würde nach ihrem Willen. Der Bischof, der gerade die Wache bei ihm hielt, blickte den Pfarrer an: „Lasset uns zuvor

beichten: Ich armer sündhafter Mensch — —.“ Aber der Rittmeister blieb stumm; und sie sprachen weiter auf ihn ein mit milden Worten und mit strengen Worten, mit Verheißungen und Drohungen, mit Bitten und Befehlen. Einmal würden sie siegen: das hatten sie beide gefühlt.

Als in der Frühe des folgenden Tages der heilige Petrus das goldene Tor des Himmels aufsehloß, bemerkte er mit einem leisen Schrecken, der den Schlüssel klirren machte, daß der Tod mit dem Rittmeister nicht davor stand, wie er erwartet hatte; und da er die lange Straße zur Erde hinabblickte, sah er dort wohl eine Anzahl solcher die sich nach einem langen Leben von selbst auf den Weg gemacht hatten, aber keinen der aufrechten Hauptes daherkam und den der Tod in der Fülle seiner Kraft einholte. Da wurde er besorgt um die Stellvertretung des heiligen Georg und sandte einen der kleinen Engel, welche immer am himmlischen Tore herumstanden um die eingelassenen Seelen vor Gottes Thron zu führen, mit der Botschaft zu ihm, das Paar sei noch nicht in Sicht. Der Heilige sprang mit beiden Beinen zugleich aus den Federn als er das vernahm, raffte von seinem Rüstzeug zusammen was er gerade greifen konnte und lief spornstreichs zu Gott dem Herrn, welcher seinen vornehmsten Diener nicht abwies. Da erinnerte Georg den Herrn daran, daß er ihm seinen Beistand dazu versprochen hätte, einen Ritter zu gewinnen der an seine Stelle treten könne; und diesen Beistand rufe er jetzt an. Gott aber erwiderte ihm daß, wenn es sich um eine menschliche Anfech-

tung handle, er nichts tun könne; denn solche hätte er keinem seiner Heiligen und Märtyrer erspart und so müsse sie der Rittmeister ohne seinen Beistand durchkämpfen. „Doch wir werden sehen,“ fügte er hinzu und ließ sich auf dem himmlischen Throne nieder, von dem aus alles zu sehen ist was auf Erden vorgeht. Und dem heiligen Georg erlaubte er, auf die unterste Thronstufe zu treten, und wies mit seiner göttlichen Hand durch einen goldenen Rahmen von Wolken den die Morgensonne emporhielt. Durch den blickte der Heilige an Gottes Seite herab, ein wenig in Erwartung zitternd, und da konnte er auf die erwachende Welt tief dort drunten und gerade in das Sterbezimmer des Rittmeisters hineinschauen, als ob die Decke des Gemachs weggenommen sei.

Da erkannte er denn den Rittmeister im Kampfe zwischen zwei Feuern, die ihm unablässig zusetzten, und er erschauerte. Denn er sah wohl, daß der Mann dort unten in zunehmender Erschöpfung seinen Angreifern nicht mehr lange standhalten sondern sich ihnen übergeben würde, waffenlos, willenlos, nur um in Frieden sterben zu können. Der Schatten des Todes war über ihm und seine Rechte löste sich vom Griff des Säbels, den sie wie eine letzte Hoffnung noch immer umklammert hielt. Und wieder neigte der Bischof sein Ohr zu dem Mund des Sterbenden, um einen Hauch des Bekenkens, ein Wort der Beichte von den sich öffnenden Lippen zu erhaschen. Da bedeckte der heilige Georg sein Gesicht mit den Händen und trat von der Stufe des Thrones Gottes herab; denn er, der den Drachen getötet und allen Schrecknissen der Hölle ins

Auge geblickt hätte, konnte es nicht über sich gewinnen, zuzusehn, wie ein Ritter zum Sünder gemacht werde von dem es offenbar geworden daß er vor Gottes Angesicht kein Sünder war, da ihn sonst der Herr nicht als seinen Stellvertreter angenommen hätte. Und da beugte der heilige Georg vor Gott sein ritterliches Knie und bat ihn, wenn er nicht durch ein Wunder an dem Rittmeister diesen aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen lassen könne, doch dem Tod Einhalt zu gebieten, damit der Sterbende wieder zu Kräften komme. Denn dann, so vertraue er, werde er seiner Angreifer wohl von selbst sich bald genug entledigen. Er gelobe es dem Herrn bei seiner ritterlichen Ehre, daß er nie wieder auch nur einen Augenblick dem Gedanken Raum geben werde, von seinem Platze zu weichen an den ihn Gottes Wille berufen habe, und gebe hiermit in seine Hände die Bewilligung seines Urlaubs zurück, die so Fürchterliches im Gefolge haben solle, daß ein Ritter ohne Furcht und Tadel durch ihn in Tod und Verderben gerate. Gott aber sprach: „Ich werde dem Tod, welcher mein Bote ist, nicht Halt gebieten noch seine Ankündigung, welche die Sterblichen nimmer trügt, Lügen strafen. Und es ist nicht die Zeit für Wunder auf Erden.“ — Nach einer kleinen Weile aber, da Sankt Georg noch immer wartend vor ihm stand, fügte der Herr hinzu: „Doch er dauert mich.“ — Dann zog er die Wolke der Unerforschlichkeit um seine Gestalt.

Bei diesen letzten Worten ging es dem heiligen Georg wie in einem Dämmern auf, daß Gott, dem Allmächtigen, wohl noch ein anderes Mittel zur Errettung des Ritters aus seiner Anfechtung zu Gebote stehen könne

als ein Wunder; irgendein Kunstgriff, von dem die Menschen auf Erden nichts gewahrten und dessen Geheimnis er selbst den Himmlischen nicht preisgab. Und etwas wie eine neue Hoffnung die ihm Ruhe gab überkam ihn, da er von Gottes Thron hinwegtrat und in Ernst und Sinnen dem Himmelstor zuschritt.

Unterdessen waren sie im Sterbegemach des Rittmeisters eifrig am Werk. Der Bischof saß am Lager des Erschöpften, der mit geschlossenen Augen in die Kissen zurückgesunken war die ihm die Priester untergeschoben hatten und die ihn nur noch halb aufrecht zu stützen vermochten. Von neuem — zum wievielten Male — sprach er dem Rittmeister leise nicht ohne Liebe und in einer Hingebung an sein Amt zu, die am Ende ihre überzeugende Kraft auf jedes Menschen Seele äußern mußte, sich ihm zu eröffnen und die Worte der Beichte nachzusprechen, auf welche er ihm die Vergebung seiner Sünden verkünden und er rein vor Gottes Angesicht treten dürfe. Auch der Mesner hatte sich, als die Kräfte des Sterbenden nachzulassen begannen, wieder in das Gemach geschlichen und machte in seinem Innern und vor Gott eine gute Tat daraus, daß er der Schläge nicht mehr gedachte mit denen er noch vor wenigen Stunden von dem Rittmeister bedroht worden war. Er brachte ein armsäliges leichtes eisernes Kruzifix, zwei lange Kerzen und die eingeschlossene Hostie herbei, welche Dinge er auf einer hohen ehrwürdigen hölzernen Truhe, die an der Wand stand, zu einem einfachen Altar aufrichtete. Er zündete die Lichter an und verfehlte nicht durch unermüdliches Schwenken des Räucherfasses dem Bösen die

Lust am ferneren Aufenthalt in dem Zimmer zu vertreiben. Bald füllte der süße betäubende Geruch des Weihrauchs den Raum; weißliche Wolken wallten empor bis zur Decke, rollten an ihr hin und krochen an der Wand, an der das Kopfbende des Bettes stand, wieder hernieder, langsam, näher und näher, dichter und dichter um das Haupt des Ermatteten, um welches sie hängen zu bleiben schienen wie lastende Regenwolken an einem Berghaupt; und die gelben Flammen der Kerzen behaupteten sich im Dunkel in der Tiefe des Gemachs gegen den ersten kraftlosen Dämmer des Morgens, der durch die herzförmigen Ausschnitte im Oberteil der Läden hineindrang. Vor dem Notaltar stand der Priester, der seinen Vorgesetzten nicht einen Augenblick allein lassen zu dürfen glaubte, und weihte die Hostie in leise murmelndem Gebet. Dumpf und schwer wurde es in dem kleinen Gemach zum Ersticken. Wie der betäubende Geruch, der unabwendbar auf ihn eindrang, schienen auch die Worte des Bischofs dem Rittmeister, der nach Atem rang, unabwehrbar zu werden und weiter gegen sie anzukämpfen schien ihm ebenso vergeblich wie wenn er sich dem Dunkel widersetzt hätte das die Nacht über die Erde verbreitet. Wie willenlos öffneten sich seine Lippen; mit gesteigerter Eindringlichkeit und Erwartung flüsterte der Bischof zu ihm: „Sprecht mir nach: Ich armer sündhafter Mensch bekenne — Ich armer sündhafter Mensch bekenne — sprecht es mir nach, mir, dem Stellvertreter eures Gottes! spricht es mir nach: Ich armer sündhafter —.“

Und leise kam es von den Lippen des Ritters: „Ich armer —“

Aber in diesem Augenblicke geschah es, daß Gott der Allmächtige die angelehnten Läden des Gemachs mit einem leisen Windhauch berührte, so wie er ihn vor der aufgehenden Sonne herzusenden pflegt; da schlugen sie langsam und geräuschlos nach der Wand des Hauses herum und durch das geöffnete Fenster drang der unermessliche Atem der Erde, frisch und stark wie sie selbst die eben dem Jungbrunnen der Nacht entstieg.

Da fühlte der Rittmeister, wie ihn eine Welle einer wohlbekannten und doch so geheimnisvollen Macht traf, und hielt inne in seinen Worten. Und wie seine Brust davon in einem ersten langen zitternden Zuge trank, fuhr er empor und setzte sich kerzengerade aufrecht in seinem Bette und blickte hinaus. Da schossen die ersten Strahlen der Sonne über die Kämme der Höhen am jenseitigen Ufer und wie ein siegreicher goldener Lanzenhagel in das Gemach, vor welchem die priesterlichen Würden mitsamt dem Mesner geblendet standen und die Wolken geweihten Rauches die Flucht ergriffen wo sie konnten. Aber drüben auf halber Höhe sah man auf schwarzem hagerem Rosse einen Mönch in gestrecktem Trabe talab reiten dessen braune Kutte in der Morgensonne aufleuchtete wie Blut. Als den der Rittmeister gewahrte, schrie er mit dem Aufgebot aller Kraft, als wolle er seine Schwadron hinter sich zum Angriff sammeln: „Hierher, Bruder, zu deinem Rittmeister! — Marsch-Marsch! —“ und dann sank er ein wenig zurück.

Die beiden Priester standen bei diesen Geschehnissen bestürzt und ratlos mit dem Rücken gegen die Truhe

die ihnen als Altar gedient hatte und von der die brennenden Kerzen keinen Glanz mehr aussandten. Dann aber ließen sie mit einem stummen Blick des Einverständnisses den sie untereinander tauschten von dem Rittmeister ab; denn sie glaubten nicht anders als daß der nahende Mönch sein Beichtiger sei, nach welchem er insgeheim geschickt habe, und bildeten sich wohl ein, seine arme Seele müsse eine besonders schwere Untat zu tragen haben, daß er sie ihnen vorenthalten und nur seinem alten Beichtvater, der ihn kannte, zu bekennen wage.

Es währte nicht lange, so hörte man auf der Straße den eilenden Hufschlag eines Pferdes und kurz darauf das schurrende Geräusch auf den Steinen dicht vor des Rittmeisters Fenster wie wenn ein Reiter sein Tier aus raschem Lauf plötzlich anhält. Und herein trat der Mönch, in unheimlicher lagerer Größe und, ohne einen Gruß für die Würdenträger seines Standes zu haben, mit festem Schritt an das Bett des Sterbenden. Da merkten jene wohl, daß es ein Gewaltiger sein müsse der da eintrat, wenn er auch nur ein Mönch war, und ließen ihn gewähren. Der Mönch aber nahm die Hand des Rittmeisters, durch die ein freudiges Zittern lief als sich seinem Munde die Worte entrangen: „Bruder, bist du endlich da?“ Der Mönch antwortete ihm auf diesen Gruß mit einer starken Stimme: „Hätte dir gern noch ein paar Stunden gegönnt; aber als ich drüben meines Weges zog, hörte ich, wie ein Weinbauer zum andern sagte mit dem er zur Arbeit ging: ‚Der Rittmeister von der Sonnenweid’ liegt im Todeskampf.‘ — Da wußte ich — und habe mich gesputet. — Komm!“ —

Darauf neigte er sich über den Mann in dessen Züge der Friede einzukehren schien wie nach einer gewonnenen Schlaecht, und die beiden Priester samt dem Mesner, die vermeinten der Mönch verschritte nun dazu, ihm die Beichte abzunehmen, wandten sich nach dem Kreuze um und verharreten auf die Truhe gebeugt im Gebet für seine Seele.

Als sie sich nach einer Weile nicht ohne Zagen umdrehten, war der Mönch verschwunden und auf dem Bette lag das was von dem Rittmeister sterblich war. Die Kissen, die sie ihm stützend untergelegt hatten, waren herausgeschleudert, und so fanden sie ihn mit steifem Nacken gerade ausgestreckt wie eine Stahlstange, und das einzige was krumm an ihm war, war sein Reitersäbel und die Finger der Rechten die ihn wieder ergriffen hatten, so fest als ob sie um den Griff geschmiedet seien. Der Mesner lief neugierig an den Hof und um das Haus, um nach dem Mönch Ausschau zu halten; aber weder von ihm noch von seinem Pferde war eine Spur zu entdecken. Und die Antwort welche ihm darüber der blöde Bursehe aus dem Stall im Vorbeigehengab, daß nämlich der Mönch mit seinem Herrn, dem Rittmeister, auf und davon geritten sei, sah er, mißtrauisch wie er war, für ein albernes Gschwätz oder einen Schabernaek an, obwohl ihn ein Blick davon überzeugt haben würde daß mit dem Mönch auch der Engländer von seiner Kette verschwunden war. Es hat aber späterhin in der Gegend Leute gegeben welche die Ankunft des blöden Stalljungen gar nicht als dummes Zeug abwiesen. Zu denen gehörten zwei Sol-

daten die den Rittmeister in Begleitung eines Mönchs stromaufwärts auf einer Höhe gesehen haben wollten von der man, da die Bergstraße der Krümmung des Stroms landeinwärts ungefähr folgt, nach seinem Hause und der kleinen Stadt hinüberschauen konnte. Dort hätten die beiden zu Pferde gehalten nicht lange nach der Zeit die man als seine Todesstunde angab und nach einem feierlichen Zuge hingeschaut welcher sich aus dem Hause nach dem Kirchlein zu bewegte. Als den der Rittmeister erblickt habe, sei er in ein kurzes sieghaftes Lachen ausgebrochen und dann, sein Pferd wendend, zur rechten Seite des Mönches davongeritten. Aber diese Stimmen vermoehten nie rechtes Gewicht zu erhalten, zumal da die Geistlichen, die wohlwollende Männer waren, es dem Rufe des Rittmeisters nicht an-taten, über seine Hartnäckigkeit und seinen erst in der höchsten Not erschienenen mönchischen Beichtiger unnötige Erzählungen in Umlauf zu setzen; und auch unter sich haben sie von dem hoffärtigen Mönch nicht gern gesprochen. Das Luchslein aber und die Freunde des Verstorbenen hielten eingedenk des Wunsches den er wegen des Engländers geäußert hatte keinerlei Nachforschungen.

Als der Mesner nun nach seiner vergeblichen Umschau nach dem Mönch in das Sterbezimmer zurückkehrte, beeilten sich die beiden Priester ihm aufzutragen, schleunigst alles für die Überführung der Leiche des Rittmeisters nach der Sterbekapelle des städtischen Kirchleins vorzubereiten, und der Mesner glaubte selber daß die irdischen Überreste nicht schnell genug aus diesem Hause des Teufels entfernt werden könn-

ten, damit die himmlische Seele nicht Schaden leide. Also setzte sich schon nach wenigen Stunden ein kleiner feierlicher Zug von der Sonnenweide nach der Kapelle in Bewegung, dem die Anwesenheit des Bischofs eine besondere, von der Bevölkerung gern gesehene Weihe verlieh. Und der fromme, tätige Mann ließ es sich nicht nehmen, selbst eine Messe zum Heile der so schwer errungenen Seele zu lesen.

Zu der Zeit aber war der Rittmeister längst aufrechten Hauptes durch das Himmelstor eingegangen und der heilige Georg hatte ihm die Hand gereicht, eine Ehre von der die ältesten Heiligen sich nicht entsinnen konnten daß er sie einem Neuankömmling erwiesen; und dann hatte ihn der heilige Georg, indem er ihn zu seiner Rechten schreiten ließ, vor Gottes Thron geleitet und nichts drang zu ihm herauf von alle dem was sie seinem Leichnam auf Erden noch antaten.

WEIHNACHTSLEGENDE
VOM PEITSCHCHEN

Drei Kindern erzählt



Als das Jesuskind durch Flandern zog — und es kannte wohl die ganze Welt — kam es mitsamt seiner Mutter in der großen Stadt Gent am Morgen eines Weihnachts-
tages an. Die ganze Stadt war für das Fest gerüstet. Auf den Straßen drängten sich die Menschen, um auf den Märkten und in den Läden die neuesten und letzten Herrlichkeiten zu erwischen mit denen sie ihren Angehörigen und ihrem Gesinde am Abend eine Freude machen könnten. Vor der großen Kirche St. Baafs, die wie ein gewaltiger grauer Magnetberg über die Stadt und die Menschen emporragte, die Häuser um sich versammelt hielt und die Menschenströme in sich hinein-
zog, war ein Weihnachtsmarkt errichtet, und die Pfefferkuchenstände, die Buden mit bunten Likören, mit Christbaumschmuck und Kerzen, mit Zinnsoldaten und Zinnlöffeln, mit Pfeifen, Trompeten und allerhand Kinderspielzeug standen hübsch in Reihen geordnet und einträchtig nebeneinander. Da es noch früh am dämmrigen Morgen war, die Leute vom Lande jedoch, um nichts zu versäumen und einen möglichst langen Tag des Betrachtens und Auswählens vor sich zu haben, schon in die Stadt hereinwogten, brannten in allen Ständen über den Auslagen die Lampen und die Verkäufer brachten die erste Ordnung in ihre Sachen, die der vorangegangene Tag etwas in Unordnung gebracht hatte. Gerade am Zugang zum Hauptportal der

Kirche behauptete ein großer Spielwarenstand seinen Platz. Da waren Trommeln und Trompeten, Reifen und Kreisel, bunte Glasklicker, Puppen und Kegel, kleine Männchen die in Glasröhren in einer rosa Flüssigkeit auf- und niederstiegen wenn man die Röhre in die Hand nahm, Mundharmonikas und winzige Drehorgeln, die das ‚Ehre sei Gott in der Höh‘ in kleinen Tönen von sich gaben wenn man leise die Kurbel drehte. Und gerade hing eine Magd ein buntes Gedränge von blauen, roten und grünen Luftballons, alle eben neu mit Gas gefüllt und prall daß sie knirschten wenn sie aneinanderstießen, an der Ecke der Bude auf, und darunter hing sie ein ganzes Bündel kleiner Peitschen mit geflochtenen Schnüren aus weißem, zartem Leder, gelben Schmitzchen und bunten Stielen. Jeder Stiel aber endete in ein rotes Pfeifchen aus Kirschenholz. Im Hintergrund der Bude aber hinter den langen Brettern und Tischen, auf denen alle die schönen Sachen ausgelegt waren, standen drei Kinder, so blond und auch wohl so alt wie ihr denen diese Geschichte erzählt wird. Ihre Mutter war die Eigentümerin des Spielwarenstandes. Da sie zu so früher Stunde nicht auf Käufer hoffen konnte, war sie noch nicht zur Stelle sondern hatte es der Magd überlassen, die Auslage zu besorgen; und diese hatte die Kinder mitgenommen. Da standen sie nun, und während sie teilnahmvoll und neugierig guckten, wie die Magd immer neue Reichtümer und Herrlichkeiten auspackte und zum Verkauf ordnete, begannen in ihren Herzen Wünsche hin und her zu jagen, begehrriche und vergleichende Gedanken hin und her zu wogen und süße Qualen auf

und ab zu ziehen, welcher Gegenstand von allen ihnen wohl am besten gefiele, damit sie ihn sich von ihrer Mutter selbst als Weihnachtsgabe ausbitten könnten. Denn das wußten sie vom letzten Jahr und gedachten es auch diesmal dahin zu bringen, daß ihre Mutter jedem von ihnen erlaubte, sich aus der Fülle der Dinge etwas herauszuwünschen. „Wenn es am Abend nicht verkauft ist,“ pflegte dann die Mutter zu sagen; denn der geringe Erlös aus dem Spielzeug ließ es nicht zu daß sie die Dinge von vornherein für sie beiseitestellte. Und dann zitterten die Kinder den ganzen Tag um den gewünschten Gegenstand, und jedesmal wenn ein Käufer herantrat, stieg ihnen das Blut zu Kopf und sie fühlten ihr Herz schlagen. Ging er dann weg ohne, wie sie meinten, ihren Gegenstand entdeckt zu haben, waren sie glücklich. Aber beim nächsten wiederholte sich die Pein.

„Das vorige Jahr hatte ich mir eine Puppe gewünscht,“ sagte das eine Mädchen: „aber nach wenigen Tagen zerbrach sie: Ich wünsche mir etwas anderes diesmal.“ Dann trat wieder Schweigen und Überlegen ein. Keines wollte sich verraten. „Eigentlich wäre ein Kreisel sehr schön,“ sagte das ältere Mädchen, „er zerbricht nicht. Ich sehe Dinge gern die tanzen und sich drehen.“ Alle drei guckten nach einem großen Haufen buntbemalter harter Kreisel, die eben aus einem Sack hüpfen den die Magd auf den Tisch stülpte. — „Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschehen dazu,“ sagte die Älteste, die mit sich im reinen war.

Die andern fanden die Idee auf einmal herrlich. „Ich wünsche mir auch einen Kreisel und ein Peitsch-

chen,“ sagte das zweite Mädchen, als ob sie nicht gesonnen wäre, zurückzustehen.

„Ich auch,“ sagte der Junge, dem es genug war daß die älteren Schwestern entschieden hatten. Und alle drei guckten eifrig und prüfend nach dem Haufen Kreisel auf dem Tisch und nach dem Bündel Peitschen, das von der Ecke der Bude herabhing.

„Während der Kreisel Schwung hat und sich dreht, kann man pfeifen,“ bemerkte der Junge und fand dies sehr beachtlich. Das Pfeifchen am Peitschenstiel mußte doch seinen Sinn haben. „Und dann versetzt man dem Kreisel wieder einen. Und dann pfeift man wieder.“

„Wer am besten kreiseln kann, kann am besten pfeifen,“ sagte die Älteste.

„Wenn wir alle drei zugleich pfeifen —!“ Dies sagte die Jüngere, sah mit großen Augen in die Ferne und hatte offenbar eine wundervolle Erscheinung.

Während sie so schwatzten, kam inmitten der Menge des Volkes das der Kirche zuströmte das Jesuskind daher. Es war damals schon größer und saß rittlings auf dem treuen Esel, der von den vielen Fahrten — nach Ägypten und in aller Welt unher — nicht mehr ganz frisch war und mit kleinen, andächtigen Schritten in der Menge trippelte. Dem Jesusknaben ging das zu langsam. Vergebens zauste er das Eseltier mit seinen kleinen Händen im zottigen Fell, stieß es mit den Beinchen in die Seiten oder suchte es durch kleine Zurufe zu ermuntern. Der Esel blieb in seinem Gang und die Jungfrau Maria, die lächelnd hinter ihrem Kinde schritt, trieb ihn nicht an.

Wie sie nun in diesem Aufzuge, oftmals gehemmt durch ein sanftes Stehenbleiben des Tieres, vor dem Spielwarenstande anlangten, gewahrte Jesus an der Ecke das Bündel Peitschchen, ergriff, indem er seinen Esel darunter hinwegtrieb, als rechter Herr der Welt eines am Stiel und zog es ohne viel zu fragen aus der Schlinge, in der es mit seinen Kameraden aufgehangen war. Dann schwang er es lustig über seinem Reittier.

„Halt! Nicht!“ rief die Magd, und auch die Kinder wollten Halt! Nicht! rufen und krausten die Gesichter. Aber sie brachten keinen Ton aus den Kehlen. Das Jesuskind blickte sie nur aus seinen unergründlichen Augen einmal freundlich und sieghaft an. Da war es als ob es um sie geschehen wäre. Der Atem stockte ihnen, alle drei griffen nacheinander als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bangigkeit der Herzen folgten sie mit den Augen dem wunderbaren Knaben, der sie mit einem einzigen Blick in seinen Bann getan hatte wie sie wohl selbst ein paar Wasserkäfer in ein Glas steckten.

„Wer ist denn das?“ fragten sie einander leise ohne sich anzusehen. Und als nun gar noch eine überirdische, hohe Frau an ihnen vorüberzog und sie mit einem seltsam fremden Gruß zu streifen schien, und es ihnen so ganz weihnachtlich zumute wurde, da sagte die Älteste vorsichtig:

„Es könnte beinahe das Christkind gewesen sein.“

„Was du nur immer hast!“ sagte die Jüngere und war dabei froh daß ihr die Schwester eine plausible Erklärung für den Zustand ihrer Sinne unter den Fuß gegeben hatte; „natürlich war es das Christkind!

Einem andern Kind hätten wir das Peitschchen doch gar nicht gelassen.“

„Welches war das Christkind?“ fragte der Junge, der sich selbst noch nicht begriff. „Wenn ihr es gesehen habt, will ich es auch gesehen haben.“

„Das auf dem Esel,“ sagten die beiden andern nun sehr bestimmt, da sie ihren Vorsprung fühlten.

„Das auf dem Esel? Ja!“ sagte der Knabe.

„Wenn es nicht das Christkind gewesen wäre, hätte es ja auch das Peitschchen gar nicht nehmen dürfen.“

„Besonders hätten wir aber doch einem andern Kind das Peitschchen gar nicht gelassen,“ sagte das zweite Mädchen wieder. „Und wir mußten es ihm doch lassen.“

In diesen Worten fanden die Kinder eine vollkommene Sicherheit und alle drei waren so gewiß, das Christkind von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wie es gewiß war daß sie die Kinder ihrer Mutter waren. Und dann kam ihnen immer wieder der wundersame Blick des schönen Knaben, der Gruß der hochgewachsenen Frau wie in einem verklärten Schein zurück und erfüllten sie mit einer geheimnisvollen Erregung. Die Morgenglocken von St. Baafs erklangen feierlich über ihnen und der Weihnachtstag mit seinen Wundern zog herauf. Die Kinder hatten den Christusknaben gesehen und wer es ihnen bestritten hätte, den hätten sie mitleidig ausgelacht.

Da kam die Mutter. „Mutter, wir haben das Christkind gesehen,“ riefen sie alle drei. Aber es war ihnen gar nicht lieb, als ihre Mitteilung nicht recht verfiel, die Mutter vielmehr nur belustigt schien und sagte:

„So? Da habt ihr was Rechtes gesehen! Und was wünscht sich nun jedes zu Weihnachten?“

Daß das Christkind das Peitschchen genommen hat, sagen wir jetzt besser nicht, dachten die drei und antworteten lieber auf die Frage ihrer Mutter. „Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschchen,“ sagte die Älteste. „Und ich auch,“ sagte die Jüngere. „Und ich auch,“ der Junge.

„Wenn es am Abend nicht verkauft ist,“ erwiderte die Mutter und betrat den Stand. Die Käufer drängten sich, der kurze Tag brach an, die Lampen wurden gelöscht, und auch für die Kinder verschwanden die Ereignisse des Morgens im Grau des Tageslichts und im Gesumme des geschäftigen Treibens auf dem großen Markt. Zudem begann die Qual der Erwartung sie zu bewegen und zu erfüllen, ob denn für jedes am Abend ein Kreisel und ein Peitschchen übrig sein werde. Und dies alles beschäftigte sie zu sehr als daß sie an anderes hätten denken mögen. Jedesmal wenn ein Käufer herantrat und einen Kreisel oder ein Peitschchen verlangte, gab es in drei kleinen Herzen drei kleine Stiche, und wenn einer einen Kreisel mitsamt einem Peitschchen kaufte, waren die drei Stiche in den drei Herzen noch deutlicher fühlbar.

Aber ihre Qualen wurden immer größer und ihre Gesichter immer länger. Der hochgetürmte Haufen von Kreiseln nahm reißend ab und das dicke Bündel Peitschen wurde schwächtigt und schwächtiger. Noch einmal schüttete die Magd einen Sack Kreisel auf den Tisch und noch ein Bündel Peitschen wurde an der Ecke der Bude aufgehangen. Dann war der Vorrat er-

schöpft. Die Kinder merkten gar nicht daß auch die Puppen weniger wurden und die Trommeln und die Glasröhren mit den steigenden Männchen und die Spieldosen und die Bälle. Als der Tag vorüber war und die Stände überall geschlossen wurden, war in dem ihren alles ausverkauft. Nur drei Kreisel, die ganz allein aus der Fülle der Dinge übriggeblieben waren, lagen verlassen an der Stelle wo der Haufen gewesen war. Aber kein Peitschchen mehr war da, sie anzutreiben, und so schienen sie völlig nutzlos und überflüssig.

Die Mutter überblickte ihren Stand, freute sich des flotten Geschäfts und guten Erlöses den ihr der Tag gebracht, und hatte die Kinder ganz vergessen. Jetzt bemerkte sie sie wieder, wie sie traurig dasaßen und ihnen das Weinen nahe war.

„Nun? — Was ist?“ fragte sie. Aber das war schon wie ein Stoß. Die Kinder brachen in helle Tränen aus und schnelle Perlchen rollten unaufhaltsam über ihre Kittel.

„Nun haben wir kein einziges Peitschchen,“ jammerten sie durcheinander; „was sollen uns jetzt die Kreisel!“ Die Mutter rückte zwischen sie, wußte aber noch keinen Trost.

„Und das letzte Peitschchen hat uns das Christkind auch noch weggenommen,“ klagte der Junge.

„Das Christkind — —?“ fragte die Mutter.

In diesem Augenblick öffneten sich, langsam und weit, die Flügeltüren am Hauptportal von St. Baafs, was sonst nur bei den feierlichsten Gelegenheiten geschah; denn die Menschen gingen seitlich durch zwei

kleine Pforten ein und aus. Die Flügeltüren öffneten sich, und heraus trat die überirdische Frau die in der Frühe die Kinder so seltsam begrüßt hatte.

„Das ist sie, die mit dem Christkind war!“ flüster-ten die Kinder und krochen eng an ihre Mutter heran. Und während alle vier kein Auge von der Gestalt ver-wenden konnten, schritt diese ruhig auf den leeren Verkaufsstand zu und der Weihnachtsschauer ging vor ihr her. Wieder wie am Morgen stockte den Kin-dern der Atem, wieder griffen sie nach einander als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bedrängnis der Herzen ergaben sie sich, daß ihnen etwas widerführe was ihnen nie wieder in ihrem Le-ben widerfahren würde. Die Frau aber trug das Peitsch-chen in der Hand, das Jesus in der Frühe aus dem Bündel an der Ecke der Bude herausgezogen hatte, reichte es mit einer unnachahmlichen Bewegung der Mutter hin und sprach:

„Dies Peitschchen gehört wohl in diesen Stand.“ Darauf streifte sie Mutter und Kinder mit ihrem Gruß, wendete sich und trat, wie sie gekommen, in die große Kirchentür zurück, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

Den Kindern war es eng und heiß und doch auch wieder weit und frei, und obzwar sie anfänglich etwas enttäuscht schienen wie über ein halbes Glück, ging ihnen doch bald der Sinn auf: daß sie nämlich nun gar kein Peitschchen hätten, weil es längst mit den andern verkauft worden wäre, wenn das Christkind ihnen nicht am Morgen dieses Tages eines weggenom-men hätte. Da wurden ihre Augen hell und sie sahen einander an.

Die Mutter küßte ihre Kinder. Wie auf Verabredung ergriff jedes einen der drei Kreisel, alle drei faßten das Peitschchen an, als ob es ein langer Spieß gewesen wäre, und so trugen sie ihre Geschenke in einem glücklichen kleinen Triumphzug nach Hause.

Mit dem Peitschchen hatte es aber eine besondere Bewandtnis. Denn obgleich ein Peitschchen für drei Kreisel und drei Kinder reichlich wenig schien, so entstand doch nie ein Streit darum. Es wurde den Kindern wie zu einem Wahrzeichen, daß Menschen alles miteinander teilen können.

Seit jener Zeit geht in Flandern eine Redeweise. Wenn mehrere so recht miteinander einig sind, sagt man wohl von ihnen: Ach die! die haben ein Peitschchen miteinander.

KEUSCHHEITSLEGENDE

Im wonnevollen Herzen deutscher Lande, wo kräftige und mutige Gebirge die Pracht ihrer Wälder zur Sonne recken und die Kühle ihrer Täler in tausend Blumenwiesen ausatmen, sprang an einem frischen Julimorgen ganz in der Frühe, als alles noch heilig still war, die Menschen noch schliefen und das Vieh noch in den Ställen brüllte, ein schlankes feines Mädchen in einem absonderlichen Gebaren in langen Sätzen, wie gejagt, eine große tautriefende Wiese hinan die hinter einem Dorf zu höher gelegenen Feldern und Anpflanzungen emporstieg. Seit Anbeginn der Welt sind die weiblichen Wesen unter den Menschen, gleichviel ob jung ob alt, von so sonderbaren Anwandlungen heimgesucht worden daß sie sich bescheiden müssen, sich selbst nie ganz zu verstehen. So verstand sich wohl auch jenes Mädchen nicht ganz, als es, so wie es eben aus seinem Bett geschlüpft war, mit nicht mehr als seinem verwachsenen Kinderhemdchen angetan, sonst völlig nackt, durch das nasse Gräsermeer eilte das seine Schenkel umstreifte. Jeder Tritt enthüllte das Ungewohnte ihres Beginnens, das weder ihren Jahren noch ihrer Art anstand. Denn sie war in dem Alter in dem der Mond ein Kind mit dem ersten unverständenen Leid bedroht, und ihr zarter unbäuerlicher Gliederbau, die helle Haut und ihre schamhafte Eile verrieten daß ihr sonst wohl Schuh und Rock und auch feines Linnen am Leibe ge-

läufige Dinge waren. Nur zwei große leere Blumenkörbe, die sie an langen Henkeln in den Händen schwang, schienen ein gewohnteres Zubehör zu ihr vorzustellen.

So eilte sie in den schwingenden und doch unbeholfenen Sprüngen durch die blumige hemmende Flut und verschwand am Ende der Wiese in einem Blumengarten der dort, von den Gehöften des Ortes eigensinnig getrennt, sein sonnenwarmes, wohlgehegtes Dasein führte.

Der Garten gehörte dem Mädchen; oder, wenn er ihr nicht gehörte, so schaltete sie doch wie eine Herrin in ihm. Denn sie betrieb einen Blumenhandel nach ihrer Art und jeden Morgen schnitt sie in dem Garten ihren Vorrat, legte ihn enggepreßt in ihre Körbe und verkaufte ihn in den belebten Brunnenanlagen der Stadt, in die sie täglich der Frühzug hinunterführte. Am Abend, oft schon am Mittag, kehrte sie mit leeren Körben in ihr kleines Zimmer heim, das auf dem Dorfe im Gehöft des reichen Sägemüllers lag und eben über die schöne große Wiese hinauf nach ihrem Blumengarten und den Wäldern sah, die mit langen Armen von den Höhen herunterreichten.

Sie gehörte indessen nicht zu den Leuten des Dorfes; vielmehr hatte sie sich, man wußte nicht wann noch wie, in der Behausung des Sägemüllers festgenistet und allmählich mit Glück und Sachkenntnis jenen Blumengarten angelegt. Da der Sägemüller mit allerhand Menschen in der Stadt zu tun hatte, mochte auch sie daher stammen. Man nannte sie im Dorf das Evlein; aber obschon die Geschichte in jenem Teil Deutschlands sich ereignete wo man sich nicht schämt, Namen

verkleinernde Endungen anzuhängen und so ihre Träger von den anderen gleichen Namens sinngemäß zu unterscheiden, so ist es nicht sicher, ob in diesem Fall nicht eher die Vorstellung einer Efeuranke in ihrer sittsamen Schlankheit dem Kind den Namen eingetragen hat und er daher richtiger Efeulein hätte geschrieben werden sollen. Im übrigen kümmerte man sich absichtlich nicht um sie; man wußte kaum daß sie da war. Sie war den Leuten zu fein und zu fremd und ihr Garten galt fast für ein kleines Zauberreich, in dem Blumen und Kräuter wuchsen wie man sie nie gesehen und in das es keinen Eintritt gab. So wußte niemand etwas Rechtes mit ihr anzufangen und sie tat nichts, um die Ferne in der die Leute des Dorfes sich von ihr hielten zu verringern.

Freilich hatte sie sich's noch nie beikommen lassen, halbnackt über eine große Wiese zu springen noch in anderer Weise die Gedanken oder das Gespräch auf sich zu lenken. Und wenn auch in der Herrgottsfrühe jenes Tages, als sie über die Wiese zu ihrem Garten hinaufsprang, kein Mensch weit und breit zu sehen war, so mochte dies anders sein, wenn sie mit gefüllten Körben langsam und fürsichtig zu ihrem Türchen zurückzukehren hatte. Schon wurde es hinter den Stake-ten und Läden der Fenster lebendig und mit den Lauten der Tiere mischten sich Laute von Menschen. Aber alles das kümmerte heute das Evlein nicht. Und wenn sie auch jetzt erst gewahrte daß ihr Hemdchen, in dem sie sich sah, ihrem eigenen Wachstum nicht gefolgt, viel zu kurz war und kaum noch die Schenkel bedeckte, so focht sie das nicht an. Ja, sie brüstete sich

eher ein wenig in ihrem Innern damit daß sie dem Einfall, der sich zu ihr mit der Morgenluft hineingedrängt als sie ihr Fenster öffnete, Einlaß gewährt hatte wie einem ersten Geliebten, der ihr gleichwohl nicht zu nahe tun durfte. So füllte sie, in das wohlige Gefühl ihrer Anwandlungen verschanzt, die Füße frisch gebadet vom Tau, den Leib dem ersten Sonnenspiel preisgegeben, Brüste und Schultern von tropfenden Blüten und Ranken kühl bis zum Schauern berührt, lächelnd ihre Körbe. Dann machte sie sich auf den Heimweg.

Vorsorglich und eng preßte sie mit angelegten Ellenbogen die beiden übervollen Blumenlasten unter die Brust und schritt behutsam mit kleinen Schritten den Rain hinab der sie zu ihrem Hause führen sollte, als sie sich plötzlich, die Augen erhebend, einer wunderschönen Frau gegenüber sah, die in einem seltenen, ausgesuchten Gewande auf jenem Raine aufwärts schritt. An der Hand führte die Frau ein himmlisch schönes Kind, einen Knaben, dessen Haupt ein heller Schein umgab. Es schien dem Evlein, als ob dieser Schein fast die Schönheit der königlichen Frau ein wenig verdunkele. Der Knabe war ganz nackt und stapfte durch den Morgen wie ein glückstrahlendes Menschenkind das selig ist, seinen Leib von dumpfer Berührung jedes Kleides frei in einer ersten frohen ihm erlaubten Heldentat der Luft, dem Licht preisgeben zu dürfen.

Nun weiß jeder daß es Frühlingstage auf Erden gibt, so schön, daß alle himmlische Herrlichkeit die man sich erdenken mag keinen Vergleich mit ihnen aushält. Was Wunder, wenn Himmlische an solchen Tagen auf

Erden wandeln? So begab es sich daß in der Frühe jenes Tages die Jungfrau Maria zur Erde herabgekommen war und den Jesusknaben mit sich genommen hatte, um ihn an einem deutschen Sommermorgen zu zeigen, wie herrlich die Welt war die sein himmlischer Vater erschaffen hatte. Ein silbernes Netz von Tau war feinmaschig über die Wiese geworfen, und jedem Gras, dem ärmsten auch, waren Tropfendiamanten aus einem unermeßlichen Reichtum ausgestreut. Ein leiser Wind strich über alle die vielen sich neigenden Köpfe von Blumen und Halmen wie eine unendlich linde Hand die keines der Köpfchen vergaß. Der Himmel schwang weithin von Lerchengesang, ganz zart, hoch, unsichtbar, und die ganze weite Welt war in eine Innigkeit von Farbe und Licht getaucht, wie sie keine andere Sonne zu spenden vermag als die welche ein deutsches Wiesental an einem Frühlingsmorgen bescheinen darf.

Durch diese Pracht schritt das Christuskind mit seiner königlichen Mutter arglos und sorglos dahin als rechter Herrscher, der all die Herrlichkeit in seinem Reich nicht zu bestaunen braucht. Als es vor dem Evlein angekommen war, da mußte es freilich einhalten, die Tauperlen mit seinen nackten Füßen von den Gräsern zu streifen. Denn seine Mutter blieb stehen und mit ihr zugleich stand der Knabe, den sie an der Hand hielt. Und er erschauerte ein wenig vor der Kühle des Grases und der Süßigkeit des Windes.

Das Evlein blickte bald auf die hohe Frau bald auf das Kind und wußte nicht was sie auf dem Rain festbannte, daß sie nicht zur Seite auf die Wiese trat um

die Himmelskönigin vorübergehen zu lassen. Staunend stand sie — eine atemlose Ewigkeit.

Dann glitten wie unter einer sanften Gewalt die Blumenkörbe langsam von ihren sich streckenden Armen zu Boden. Während ihre Blicke auf dem schönen Knaben haften blieben, streifte sie in einem wortlosen Mitleid mit seiner Nacktheit ihr von dem jungen Körper erwärmtes Hemdchen über den Kopf und ließ es über die Gestalt des Kindes herniederfallen, wozu die Himmelskönigin mit einem Lächeln eine kleine Hilfe leistete.

Da stand nun das himmlische Kind mit einem irdischen Hemd bekleidet und genoß verlegen ein ihm fremdes und doch wohliges Geschenk. Seine Mutter aber nahm es wieder bei der Hand, dankte dem Evlein mit einem Blick und gedachte ihren Weg durch diese Welt fortzusetzen, als sie gewahrte, wie das Mädchen stumm seine Körbe aufnahm und nun selbst nackt und bloß ihren Weg den Rain hinab zu beenden sich anschickte. Das Mädchen sah sich nicht um; still versunken ging es dahin und gewahrte von der Welt nichts mehr. Sie trug ihre einfache gute Tat in ihrem Herzen nach Hause wie eine unbeschreibliche Kostbarkeit. Als die Mutter Gottes sie so enteilen sah, erschrak sie ein wenig. Und in ihrer himmlischen Vorsicht warf sie aus ihrer unergründlichen Unberührbarkeit einen Anteil als Gnade über die Gestalt und das Wesen des Mädchens, groß genug, daß kein irdisches Auge ihr je mit begehrliehen oder lästigen Blicken nahen durfte, mochte sie noch so nackt und bloß sein.

Vorerst freilich schien die Gabe der Himmelskönigin nicht in Wirksamkeit treten zu sollen, denn es blieb

alles still in der Wiese und hinter den Häusern. Scheinbar ungesehen verschwand das Evlein in seiner Thür.

Doch sie war belauscht. Ein deutscher Student, der an diesem Tage ausgegangen war dem Herrgott den Morgen zu stehlen, saß am Rand des Waldes, der die große Wiese an einem Saum nach oben begleitete, klappte sein Buch nicht auf, das er zu seiner Erbauung mitgenommen hatte, sondern ließ sich stumm die Köstlichkeit dieses Morgens in die Augen träufeln. Alle Schauspiele, die in der Frühe des Tages sich den Rain hinauf und hinab spielten, hatte er mit ansehen dürfen als der einzige dem sie als Zuschauer gespielt wurden. Er hatte das Evlein hinaufspringen sehen in seinen Blumengarten und über ihren Aufzug lustig gelacht; denn er kannte sie wohl und war niemand anders als der Sohn des Sägemüllers, in dessen Hause das Evlein sein Unterkommen hatte. Dann war von unten her die schöne Frau mit dem Kinde erschienen und von oben her das Evlein mit den Blumenkörben, und er machte weite Augen, als der seltsame Stillstand auf dem schmalen Wiesenrain mit dem Wegschenken des Hemdes endete. Aber ein Staunen ging in ihm auf, größer als alles Augenaufsperrn über die Wunder dieses Morgens, da er nun dem Evlein mit den Blicken folgte, als es in seiner keuschen Nacktheit mit der Gnade der Himmelskönigin angetan seinem Türchen zustrebte. Denn als sie so dahinging, da war es, daß alle Herrlichkeit die in jenem Wiesental versammelt war nur hinter ihr stand wie ein Vasall der ihr zu dienen hatte, daß alles Licht und Sonnengefunkel nicht mehr war

wie ein Geschmeide für ihren Leib, und daß der Wind neben ihr über die Wiese schritt wie ein Edelknabe den sie an ihrer Seite duldete.

„Das ist das schönste Gefäß des Lebens das ich je schauen werde,“ rief der Student indem er aufsprang, „und mag der schönste Leib sein den je eines Mannes Arme halten dürfen.“ Aber sie entschwand ihm in einer Reinheit die ihm die Augen übergehen machte.

Seit jenem Tage trug das Evlein kein Hemd. Sie gedachte damit ein kleines eigensinniges Gelübde durchzuführen; denn es schien ihr kein rechtes Geschenk zu sein, wenn sie die Sache die sie preisgab durch eine andere hätte ersetzen können. Ihr Hemd trug das Christkind; sie sollte, wie sie meinte, keines tragen. Auch war ihr die ganze Handlung, durch die sie es verlor, zu heilig, ihr Rückweg in ihrer Nacktheit zu wonnig und feierlich erschienen, als daß sie nicht diese Gefühle in etwas festzuhalten oder zu versinnlichen bestrebt gewesen wäre. So zog sie nicht mehr als ein dreieckiges Tuch oder wohl eine Jacke um Brust und Schultern. Aber sie liebte es, mit nacktem Oberkörper zu gehen, während sie ihr Gelübde im übrigen nicht weiter über ihren Körper ausdehnte. Kein Blick, kein Gedanke nahte sich ihr der etwas anderes in ihr gesehen hätte als die keuschesten Formen; und der Schutz der Himmelskönigin schien ihre Vorliebe zu heiligen. Wohl wurde mancher auf sie aufmerksam, wenn der schöne Leib sich zwischen den Blumen ihres Gartens zeigte oder wenn sie mit der Herde des Dorfes heimkam, der sie stundenlang nachfolgen konnte. Dann hing ihr

Tuch offen herab, die Brust flog vor Lust und Kraft, und die ebenmäßige Bronze ihrer Haut glänzte in der Abendsonne. Aber alle ihre Bewegungen waren frei, unschuldig und stark, gleichsam unwiderstehlich, so daß sie wohl viele bewunderten, doch keiner ein Arg in ihr finden konnte. „Sie hat ihr Hemd dem Christusknaben weggeschenkt“, sagten die Leute im Dorf, gläubig oder ungläubig, und begnügten sich damit. In der Stadt aber, wo diese Erklärung ihres Eigensinns weniger bekannt war, bedurfte es ihrer auch nicht. Die Menschen erfreuten sich eher an dem schlanken entblößten Nacken, den schön geformten Armen und der zarten Wölbung der Brust, wenn sie unter der losen Verknotung sichtbar wurde, als daß sie Bemerkungen darüber gemacht hätten. Denn die Stadt hatte eine harmlosere und lustvollere Auffassung der nackten Formen des menschlichen Leibes als den Gewinn einer aufgeklärteren Zeit schon in sich aufgenommen.

Der Student, der sie belauscht, und das Evlein fanden sich, weil es der Natur in diesem Falle gefiel, zwei Menschen einander zuzuführen die füreinander bestimmt waren, während sie sie häufig genug in aller Welt herumtreibt und es ihnen eigensinnig überläßt sich zu suchen. Vor einer Anzahl von Jahren hatte der Sägemüller das Evlein, dem von vermögender Seite ein dauerndes Unterkommen bei ihm bestellt war, aus der Stadt in sein frauen- und tochterloses Haus genommen, wo eine ältere biedere Schwester mehr abseits von seinen Gefühlen Aufsicht und Wirtschaft führte. Damals war das Kind, einer vornehmen Erziehung nur

halb entwachsen, zur Kräftigung seines zarten Leibes in ländliche Umgebung und dem Atem der Wälder nahe gebracht worden. Doch schien die Vorsicht übertrieben; sie war noch nicht lange unter dem neuen Dach, als sie so stark und gesund war wie irgendeines der Kinder im Dorf. Nur war sie schlanker und ihre Glieder wiesen jenen durchgebildeten, bestimmteren Formen auf, die das Vorrecht von Edelgewächsen ebensowohl unter den Pflanzen wie unter Menschen und Tieren sind. Der Sägemüller liebte das kindliche Geschöpf, das ihm in Wesen und Erziehung wohl in etwas die Erinnerung und ein jugendliches Widerspiel einer Frau zurückbrachte die er früh verloren hatte. Ihre Erbschaft war ein sich ewig gleichbleibendes schmerzliches Gedenken und sein Sohn Konrad, mit dem nun das Evlein gemeinsam aufwuchs. Dieser, mehr nach seiner Mutter als nach seinem Vater geschlagen, fühlte sich dem Mädchen bald verwandter als irgendeinem Kinde seines Heimatdorfes, hielt zu ihr in allen Dingen und verließ sie, als er zur Beendigung seiner Schulausbildung eine höhere Anstalt aufsuchte, als ihr rechter Ritter der sie dereinst erobern würde.

Konrad, der jede seiner freien Wochen getreulich zur Gespielin seiner Knabenjahre heimkam, bezog nach kurzer Zeit die Universität. Wenn er auch dereinst das Sägewerk und die ausgedehnten Geschäfte seines Vaters mit kostbarem Bauholz zu übernehmen bestimmt war, so fand er es doch für gut, sich in der Welt und in Künsten und Wissenschaften zuvor gebühlich umzusehen und seinen Gewinn an Bildung und Kenntnissen daraus davonzutragen.

Während seiner ersten Ferien war es, daß der junge Student jenes Schauspiels Zeuge ward, in dem er das Evlein nackt und bloß und doch in einer unvergleichlichen Glorie den Rain hinabschreiten sah der zu seines Vaters Hause führte. Dieser Unschuld, dieser Schönheit Schützer und Bewahrer zu sein, war das reine Gelöbniß, die schwärmerische Bestimmung, die er aus dem heimatlichen Tal mit sich in die Welt und sein junges Leben hinausnahm.

Als er nach Jahr und Tag heimkehrte, begann zwischen ihnen das ewig unbeschreibliche Spiel der ersten, heiligsten Liebe. Mit einer leisen unwiderstehlichen Gewalt, der nur die unterliegen welche wahrhaft lieben, zogen sie sich an. Wie aus dem Reis der Baum wird so war aus der Liebe des Knaben die Liebe des Mannes geworden.

Hinter dem Sägewerk, abgewendet von der Straße und dem großen Holzplatz, wo die Stämme kamen und gingen, lag, wie das Zimmer des Evlein und ihre Einschlußpforte auf die große Wiese hinausblickend, ein kleiner grüner Platz. Das murmelnde Gerinnsel des hier schon seiner Hauptkraft beraubten nach dem Werke abgeleiteten Baches trennte ihn von der Wiese, während der stärkere Arm des Wassers, das in künstlichem glattem Bett eilig der Sägerei zuströmte, ihn im Rücken umfaßte. Auf dieser grünen Insel, die dergestalt zwischen den ungleichen Bacharmen entstanden war, lagen einige dicke bejahrte Eichstämme geschichtet, die aus irgendeinem Grunde einmal der Säge entgangen waren, und bildeten eine natürliche Bank von breiten,

ehrwürdigen Ausmaßen. Eine dichte Reihe starker Erlenbüsche erhob sich dahinter und entzog den Ort den Blicken, die vom Werkplatz oder dem Hof ihn hätten erreichen können. Gedämpfter klangen das Geräusch des Gatters und das Gezisch der Sägen herüber und hielten mit ihrer Gleichmäßigkeit alle anderen Geräusche nieder, die zu diesem Schlupfwinkel und Heiligtum der Liebenden dringen mochten.

Dort war ihr liebster Aufenthalt. Dort fanden sie sich ohne sich suchen zu müssen nach dem Werk ihres Tages. Dorthin gingen sie und ruhten, wenn der Tag heiß war, im Schatten vor der Mittagsglut. Dorthin brachte Konrad das Buch aus dem er ihr vorlesen, das Bild das er ihr zeigen wollte. Dorthin brachte er das Schmuckstück das er ihr beim Goldschmied in der Stadt gekauft. Dorthin brachte er wohl des Abends einen Freund mit herauf, auf den er stolz war und den er also dem Evlein zeigen mußte. Sie aber brachte nie jemanden mit. Dort auch sprachen sie von den Wundern der Natur, vom Gehen der Sterne, von dem Keimen der Pflanzen, von den Trieben der Tiere, von Geburt und Tod. Dort auch erzählte Konrad der Geliebten, wie er sie damals belauscht als sie nackt über die Wiese ging; wie damals alle Herrlichkeit des Wiesentals nur ihr zu dienen ausgebreitet schien, und wie ihm die Augen übergegangen seien während sie ihm im Glanz verschwand. „Damals waren wir Kinder,“ sagte das Evlein, „und du zumal warst ein Schwärmer.“

In der inneren Sicherheit und Freiheit, die ihr das Geschenk ihrer Keuschheit gab, freute sich das Evlein, Konrad zu allen Stunden nahe sein zu dürfen. Er fühlte

ihre Unberührbarkeit und seine Liebe war ehrfürchtig und unbegehrlich. Keines ahnte daß die Gabe, die ihr die seligsten Stunden frei zu genießen erlaubte, zugleich sie ewig voneinander trennte. Noch waren sie nicht wissend und glücklich. Wenn er in den unschuldigen goldigen Grund ihrer Augen sah, so tauchte er in eine unauslotbare Seligkeit hinab und wußte daß nichts auf der Welt dem gleich sei. Sie aber verankerte sich in seinen Blicken mit allen heimlichen Garnen und offenen Listen, über die ein weibliches Herz gebietet um sich der Liebe eines Mannes zu versichern. Sie schwuren sich nicht, sich nie zu verlassen: sie wußten daß sie einander nie würden lassen können. Wenn sie beisammen waren, so war ihnen wohl, ob sie sprachen oder schwiegen, und wenn sie getrennt waren, fühlte eines das andere wie einen unermesslichen Schatz und Reichthum den ihnen niemand streitig machen konnte.

Ihre Keuschheit führte das Evlein unterdessen zu einer Schönheit deren Formen von jener Eigenschaft allein festgelegt, ja erzwungen schienen. Alles war vollkommen an ihr, bestimmt und unwiderstehlich; nichts aufgelöst, gemildert, nichts noch wünschbar oder anders zu denken. — Eines Abends brachte Konrad einen jungen Bildhauer aus der Stadt herauf, der von ihrer Schönheit gehört und den Wunsch geäußert hatte, sie in einem marmornen Bildnis festzuhalten. Während der nächsten Tage saß ihm das Evlein in ihrer sorglosen, ja freigebigen Art. So oft aber der Künstler ihre Formen aus dem Stein heben wollte, so oft der Meißel, der Linie ihres Körpers ganz nahe, diese im Stein erreichte, zerbröckelte der Marmor unter der Spitze.

„Werden auch mir diese Formen unerbittlich sein? Ist selbst meinem liebenden Begehren dieser Leib unnahbar?“ dachte Konrad, als er am Abend erfuhr was sich zugetragen. Verstört suchte er sein Lager auf, mit dem Wunder beschäftigt.

An einem der nächsten Tage, als das Evlein ermüdet in ihrem Inselheiligum auf seinen Knien eingeschlafen war, wurde ihm Gewißheit. Er folgte mit den Augen den geliebten Linien des entblößten Nackens, der Schultern und der ruhig atmenden Brust und fühlte, daß er diesen Leib nie würde erobern können. Diese reinsten unschuldigsten jungfräulichen Formen, so nahe, so arglos vor ihm ausgebreitet, geboten ihm halt, als ob er sie zerstöre wenn er die Hand danach ausstrecke; wie wohl ein Mensch plötzlich vor dem zarten Wunder einer blühenden Ranke, die im Walde über seinen Weg fällt, haltmacht und es nicht über sich gewinnt, sie zu zerreißen. Eine geisterhafte Scheidewand war zwischen ihm und ihr errichtet und er war ohnmächtig, sie niederzulegen. Ein unsagbarer Schmerz überkam ihn. Er barg sein Gesicht in der Hand und weinte still. Da fiel ein heißer Tropfen auf die nackte Brust des Evlein und sie erwachte. Als sie ihn fragte, warum er weine, sagte er, er wisse es nicht. „Vielleicht vor Glück“, antwortete er unter Tränen, da sie weiter in ihn drang. Aber sie war nicht ganz zu beschwichtigen und eine Wolke des Zweifels zog in ihr Herz.

Die Liebe Konrads und des Evlein war im dritten Jahr. Der Sommer stand im Land. Auf den Weiden brüllte

das Vieh und über die Koppeln zitterte das helle Wiehern der Stuten. Die Büsche erschallten vom Gezirp und Werbegezwitscher der Vögel, die Bienen summten dumpf und betäubend um blühende Bäume, das Wild schrie in den Wäldern, und das Dunkel war voll von dem Gebuhl von tausend Wesen. Ein süßer schwerer Duft ging durch die Nächte, und alles machte die Zeit schwer zu tragen für die welche liebten. —

Das Evlein saß in seinem Forellenbach im Bade. Dies war ein geräumiges Becken des Bachs oben im Tal, wo er noch nicht in gleichmäßigem Gefäll dahinfließ sondern in Sprüngen von Fels zu Fels fiel und sich mit vielfachen Aufhalten einen unregelmäßigen Weg suchte. Dort hatten winterliche Wasserstürze ein tiefes Rund zwischen moosiges Gestein eingelassen, das jetzt zur Sommerszeit, von zahmeren Sprudeln und Fällen genährt, dem Bach eine Ausruh gab. Dorthin flüchtete das Evlein, wenn der Tag zu heiß war oder ihre Sinne ihr zu warm machten. Die Forellen sonnten sich auf dem schimmernden Kiesgrund; aber sie schossen bereitwillig und eilig davon, noch ehe das Mädchen seine Füße darauf setzte.

Das Evlein tauchte den Leib in das kühlende Kristall das sie eiskalt umspannte. Es war ihr heiß zu Sinn und sie wußte wohl warum. Sie brannte vor Liebe. Sie wußte daß Konrad sie liebe, und konnte nicht fassen, was ihn von ihr fernhielt. „Ich sehne mich nach ihm,“ sagte sie leise zu sich und doch so als ob sie sich in einem Geständnis befreien müßte. „Warum umfängt er mich nicht? Weiß er nicht daß ich die Glückliche unter der Sonne wäre wenn er mich in seine Arme schlösse?“

Während sie regungslos dasaß, bis an die Brust im Wasser, hob sich ihr Bild aus dem Grunde zu dem still sich einstellenden Spiegel der Oberfläche empor. Da stellte sie sich leise auf die Füße, um es zu vergrößern, und mit vorgebeugtem Leib und halb erhobenen Armen wartete sie, bis es, nun größer, wiederkehre. Sie gierte danach, sich zu erblicken. War denn etwas Abstoßendes in ihren Zügen, ihren Formen? Das Bild stieg von neuem empor und versuchte zitternd auf der schwankenden Fläche sich festzuhalten. Sie suchte es mit angehaltenem Atem und erblickte sich. Eine unvergleichliche Anmut schimmerte ihr aus dem Rund des Spiegels entgegen und zauberte ein zartes Überraschen auf ihr Antlitz. Aber in dem Maße wie das Bild klarer und klarer wurde, schien es ihr wohl noch schöner aber weniger lieblich zu werden, und sie zerstörte es ärgerlich mit einer Bewegung des Fußes die den Sand aufwirbelte und den Spiegel zerbrach.

Als sie auf dem Heimweg war und schon die Landstraße gewonnen hatte die nach dem Dorfe führte, gesellte sich ein Mädchen zu ihr, Adriane mit Namen, das von der Mahd kam. Sie war eine schöne starke Person von südländischem Wesen, mit verführerischem Wohllaut in der Stimme. Sie fand es ihrer Kraft und Schönheit angemessen, die jungen Männer und Burschen des Dorfs sich botmäßig zu machen, und immer war es der angesehenste und schönste den sie betörte und, solange es ihr gefiel, in ihrem Netze hielt. Konrad war ihr um des Evleins willen entgangen; aber es dünkte ihr das eigentlich gegen Ordnung und Ehre, wie sie sie verstand, und sie gab ihn, obgleich sie keine

Veranstaltungen machte ihn zu fangen, noch nicht als für sich verloren auf.

Adriane und das Evlein waren in einem arglosen Gespräch dahingeschritten, wobei die letztere sich mehr von dem tiefen Geläut ihrer Stimme als von den Dingen begleiten ließ die sie erzählte, als Adriane plötzlich sagte: „Übrigens Konrad! Konrad ist dir auch noch nicht ganz sicher.“ Das Evlein, das in seinen eigensten Gedanken getroffen war, blieb stehen und musterte die andere, die nun gleichfalls ihre Schritte anhielt, mit einem großen Blick. Adriane lachte kurz, fröhlich und unbefangen. Das Evlein sah wohl daß sie ein Recht haben mußte, so zu reden. Aber da die Worte ohne Bosheit und Hinterhalt dahingesprochen schienen, hielt sie an sich. Ja, sie war Adriane halb dankbar. Denn ohne daß sie an eine Erschütterung der Neigung Konrads geglaubt hätte: hier schien ein Lichtstrahl, der ihr eine wohlgefühlte Verdüsterung und Bedrückung Konrads erhellen konnte, die, während er alle Beweise seiner Liebe zu ihr noch zu steigern getrachtet hatte, in den letzten Wochen auf ihm lasteten. Das Evlein setzte seinen Weg fort; sie würde bald wissen, was es für eine Bewandtnis mit den Worten Adrians habe.

Diese ging neben ihr her und besann sich, ob sie zuviel gesagt. Aber sie hatte keinen Anlaß, zu widerrufen oder einzulenken. Konrad, seit jener unglückseligen Entdeckung in Qualen umhergetrieben, war ihr begegnet und hatte, während er sonst ruhigen Auges an ihr vorüberging, diesmal, um sich zu betäuben, Gift gegen einen unaufhörlichen Schmerz zu nehmen, ihren

Blick gesucht und flammend in sich eingesogen. Mehr hatte sich nicht ereignet. Aber Adriane war erfahren und kannte den Lauf der Dinge.

Am Abend erwartete das Evlein Konrad auf der grünen Insel. Sie ging gelassen die wenigen Schritte auf und nieder die der Raum bot. Als Konrad über den kurzen Steg schritt der über das schnelle Wasser führte, trat sie auf ihn zu. Sie legte beide Hände auf seine Achseln und sah ihm ins Auge. „Was ist dir?“ fragte sie. „Was ist's mit Adriane?“

Er konnte ihr nichts entgegensetzen. All seine Qual stürmte gegen die Tore seines Herzens. Hilflös suchte sein Auge das ihre. Er wollte reden; aber nur ein Aufschrei war es, was sich seiner Brust entrang. „Ich liebe dich und kann dich nicht begehren!“ brach es aus ihm heraus. Und er stürzte nieder in ihren Schoß, da sie ihn, sich auf die Eichenbank niederlassend, auffing und an sich zog. Er vergrub sein Haupt unter ihren Händen und seinen Körper durchliefen Erschütterungen, als solle ihm das Herz brechen.

Nach dem Geständnis Konrads saß das Evlein noch lange im Dunkel allein. Eine Unruhe stieg in ihr empor und ließ sich nicht mehr beschwichtigen. Wenn Konrad sie nicht begehrte, wer würde sie begehren? Es durchzuckte sie plötzlich und erhellte sie wie ein Blitz daß sie noch von keinem begehrt worden war: mit keinem Blick, mit keinem Wort, vielleicht mit keinem Gedanken. Hatte sie nicht stolz in dem Gefühl gelebt daß ihr kein Mann nahen durfte? Etwas sprang sie an und biß sich in ihr fest wie eine Schlange. War

ihre Unberührtheit, die über ihrem Leben wie ein schützender Stern geschienen hatte, nichts anderes als ein verkappter Fluch? War sie verdammt? Die Sinne schwanden ihr wie vor einem Abgrund der sich aufriß. Sie schloß die Augen, um ihr pochendes Herz zu beruhigen. Da sah sie sich verdorrt an einem Wege liegen und ringsum blühte alles.

Sie mußte Gewißheit haben. Es durchfuhr sie, noch heute auf den Tanzboden zu gehen und ihre Macht an den Burschen des Dorfes zu erproben. Es war spät und sie würden erhitzt sein von Wein und Tanz. Aber sie verwarf den Gedanken wieder: sie würden es vielleicht dennoch nicht wagen, aus Angst oder Achtung vor Konrad oder weil sie ihm versprochen galt.

Am anderen Morgen fuhr sie mit Blumen zur Stadt. Seit sie auf das Betreiben Konrads in den Betrieb des Werks und seiner Geschäfte Einblick zu gewinnen suchte und dergestalt bald helfend bald lernend in es hineingezogen worden war, war die Gepflogenheit früherer Jahre aufgegeben worden. Ihre alten Bekannten und Kunden, die zu den Brunnen kamen, begrüßten sie, und neue Käufer, die ihre Schönheit anzog, traten heran. Sie blickte sie prüfend an. Keiner der nicht von ihr bezaubert war, der sich nicht an ihrer Schönheit weidete wie an einem schönen Schauspiel, das die Natur für ihn spielte. Aber keiner trat zu ihr, der in einer Befangenheit ein Gefühl verbarg, der ihr ein Wort versteckt in andere zuzutragen suchte, der ihr einen besonderen Blick zustecken wagte, der durch ein Erröten unter ihren forschenden Augen auch nur den flüchtigsten Gedanken zu verraten gehabt hätte.

Das Blut stieg ihr zu Kopf. Etwas wie Scham überkam sie. Eine Angst trieb sie zu einer ihr unbekannten Eile an. Es düstete sie nach neuen Beweisen und hetzte sie wahrhaft nach ihnen umher. Sie verschnachtete beinahe in Begierde nach ihnen. Als der Mittagszug sie nach den Höhen hinaufführte, schien er ihr mit einer folternden Langsamkeit dahinzukriechen. Es war ihr, als käme sie zu irgend etwas zu spät, und sie hätte doch nicht sagen können, was sie eigentlich versäume.

In ihrem Zimmer angekommen, warf sie ihr bestes Kleid und ein paar auffällige Gürtel und Bänder in eine Reisetasche und fuhr am Nachmittag wieder zur Stadt. In einem Hause, das auf vielen Pappschildern eingerichtete Zimmer zum Vermieten anbot, mietete sie wahllos eines das ihr für ihre Zwecke geeignet schien, und erwartete mit Ungeduld die Dämmerung.

Sie betrat die Straßen der Stadt. Und leise, erst zaghaft, dann kühner, lockte sie die Männer an, ihr zu folgen, wie sie es von andern sah die zwischen den eilenden Bürgerslenten langsamer und bedeutsam ihren Weg suchten. „Schöner Freund!“ sagte sie leise, wenn sie sich an einem der Herren vorüberschob; und „Schönes Kind!“ klang es leise zurück. Halbe Blicke warf sie den Männern hin oder drehte den Kopf frei über die Schulter, wenn sie einen zu sich heranzwingen wollte. Es war mancher, der der aufrechten Gestalt folgte, die ihm aus dem Gedränge in eine Seitengasse vorausging, wo sie ihm Einlaß in ein dunkles, verwohntes Haus und ein dürftiges schlecht erleuchtetes Zimmer gewährte. Aber alle verließen sie wieder wie unter einem Bann und doch keiner wissend, was ihn vor

ihr fernhielt. Manche waren seltsam höflich, manche tappten wie irre an sich davon, einige gingen mit einem Fluch.

Lange trieb sie ihr trauriges Spiel, fast die ganze Nacht. Immer voll neuer Hoffnung, immer von neuem enttäuscht. „Bin ich denn aussätzig?“ fragte sie einen verzweifelt. Aber er schüttelte langsam den Kopf und wußte nichts zu antworten. Als der Morgen graute, saß sie angekleidet auf dem Bett, die Ellenbogen auf die Knie gestemmt, die Ballen ihrer Fäuste in die Augen gepreßt. So sann sie lange, als ob sie mit ihren Gedanken das Geheimnis durchdringen müßte das um sie war. Noch schien sie nicht am Ende zu sein; noch flackerte es irgendwo wie Licht und Hoffnung. Endlich sagte sie, wie um ganz sicher zu sein vor sich und zugleich alles abzuschneiden: „Jede — es müßte denn die stumpfste Kreatur sein — jede, die den Stier brüllen hört und den Hengst wiehern, die dem Schlag der Nachtigall lauscht und den Vöglein in den Zweigen, jede, die sich auch nur einem flüchtigen Schmetterling, einem armen Schnecklein im Walde gleich und ebenbürtig hält, würde so handeln wie ich. Ich tue nichts Besonderes.“

Das Evlein brauchte keine Rechtfertigung, weder vor sich noch vor andern: ihr Blut schrie und begährte zu wissen. Sie gab ihm Raum wie etwas Heiligem das über sie kam.

Am Abend in der Dämmerung ließ sie sich von einem Mädchen, das sie reichlich bezahlte, ein verrufenes Haus zeigen. Sie betrat es. Die Schließerin sah die edle Gestalt argwöhnisch an; da sie aber an allerhand Vor-

kommissen gewöhnt zu sein schien und einige harte Geldstücke in ihrer Hand fühlte, ließ sie sie ein und erfuhr von ihr daß sie weiter nichts wolle als die Nacht zwischen die anderen Mädchen treten die sie halte. Der Handel war bald geschlossen. Die Alte warf ihr ein paar Bandspangen für Schultern, Hand- und Fußgelenke zu und fragte, ob sie ein Hemd wolle. „Ich trage kein Hemd. Ich habe ein Gelübde,“ antwortete das Evlein. „Das ist ein gutes Gelübde für diesen Ort,“ sagte die Frau lachend und trug das Hemd wieder fort.

Als die Nacht kam, wurde der Raum von der Alten in ein falsches aufdringliches Licht versetzt, das unter den Gcsimsen in zahlreichen Flammen angebracht war und sich in vielen Spiegeln brach. Das Evlein trat in die Reihe der Mädchen. Sie verhielten sich teilnahmslos und schweigsam und beachteten sie kaum. Es waren viel Fremde in der Stadt. Männer aller Art traten in das Haus, schauten die Mädchen mit lüsternen Blicken an und gingen wieder oder winkten einer, ihnen zu folgen. Wohl schauten alle auch sie an, die mit den anderen zur Schau stand. Keiner der sie unbeachtet ließ, manche die sie anstarrten wie ein Wunder. Aber ihr winkte keiner; nicht einmal ein Blick forderte sie auf. Sie stand an ihrem selbstgeschaffenen Prauger und sah bald die Männer an, bald senkte sie die Augen. Aber sie mochte sie ansehen oder nicht: von ihrem nackten Leibe ging ein Bann aus, der sie zurückhielt.

Und ein Mann kam, der schloß die Augen halb und ging wie unter einem Schleier auf sie los und schien kühner zu sein als die anderen. Das Evlein zitterte. Als er ihr aber ganz nahe war, taumelte er zurück wie von

einer großen Helligkeit getroffen, die plötzlich über ihn hereinbrach; und er ließ von ihr ab.

Da wußte das Evlein, daß es keiner wagen würde. Aber sie stand ihren Pranger aus, weil sie nichts mehr zu hoffen hatte. Was hätte sie um die Schmach, auch nur eines begehrliehen Blickes gegeben; wie war sie ausgestoßener als jene die neben ihr standen und die die Menschen für ausgestoßen hielten; gebrandmarkt und unwert des einfachsten, heiligsten Willens der Natur; gestäupt und gegeißelt von dem Fluch ihrer Unberührbarkeit; verjagt aus dem Stolz ihrer Keuschheit und geschändet durch ihre Unbefleckbarkeit. Nun war sie wirklich weniger als das Schneckchen im Walde, und das kleinste Insekt triumphierte über sie.

Als die Nacht schon weit vorgeschritten war, die Mädchen müde auf den Polstern lagen und die Tür seltener ging, stand sie noch immer, und ihre Augen fielen auf ihr eigenes Bild, wie es aus den Spiegeln in grellem Licht ihr entgegengeworfen wurde. „Was ist an mir?“ fragte sie sich, indem sie sich noch einmal zusammenraffte, und schickte sich an, sich mit einem eisernen Blick zu mustern. Da war es ihr, als ob das Glas ihr Rede stehen wolle, und etwas von dem gleichen seltsam Abweisenden schien sie aus ihren reinen eigenen Formen anzublicken das sie jüngst in dem sich klärenden Bilde im Wasserspiegel entdeckte und zerstörte, noch ehe es ihr zum Bewußtsein gekommen war. Aber in demselben Augenblick als sie es jetzt in einem Schauer vor sich festzuhalten versuchte, erlosch das Licht in dem Raum ringsum bis auf eine ärmliche Flamme, die Alte rief etwas von Feierstunde, die Mäd-

chen erhoben sich, gingen hinaus und die Spiegel lagen im Dunkel.

Wortlos kleidete sie sich an, wortlos entließ sie die Alte auf die Straße und schloß das Haus. Unter seinem Kummer kroch das Evlein dahin, wie sie nie gedacht hatte daß sie kriechen könne. Sie hatte alle Beweise, die letzten auch, und konnte dennoch nicht glauben.

Sie fror. Die Dinge verschwammen. Irgendwo pffft die Maschine eines Zuges in der Frühe; es roch nach nassen Kleidern und Menschen stießen sie an die in der Ecke saß. Dann hörte sie Stimmen die ihr bekannt schienen, und ging durch Türen durch die sie oft gegangen war; ein Sägegatter ging auf und nieder und ein Bach raunte eine bekannte Weise. Als sie über die Schwelle ihres Zimmers trat und es sie überkam wo sie war, stürzte sie vor ihrem Bette auf die Knie, umarmte mit beiden Armen die Lagerstatt ihres Hauptes, küßte das Linnen ihrer Kissen und schluchzte in sie hinein wie ein Kind das in den Schoß seiner Mutter sinkt.

Ihr Lager nahm sie auf, der Schlaf nahm sie dahin, und sie wußte nichts mehr von ihrem Fluch.

Die Mittagsonne eines neuen Tages schien in ihr Zimmer, als sie erwachte. Sie lag ganz still, um ein wohliges Gefühl nicht zu zerstören das sie durchlief. Indem die sich belebenden Sinne langsam sich rückwärts tasteten, gewann sie die Erinnerung an die letzten Tage, wie einem Menschen das Besinnen zurückkehrt der aus einem schweren Schiffbruch gerettet ist und aus langer Erschöpfung das erstemal zum Bewußtsein er-

wacht. Einer großen Gefahr war sie entgangen, so fühlte sie dankbar, und strich unter der Decke leise über ihre Glieder. Sie waren heil und gesund und schmerzten sie nicht. War ihre Unberührtheit ihr dennoch zur Gnade ausgeschlagen? Sie wollte es bejahen und seufzte doch tief auf, sehnte sich nach Konrad und breitete weit ihre Arme nach ihm aus.

Dann versank sie wieder in Nachdenklichkeit. Seltsames ging in ihr vor. Es war ihr, als ob das was sie erfahren, nicht das Ende sei, als sei sie vielmehr nur durch eine Station gegangen, durch ein Vorspiel, dem anderes folgen müsse. Ihr Blut hatte nach Beweisen geschrien für einen Fluch, gegen den es sich aufbäumte. Die sie ihm verschafft hatte, waren bitter. Ihr Innerstes aber erwartete noch immer einen Ausweg, eine Rettung, einen Austrag der Unbill, die eine ihr unbekannte Macht über ihren gesunden Leib verhängt hatte. So war ihr, als ob ihr eine Offenbarung bevorstehe, als ob sich das alles auflösen müsse, als ob der Himmel oder die Natur ihr ein Geheimnis enthüllen werde, das sie lächelnd entgegennehmen würde, so verborgen es ihr jetzt noch war. Denn sie war von der Art, daß sie sich zu gesund an Leib und Seele fühlte, um eine Verdammte zu sein.

Und sie überdachte das erstemal in ihrem Leben, seit wann sie wohl diese Keuschheit besitze die alle abwies; hatte sie sich immer so gekannt? War sie nicht in der Frühe eines Junimorgens, fast noch ein Kind, in ihrem verwachsenen Hemdchen, voller Scham und für jeden Blick verwundbar, die große Wiese hinaufgesprungen? Und nach einer kleinen Stunde war sie

den Rain zurückgegangen, ganz nackt, unbeschwert, frei, unangefochten von jeglicher Scham, im Mantel ihrer Unnahbarkeit. Die Himmelskönigin kam ihr in den Sinn, der schöne Knabe dem sie ihr Hemd geschenkt und die seltsamen Worte, die Konrad über sie führte als er sie damals belauscht hatte. War ihre Unberührbarkeit — so meinte sie — wirklich von einer Himmlischen mit einem Lächeln ihr zugehaucht worden, so würde sie auch mit einem Lächeln von ihr genommen werden wenn die Zeit kam; und wenn sie so dachte, erschien ihr das Leid der letzten Tage eher wie eine Prüfung, eine gelinde Züchtigung dafür daß sie in ihrer armen Menschlichkeit in der himmlischen Gabe einen Unsegen gesehen oder vermutet hatte.

Sie wußte sich das alles nicht zusammenzureimen und fühlte sich doch an der Schwelle des Geheimnisses.

Mit einer feierlichen Ungeduld erhob sie sich, trank die Milch und aß das Brot, die immer für sie an bestimmter Stelle bereit standen, und begab sich in die Geschäftsräume hinüber, wo Arbeit ihrer wartete. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß sie am Abend Konrad sehen würde, dann aber wieder, daß sie vielleicht nicht würde kommen können, von irgendeinem für sie bedeutsamen Geschehnis abgehalten.

Das Evlein war schon geraume Zeit im Werk verschwunden und nichts von Bedeutung schien sich ereignen zu wollen, als in der Abenddämmerung das ganze Dorf durch die Ankunft eines fast lautlos und schwebend über das Gepflaster einfahrenden feinslackierten Reisekraftwagens in Aufregung versetzt

wurde. Zwei sehr schöne in weite Schleier gehüllte Frauen entstiegen dem Fahrzeug, als es anmutig und bestimmt vor den Stufen des Gasthofs, der sich dieser Ehre nicht versah, haltmachte. Nach einer Weile kam ein Dienstinädchen ziemlich ratlos auf die Straße gestürzt. Von ihm erfuhren die Trüppchen der Neugierigen, die noch auf dem Pflaster herumstanden wie kleine schwarze Pfüten nachdem der Regen sich längst verlaufen hat, die Damen wollten sich zu einem Tanz auf einem Schloß der Nachbarschaft hier im Gasthof umziehen und herrichten und verlangten nach zwei zierlichen leichten Rosenkränzen, wie sie für ein ländliches Fest in schönen Frauenhaaren passend schienen. Die Neugierigen kamen sich nützlich und wichtig vor, als sie auf das Evlein als die unzweifelhafte Retterin der Ehre des Dorfes, wenn sie sich mit Blumen wahren ließe, hinwiesen. Und das erstemal in ihrem Leben ging das Evlein noch des Abends spät in ihren Blumen- garten, um Rosen zu schneiden. Sie schnitt mehr als genug für zwei kleine Halbkränze, die sie schnell und leicht so band daß man sie in das Haar mehr ein- flechten als aufsetzen sollte. Dies aber, hatte sie sich vorgenommen, dem Bauernmädel abzunehmen, das sich in Handreichungen für vornehme Damen doch nur lächerlich und ungeschickt aufführen würde. Zwei dicke Sträube großer Rosen lagen außer den Kränzen in ihren Körben, als sie eilend in der sinkenden Däm- merung über die große Wiese zurücklief, dem hell er- leuchteten Gasthof zu.

Als sie das Zimmer der Fremden betrat, zu dem sie der Wirt, wohl zufrieden, seinen Gästen mit einer so

schönen Person aufwarten zu können, bereitwillig zu-
ließ, erschrak sie ein wenig beim Anblick der zwei
Frauen, die in einem luxuriösen Durcheinander, das
sie aus ihren Koffern angerichtet hatten, jede vor einem
kerzenbeleuchteten Spiegel saßen und offenbar nur auf
ihre Kränzlein warteten. Das kleine Erschrecken des
Evlein rührte aber daher daß die beiden Schönen, so
oft auch das Mädchen bald heimlich bald unverhohlen
ihre Blicke der einen oder der andern zuwandte, was
beide, in ihre Spiegel blickend, sehr wohl bemerkten,
nicht nur einander wie Schwestern glichen, sondern
auch etwas von jener himmlischen Schönheit an sich
zu tragen schienen, die ihr von einem Junimorgen auf
der großen Wiese vor ihrem Blumengarten in einer
unverrückbaren Erinnerung geblieben war. Keine der
Frauen zeigte zwar hier vor den Spiegeln die stille Er-
habenheit jener die den Jesusknaben an der Hand ge-
führt hatte; und wenn die Blicke dieser keusch und
still gewesen waren, so waren die der Fremden eher
keck und übermütig. Aber dennoch leuchtete in ihrem
Benehmen eine geheimnisvolle Hoheit, die das Herz
des Evlein erwartungsvoll schlagen machte. Um so be-
gieriger horchte sie, ob in den Gesprächen, die die Da-
men miteinander während ihrer Handleistungen führ-
ten, sich nichts Himmlisches verriete. Aber sie unter-
hielten sich ganz und gar nicht von dem göttlichen
Kinde und anderem was sie hätte angehen können son-
dern von sehr irdischen Dingen und schienen sich über-
dies an der Ratlosigkeit des Mädchens, das nicht wußte
was es aus ihnen machen solle, heimlich zu belustigen.
Am Ende hatte Evlein nicht mehr von ihnen erhascht

und verstanden als daß sie sich gegenseitig Maria und Magdalena nannten.

Die Arbeit des Mädchens war bald getan. Die Rosen im Korb kauften die Damen mit den Kränzen und steckten sie nachlässig in die Gürtel ihrer Gewänder. Dann holte die eine mit spitzen Fingern ein Goldstück aus ihrer Börse und legte es auf den Tisch, nicht ohne die andere mit einem bedeutsamen Blick zu streifen.

Sie waren zum Weggehen fertig. Noch einmal fielen die Schleppen, um die Hände für das Anziehen der langen weichen Handschuhe frei zu bekommen. Während sie beide zugleich bedachtsam diese Prozedur vornahmen, sagte die eine, ohne das Evlein nach seiner Meinung zu fragen:

„Du könntest hier etwas aufräumen, wenn wir gegangen sind. Die Bauernmädchen verpatschen und zerreißen einem doch nur alles mit ihren plumpen Fingern.“

Dann nahmen sie ihre Gewänder auf, lachten leise ehe sie gingen und waren verschwunden, bevor das Evlein ihnen nachzublicken wagte.

Sie aber stand in dem nach dem Hinausschweben der hellen Gestalten wie verdunkelten Zimmer zwischen den Spiegeln und Kerzen, den fremden Dingen und Gerüchen, und eine leise Enttäuschung über die beiden Damen schlich sich in ihr Herz. Langsam trat sie an den Tisch und hob das Goldstück auf, ob es ihr etwas verriete. Es zeigte ein fremdes Gepräge. Schwer lag es in ihrer Hand und schien sie zu verpflichten. Sie machte sich an die Arbeit. Aber als sie sich noch umschaute, wo sie zuerst zugreifen sollte, gewahrte sie, über der

Lehne eines Stuhles hängend, hell und zugleich geheimnisvoll bespiegelt, einen Gegenstand der sie lächeln machte.

Es war ein feines Frauenhemd; leicht, kaum von Gewicht, mit entblößtem Hals und entblößten Armen zu tragen, wie es schöne Frauen zur Tagzeit an ihrem Körper leiden.

„Solche Dinge also tragen sie“, sagte das Evlein leise, indem sie zu dem Stuhl trat. Und fast eitel darauf daß sie kein Hemd trage, faßte sie das fremde mit beiden Händen und breitete es prüfend in der Luft aus: „Solche Dinge also tragen sie.“

Während sie sich eben noch mit diesen Worten vor sich selbst brüstete, konnte sie dennoch zugleich der Lockung nicht widerstehen. Sie streifte ihr Jäckchen ab, der Rock fiel zu Boden; sie warf das Hemd über den bloßen Leib und trat zwischen die beiden Spiegel.

Sie erblickte sich. Und das erstemal in ihrem Leben errötete das Evlein. Und noch im Erröten schien sie verwandelt. Ein Wirrwarr der Gefühle ging von dem Bilde im Spiegel auf sie über, der doch gleichwohl erst von ihr selbst in das Glas hineingetragen sein mußte. — Sie mußte sich einen Augenblick zwingen stillzustehen, um die Offenbarung zu begreifen. War ihr nicht noch ehegestern ein Hemd angeboten worden und hatte sie es nicht ausgeschlagen? Ein Frösteln überrieselte sie. — Dann stürmte ihr Abbild von neuem auf sie ein. Sie fühlte sich gehöhnt geschmeichelt, entehrt geliebkost zugleich; sie wollte sich erwehren und mußte sich doch überlassen; sie wollte sich schämen, und mußte sich freuen — ihr schwindelte. Fluchtartig

riß sie sich von dem Bild im Spiegel los. Sie stürzte hinaus, als ob es hinter ihr brenne.

Draußen im kalten Flur fiel es ihr ein daß sie ihre Kleider zurückgelassen hatte. Aber ihr, die kein Blick bisher berührte, verlegte die Scham beide Wege zugleich. Sie konnte nicht vor- und nicht rückwärts. Im unbestimmten Suchen nach einem Ausweg, nach einer Zuflucht, drückte sie mit bebendem Herzen und fliegendem Atem die Klinke des nächsten Zimmers. Es war leer. Und im Dunkel sank sie auf einen Stuhl an den sie stieß, ohne auch nur die Kraft zu haben, die Türe hinter sich zu schließen. Mit hochgezogenen Knien, ganz in sich zusammengepreßt, wartete sie zitternd vor Erregung und wagte es nicht, sich von der Stelle zu bewegen.

Unterdessen wartete Konrad an dem gewohnten Platz auf der grünen Insel. Schon mehr als einmal hatte er die weichen Kissen gerichtet, die er für sie aus dem Hause mitgebracht hatte. Nun erhob er sich. Hatte er es ertragen müssen daß sie nach seinem Geständnis einige Tage verschwunden war, so beunruhigte es ihn jetzt daß sie nicht kam während er sie im Dorfe wußte. Da erfuhr er denn bald die Sache mit den Fremden, den Rosenkränzen und den Diensten, die das Evlein dem Mädchen im Gasthof abgenommen hatte. Er vernahm aber auch, daß die Damen in ihrem Reisewagen schon seit geraumer Zeit davongefahren waren.

Konrad stieg die Treppe hinauf. Das offene Zimmer der Fremden am Ende des Ganges fand er verlassen. Die Lichter flackerten aber verrieten nichts. Als er auf

dem Rückweg an dem dunkeln Raum vorüber wollte zu dem die Thür offen stand, hielt ihn ein leises Geräusch fest. Bald stand er an ihrem Stuhl. Sie hatte ihn am Tritt erkannt und wußte daß er es sein müsse. Und wie in einer entsetzlichen Verzweiflung, hilflos, nach Erlösung ringend, schlang sie die nackten Arme um den Hals ihres Freundes, der sich zu ihr niederbeugte, und unter Strömen stummer Tränen küßte sie ihn tausend und tausendmal.

Konrad schwieg und biß sich auf die Lippen. Da das Evlein immer zu einem Wort oder Geständnis anzusetzen schien, blieb er still, indem er sie auf seine Knie zog.

Aber es gab doch eine neue große Flut von Tränen als das Evlein am Ende eine Frage hervorbrachte. „Konrad,“ sagte sie, „Konrad, wirst du mich denn nun noch lieben? Ich habe doch ein Hemd an!“ Aber Konrad antwortete nicht, sondern küßte sie. Und endlich war ein Lachen unter ihren Tränen und sie empfand es ganz und gar wundervoll daß sie ein Hemd anhatte.

Da schlang Konrad eine Decke, die er vom Bett herunterriß, um ihre Gestalt und trug sie durch das Haus und über die Straße in ihr Zimmer. Die Neugierigen, die die Köpfe zusammensteckten, beachtete er nicht.

Und die Schranke, die zwischen ihnen aufgerichtet war, fiel. Das Evlein seufzte ein wenig als der Schutzmantel der Himmelskönigin von ihr absank; aber es war ihnen beiden so wohl wie irgendeinem Menschenpaar, das je von einem Frauenhemd gewußt hat.

Das Evlein hat sich aber zeit ihres Lebens nicht davon abbringen lassen daß jene zwei schönen Frauen,

denen sie im Gasthof die Haare zum Tanz hatte ordnen müssen, in einer geheimnisvollen Beziehung oder Verwandtschaft mit der hoheitsvollen Frau standen, die ihr dereinst vor langen Jahren in der Frühe eines Junitages auf der großen Wiese vor ihrem Blumen-
garten begegnete. Nach einigen Tagen hatte sie, um der Sache auf den Grund zu kommen, den Mut gehabt, beim Wirt vorsichtige Fragen über den Verbleib der beiden Damen zu wagen. Aber sie waren nicht zurückgekehrt und niemand wußte zu sagen, wohin sie gefahren. Freilich sei ihm, so erzählte der Wirt, einige Tage nach ihrer Wegfahrt eine kurze Weisung zugegangen, die zurückgelassenen Sachen ihnen an einen angegebenen Bestimmungsort, dessen wunderlichen Namen er vergessen, nachzusenden.

Das Evlein sagte nicht daß von jenen Dingen ein Hemd fehle.

I N H A L T

Novellen	I
Die Waffenbrüder (1910)	3
Angelucia (1911)	57
Der Opfergang (1911)	99
Die Vogelscheuche (1910)	147
Unsterblichkeit (1921)	165
Der Wingult (1921)	207
Legenden	229
Coelentina (1908)	231
Sankt Georgs Stellvertreter (1909)	281
Weihnachtslegende vom Peitschchen (1917)	331
Keuschheitslegende (1913/14)	343

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0015360 1

PT2603 .I59 1927 Bd.1

Binding, Rudolf Georg.

Gesammeltes werk.

DATE

ISSUED TO

57291

57291

